

Reutlinger Geschichtsblätter
Jahrgang 2003 · Neue Folge Nr. 42

Reutlinger Geschichtsblätter



Jahrgang 2003 · Neue Folge Nr. 42

Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.
2004

Herausgeber:
Stadtarchiv Reutlingen
Reutlinger Geschichtsverein e.V.

Schriftleitung und redaktionelle Bearbeitung:
Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Stadtarchiv Reutlingen)

Redaktionsbeirat:
Dr. Wilhelm Borth, Dr. Gerhard Junger, Werner Krauß, Dr. Werner Ströbele

Für Inhalt und Form der Beiträge zeichnen die Verfasser verantwortlich.
Zuschriften, Manuskripte und Besprechungen werden erbeten an:
Stadtarchiv Reutlingen (zugleich Geschäftsstelle des Geschichtsvereins),
Marktplatz 22, 72764 Reutlingen, Telefon 0 71 21 / 3 03 23 86,
Fax 0 71 21 / 3 03 27 58, e-mail: stadtarchiv@reutlingen.de

Satz: typoscript GmbH, Kirchentellinsfurt
Druck: Oertel+Spörer Druck und Medien-GmbH + Co. KG, Riederich
Einband: G. Lachenmaier, Reutlingen

Drucktechnische Beratung und Umschlaggestaltung:
Hermann Pfeiffer, Reutlingen

Fotoarbeiten:
Gisela Schach (Stadtarchiv Reutlingen)

Dieses Buch ist auf säure- und holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt
und entspricht den Frankfurter Forderungen zur Verwendung alterungsbeständi-
gen Papiers für die Buchherstellung.

Grundschrift: Garamond, Papier: Gardapat 13 (90 g/m²),
Einbandstoff: EfaLin/Feinleinen

Auflage: 1100 Exemplare

© 2004 Stadtarchiv Reutlingen, Reutlinger Geschichtsverein e. V.
Printed in Germany
ISSN 0486-5901

Abbildung auf Umschlag:

Das Pomologische Institut Reutlingen in den 1880er Jahren. Rechts im Vordergrund das Hauptgebäude, das Haus des Institutsleiters und die Zöglingswohnungen mit Glashäusern, vorne in der Mitte das Arboretum mit Spaliergarten, links das Eisenlohrsche Brauereianwesen und oberhalb des Weges das damalige Krankenhaus (Spital). Im Hintergrund hinter dem ausgedehnten Areal der Baumschule und des Obst-Muttergartens der Georgenberg, rechts das Städtische Baumgut und die Alteburg.

Inhalt

Vorwort	7
<i>Werner Grüninger</i> Das Obere Wiesaztal – eine Kalktufflandschaft	9
<i>Horst Carl</i> Reutlingen und der Schwäbische Bund	33
<i>Rainer Loose</i> Von Seidenwürmern, Maulbeeren und armen Leuten. Zu einem Kapitel frühindustrieller Wirtschafts- und Sozialpolitik im Königreich Württemberg während des 19. Jahrhunderts, mit besonderer Berücksichtigung des Raumes Reutlingen	53
<i>Franz Friedrich Just</i> Eduard Lucas und das Pomologische Institut in Reutlingen	73
<i>Klaus Kemmler</i> Das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche von Gönningen. Die Geschichte des Denkmals von 1943: Briefe und Dokumente sowie Auszüge aus den Totenregistern von 1728 bis 1902	213
<i>Wilhelm Borth</i> Das Isolde-Kurz-Gymnasium und seine Schulhäuser von 1841 bis 2002. Schul- und stadtgeschichtliche Impressionen im Spiegel von Schulgebäuden	289
Buchbesprechungen (siehe nachfolgende Übersicht)	323
Autoren und Rezensenten	366
Abbildungsnachweise	367

Buchbesprechungen

Artur C. Ferdinand: Reutlingen – Der Stadtführer in Farbe, 2002 (S. Föll)	323
Bernd Storz: Reutlingen – Die Engel der Geschichte, 2003 (E. Timm)	324
Rainer Fieselmann: Reutlingen, 2003 (G. Kronberger)	326
Manfred Grohe: Reutlingen und der Südwesten, 2003 (G. Kronberger)	327
Jürgen Meyer: Archäologische Geheimnisse. Rätselhafte Entdeckungen zwischen Neckar und Alb, 2002 (S. Killinger)	328
Jürgen Meyer: Rätsel der Geschichte. Geheimnisvolle Entdeckungen zwischen Neckar und Alb, 2003 (S. Killinger)	328

„Alle Jahre gibt’s nicht Wein“. Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, 2001 (G. Kronberger)	330
Heidi Stelzer (Bearb.): Reutlingen in den 20er Jahren. Die Zeit von Kriegsende 1918 bis zu Hitlers Machtübernahme im Januar 1933, 2001 (K.-A. Böttcher)	332
Arbeiter-Siedlung Gmindersdorf. 100 Jahre Architektur- und Alltagsgeschichte, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, 2003 (K.-A. Böttcher)	334
Beate Kolb, Sabine Dieterle (Hrsg.): „Das war es . . .“. 30 Jahre Studierendenschaft der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen, 2003 (W. Raupp)	336
Die Stephanus-Kirche in Sondelfingen und ihre Wandmalereien, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen (Autoren: H. Ziegler, Th. Braun), 2001 (A. Wendt)	337
Astrid Wendt: Das Samenhandelsmuseum Gönningen, Museumsführer, 2002 (H. Stelzer)	339
Ralf Oldenburg: Wilhelm Waiblinger, Literatur und bürgerliche Existenz, 2002 (H. Betz)	340
Isolde Kurz: Der Aktiengarten und andere Erzählungen, 2003 (G. Kronberger)	342
Otto Paul Burkhardt: Hans Grischkat und das Musikleben der Stadt Reutlingen, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, 2003 (A. C. Ferdinand)	342
Helmut Schepper (Hrsg.): Wappenbuch. Die Städte- und Gemeindewappen im Landkreis Reutlingen, 2001 (P. Ackermann)	344
Landkreis Reutlingen (Hrsg.): Vor 50 Jahren – Ein fotografischer Streifzug durch den Landkreis Reutlingen, bearb. von Irmtraud Betz-Wischnath, 2002 (W. Krauß)	344
Raimund Waibel: 750 Jahre Klarissenkloster der heiligen Cäcilie in Pfullingen (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Heft 11), 2002 (H. Betz)	345
Chronik einer Pfullinger Klarisse. Eine Brixener Handschrift, hrsg. von Hermann Taigel (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Sonderheft), 2002 (H. Betz)	347
Roland Deigendesch: Die Kartause Güterstein, 2001 (H. Betz)	348
Wolfgang Sannwald: Geschichtszüge – Zwischen Schönbuch, Gäu und Alb: Der Landkreis Tübingen, hrsg. vom Kreisarchiv Tübingen, 2002 (P. Ackermann)	350
Sieben Jahre Landeshauptstadt. Tübingen und Württemberg-Hohenzollern 1945 bis 1952, hrsg. von Udo Rauch und Antje Zacharias, 2002 (G. Junger)	351
Ernst Riegg: Konfliktbereitschaft und Mobilität. Die protestantische Geistlichkeit zwölf süddeutscher Reichsstädte zwischen Passauer Vertrag und Restitutionsedikt, 2002 (H. Betz)	352
Gabriele Haug-Moritz: Der Schmalkaldische Bund 1530–1541/42. Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, 2002 (W. Borth)	354
Urs Hafner: Republik im Konflikt. Schwäbische Reichsstädte und bürgerliche Politik in der frühen Neuzeit, 2001 (G. Junger)	356
Daniel Hohrath, Gebhard Weik, Michael Wettengel (Hrsg.): Das Ende reichsstädtischer Freiheit 1802. Zum Übergang schwäbischer Reichsstädte vom Kaiser zum Landesherrn, 2002 (S. Knappenberger-Jans)	358
Mit 100 Sachen durch die Landesgeschichte (Hrsg.: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Badisches u. Württembergisches Landesmuseum), 2002 (H. A. Gemeinhardt)	360
Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933, bearb. von Frank Raberg, 2001 (W. Ströbele)	361
Wilfried Reininghaus, Norbert Reimann (Hrsg.): Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien, 2001 (K.-A. Böttcher)	362
Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Karl-J. Hummel (Hrsg.): Zwangsarbeit in der Kirche. Entschädigung, Versöhnung und historische Aufarbeitung, 2001 (K.-A. Böttcher)	363
Maria Würfel: Erlebnisswelt Archiv. Eine archivpädagogische Handreichung, 2000 (I. Betz-Wischnath)	364

Vorwort

Der Grundstein für Reutlingens Ruf als „Schulstadt“ wurde im 19. Jahrhundert gelegt. Neben der Erhebung der traditionsreichen Lateinschule zum Gymnasium, der Gründung einer Höheren Töchterschule, dem Ausbau des Realschul- und des beruflichen Schulwesens kam insbesondere der Einrichtung der Webschule (1855), des Pomologischen Instituts (1860) und der Frauenarbeitsschule (1868) eine große Bedeutung zu, erfreuten sich doch gerade die letztgenannten Institutionen über viele Jahrzehnte eines überregionalen, ja sogar internationalen Ansehens. In den Reutlinger Geschichtsblättern hat sich in der jüngeren Vergangenheit eine ganze Reihe von Aufsätzen mit schulischen Themenfeldern beschäftigt: 1994 erschien eine Studie über die Anfänge der Reutlinger Realschule und eine umfassende Abhandlung über die Geschichte des hiesigen beruflichen Schulwesens, 1995, zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, folgte eine Untersuchung über das Reutlinger Schulleben im Dritten Reich und in der frühen Nachkriegszeit, und im Jahresband 2000 stand die Gründungsgeschichte der Frauenarbeitsschule im Mittelpunkt. Der Hauptbeitrag des vorliegenden Bandes ist nun Eduard Lucas und dem Pomologischen Institut gewidmet, und in den Geschichtsblättern 2005 – soviel sei schon verraten – wird anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Webschule die Entwicklung dieser für Reutlingen so prägenden textilen Ausbildungsstätte beleuchtet werden.

Neben dem späteren Textiltechnikum übte vor allem das 1860 gegründete Pomologische Institut in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine große Anziehungskraft aus. Schüler aus ganz Deutschland, aber auch aus dem europäischen Ausland, ja selbst aus Übersee absolvierten ihre pomologische Ausbildung in Reutlingen. Um so erstaunlicher ist es, daß bis dato noch keine Gesamtwürdigung dieser international angesehenen Lehranstalt vorlag. Die fundierte Abhandlung von *Franz Friedrich Just* schließt nun diese Lücke in der stadtgeschichtlichen Literatur. Dabei ist es ein besonderes Verdienst des pensionierten Reutlinger Gymnasiallehrers für Naturwissenschaften, daß er neben der originären Institutsgeschichte und dem biographischen Werdegang der beiden Direktoren, Vater und Sohn Lucas, auch die bis heute anhaltende wissenschaftliche Bedeutung von Eduard Lucas' Lebensleistung auf dem Gebiet des Obstbaus und der Obstsortenkunde aufzeigt. Veranschaulicht wird der 140seitige pomologische Streifzug durch reichhaltiges, zum Teil bislang unbekanntes, weil noch in Privatbesitz befindliches Bildmaterial.

Und noch ein zweiter Artikel unserer neuen Geschichtsblätter-Folge ist der Reutlinger Schulgeschichte gewidmet. *Wilhelm Borth*, bis 2002 Schulleiter des Isolde-Kurz-Gymnasiums, liefert in seinem reich illustrierten Überblick über die inzwischen stattliche Reihe von Schulgebäuden des IKG und seiner Vorgänger Impressionen aus mehr als 160 Jahren Schul- und Stadtgeschichte – vom ersten Unterrichtsraum der 1841 gegründeten „Höheren Privattöchterschule“ im Saal eines Gasthofs bis zur Einweihung eines neuen Schulgebäudes für das IKG im November 2002.

Zwei Beiträge greifen Themen auf, die eng mit der Historie der heutigen Reutlinger Bezirksgemeinde Gönningen verbunden sind: der Samenhandel und das Tuffsteinvorkommen. *Klaus Kemmler*, selbst aus einer Samenhändlerfamilie stammend, schildert Vorgeschichte und Realisierung des auf eine Initiative des Gönninger Pfarrers Schüle zurückgehenden Samenhändlerdenkmals. Dieses ist zum Gedächtnis an die im 18. und 19. Jahrhundert in Ausübung ihres Berufes im Ausland verstorbenen und nicht in die Heimat überführten Gönninger Samenhändlerinnen und -händler im Oktober 1943 in der evangelischen Kirche eingeweiht worden. Im Anhang hat der Autor in mühevoller paläographischer Kleinarbeit aus den Gönninger Totenbüchern die entsprechenden Eintragungen für die auf dem Denkmal nicht namentlich genannten 244 Personen zusammengestellt.

Das Samenhändlerdenkmal ist wie viele andere Denkmäler, Kunstwerke und Gebäude jener Zeit in der näheren und weiteren Umgebung – bis hin zum Berliner Olympiastadion oder dem Flughafen München-Riem – aus Gönninger Tuffstein gefertigt. *Werner Grüninger*, der sich schon in seiner Tübinger Dissertation und seit nunmehr fast vier Jahrzehnten mit dem Phänomen Kalktuff beschäftigt, erläutert aus geologischer Sicht das Entstehen dieser Gesteinsart und die Besonderheiten der Kalktufflandschaft im Oberen Wiesaztal.

Deckt das Thema Kalktuff eine Zeitspanne von über 11 000 Jahren ab, so behandelt der Beitrag von *Horst Carl* einen vergleichsweise kurzen, aber um so wichtigeren Abschnitt der Reutlinger Geschichte, die Zugehörigkeit der Reichsstadt zum Schwäbischen Bund zwischen 1488 und 1534, also einen Zeitraum, der durch die Reformation, den Ausbruch der Glaubenskriege wie auch durch den spektakulären Überfall Herzog Ulrichs auf Reutlingen geprägt ist.

Abgerundet wird das Themenspektrum unserer diesjährigen Geschichtsblätter durch *Rainer Loose*, der in seiner Studie über die Bemühungen um die Etablierung einer einheimischen Seidegewinnung im Königreich Württemberg während des 19. Jahrhunderts ein eher randständiges, aber zeitweilig auch in Reutlingen relevantes Kapitel frühindustrieller Wirtschafts- und Sozialpolitik beleuchtet.

Das Obere Wiesaztal – eine Kalktufflandschaft

Von Werner Grüninger

Von den Quellen bis Gönningen ist die Talsohle der Wiesaz mit einer mächtigen Füllung aus Kalktuff abgedeckt, so wie bei anderen Stirnflüssen der Schwäbischen Alb, zum Beispiel Echaz, Erms und Fils. Gehängeltuffe wie der Uracher Wasserfall sind an der Wiesaz nicht ausgebildet. Mehrere Kalktuffterrassen gliedern das Tal im Längsprofil. Hinter einer steilen Talstufe (Barre) aus Festtuff liegt jeweils eine flache Terrassenoberfläche mit verschwemmten Kalkbrocken und Kalktuffsand. Jede Talstufe (Gefälle > 4,0 %) besteht aus mehreren Unterbarren: Stufenwasserfälle (= Kaskaden). Im Naturzustand verlegte die Wiesaz auf den Wasserfällen der Barren und ebenso auf den Terrassen immer wieder ihren Lauf. Dabei fiel aus ihrem harten Wasser der Kalktuff aus. Die Tuffbildung endete in Gönningen, beim Austritt der Wiesaz aus der Alb.

Mit einem zunehmend stärkeren, 1975 aber eingestellten Abbau, mit Wegebau und Gewässerregulierung und durch die Besiedlung wurde das Kalktufflager überformt. Heutzutage wird nur noch im Bett der korrigierten Wiesaz und ihrer Nebenbäche Tuff gebildet. Diese schwachen linienförmigen Bachtuffe gehorchen allerdings den gleichen Bildungsgesetzen wie der gewaltige breitflächige Taltuff von ehemals. Im Oberen Wiesaztal war tatsächlich eine Landschaft mit eigenständiger Ökologie und kultureller Entwicklung ausgebildet, eine Kalktufflandschaft. An den Zustand der aktiven Kalktufflandschaft mit Tuffnutzung erinnert das Erholungs- und Kalktuffschutzgebiet bei den Gönninger Seen.

Im Jahr 2003 wurde diese einzigartige Landschaft durch einen Kalktuffpfad mit elf Schautafeln vom Gönninger Rathaus bis zu den Quellen gewürdigt.¹ Aus dem Studium historischer Karten, aus der Auswertung von Grundwasserbohrungen im Wiesaztal und durch die ökologische Analyse der Kalktuffbildung ist jetzt eine Darstellung des Gönninger Kalktuffkörpers möglich geworden, die über den Stand der letzten gründlichen Bearbeitung des Wiesaztales² hinausgeht.

Mein Dank gilt Dr. Margret Lachenmann geb. Eisenstuck und Dr. A. Stirn für 40 Jahre Diskussion über Kalktuffe der Schwäbischen Alb, Dr. Hermann

¹ Begleitheft „Kalktufflandschaft Wiesaztal, Kalktufflehrpfad“ in Vorbereitung.

² Margret Eisenstuck: Die Kalktuffe der mittleren Schwäbischen Alb. Entstehung und Landschaftsbild, Diss. Tübingen (Masch.) 1949.

Fischer für sprachliche Erläuterungen zum Kalktuff. Wertvoll war auch die Mitarbeit von Fritz Krauss, Erich Bader, Werner Funkler, Dr. Eberhard Kinkel und Fritz Maier vom Schwäbischen Albverein Gönningen. Sie haben als Zeitzeugen vom Kalktuffabbaubetrieb und von den Veränderungen im Wiesztal berichtet. Das historische Kartenmaterial, samt kundigen Erklärungen, verdanke ich Volker Seeger, Willi Bold, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, alle vom Rathaus Reutlingen; Bezirksbürgermeister Prof. Dr. Paul Ackermann gab Rat über „seinen“ Stadtbezirk³.

1 Am Gönninger Rathaus studieren: Was ist Kalktuff?

Der Name *Kalktuff*⁴ wurde von der an vulkanischen Tuff erinnernden löcherigen Beschaffenheit dieses Süßwasserkalks abgeleitet. Vom Porenreichtum rührt auch die gute Isolationseigenschaft des Bausteins. An einem der schönen öffentlichen Gönninger Gebäude wie dem Rathaus sind Ausbildungsformen des Tuffes zu unterscheiden, die nach den für ihre Bildung verantwortlichen Pflanzen benannt wurden. Weil sich Wasserüberdeckung und Gefälle an einer bestimmten Stelle im Verlauf der Tuffbildung immer wieder änderten, sind fast an jedem verbauten Block mehrere Tufftypen vertreten.

Blättertuff und Stengeltuff entstehen aus zusammengeschwemmten Blättern, Stengeln, Ästen und Stämmen. Darauf schlägt sich der im Wasser bereits in feinen Kristallen vorhandene Fällungskalk nieder. Nach der Verwesung der organischen Substanz bleibt die Form der Pflanzenteile teilweise im Baustein sichtbar.

Moostuff ist mit der Ökologie der Wasserfälle verbunden. Man betrachte die Inkrustierung von lebenden Moosen im Bach und vergleiche das vielleicht tausendjährige Ergebnis an der Kirche oder am Rathaus in Gönningen! Fein verästelte Moose verschiedener Gattungen leben untergetaucht in Polstern und Büscheln. Am Rand des Gewässers kommt auch eine Anzahl lappiger (= thallöser) Lebermoose vor, z. B. das Brunnenlebermoos. Der Kalk überkrustet die Triebe und Blättchen. Am stärksten betroffen sind jeweils die ältesten, also unteren Teile. Nach einiger Zeit sterben sie ab und verwesen; oben wächst die Pflanze weiter. Ergebnis ist ein schwammähnlicher Tuff, in dem der Kenner noch die einzelnen Moosarten unterscheiden kann. Oft wurde auf dem porösen ersten Kalkmantel der Moose noch eine Schicht dichten Kalkes

³ Siehe auch Paul Ackermann (Red.): Die Gönninger „Ein Völklein frisch-belebt“, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1992.

⁴ Althochdeutsch tofstain, tubstain, von lat. tophus = löcheriger, schwammartiger Stein. Dauchstein, Tauchstein, Duckstein weisen auf die Herkunft des Gesteins aus Süßwasser, ahdt. duchistain, tugstain, in Württemberg 1632 als Dauchstein erwähnt (Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. II, Spalte 106, Tübingen 1908).



Blättertuff, hervorgegangen aus einer dichten Packung von Rotbuchenblättern (*Fagus sylvatica*). Fund aus vier Meter unter der Tuffoberfläche.

niedergeschlagen. Ein Algenfilm war der Auslöser für diese zweite Überkrustung.

Wo das Licht unter einem Überhang nicht für die Algen reicht, ist der feste Überzug des Moostuffes anorganisch entstanden. Solche porenfreie Süßwassertuffe mit sehr festgepackten Kalkkristallen werden Sinter⁵ genannt. Bekannte Ausprägungen von Sinter sind Tropfsteine, Kesselstein – und Zahnstein! Die – meist stärker gefärbten – Kalkablagerungen aus kohlenstoffhaltigem Sauerwasser heißen Travertin⁶, z. B. der Stein von Bad Cannstatt.

Zwischen den Moosen bleiben Teile des Raumes frei. So bilden sich die Hohlräume des fertigen Tuffs. Allerdings lehren uns die verbauten Steine, daß der weiche und bröckelige Moos- oder Stengeltuff zu einem porenfreien Kalkstein verändert wurde. In das Tufflager eindringendes hartes Wasser versintert die Hohlräume. Das frische Material wird umkristallisiert und dadurch verfestigt. Der durch diese diagenetischen (gesteinsbildenden) Vorgänge entstehende Tuffstein bleibt aber unter Luftabschluß leicht bearbeitbar.

Algentuff ist der wichtigste Bestandteil des Festkalks. Allerdings ist der Anteil von Tuffen aus großen Grünalgen und Gelbgrünalgen (Zweigalge *Clado-*

⁵ Ahd. sintar, aus german. sendra = Schlacke, mineralischer Niederschlag.

⁶ Travertin, verstümmelt aus lat. lapis tiburtinus, nach Tibur in Latium.



Bausteine mit Moostuff, Algentuff, Stengeltuff und Hohlräumen vom Gönninger Schulhaus. Am Fehlen von Spuren der Schrämmaschine ist die Gewinnung des Steines in vorindustrieller Abbauezeit zu erkennen.

phora, Schlauchalge *Vaucheria*) gering im Vergleich mit den Wassermoosen. Dagegen sind mikroskopisch kleine Kieselalgen und Blaugrüne Bakterien (= Blaualgen) verantwortlich für die Bildung von Millionen Tonnen des gewachsenen Tuffes im Wiesaztal. Sie überziehen mit dunkelbraunen und blaugrauen Filmen einfach alles im fließenden Wasser. Der im Algenfilm niedergeschlagene Kalk ist dicht und nahezu porenfrei.

Eine andere Form des Harttuffes, die Algenknollen (= Blaualgenkalotten), sind nicht in den Bausteinen anzutreffen, denn es handelt sich dabei um weitergerollten Loskalk. Um einen Kern (Weißjurabrocken, Schneckenhaus) lagern sich Jahresschichten der Bachalgen an. Die weiterwachsenden Tuffkugeln nehmen bachabwärts an Größe zu, im Gegensatz zu normalem Geröll, das abgerieben wird.

Für den Mörtel in die Fugen zwischen den Festtuffblöcken wurde Tuffsand (Daugsand, Dauchsand) verwendet, einst ein beliebter Maurersand. Das ist eine Form des Lockerkalks (Loskalks). Loskalken gehen aus der Zerstörung des gewachsenen Tuffs hervor, sind also sekundäre Bildungen. Zu diesem Schwemmtuff gehören außer feinem Tuffsand auch Tuffgrus mit höchstens

Erbsengröße und Gerölle bis zu Eigröße. Außer dem sekundär gebildeten Schwemmsand wurde im Wiesaztuff primär entstandener Tuffsand verarbeitet. Das ist der in Stillgewässern an Armleuchteralgen gebildete Lockerkalk.

Beim Abbau der Steinblöcke für das Gönninger Rathaus gewannen die Steinbruchbetreiber Einblick in Aufbau und Entstehung des Kalktufflagers. Einerseits fanden sie den vorwiegend von schnellfließenden Gewässerabschnitten stammenden Festtuff, wie hier als Stengel-, Blätter-, Moos- und Algentuff erwähnt. Andererseits wurden sie immer wieder durch lockeres abgerolltes oder sandiges Material überrascht, das sie in Taschen, Wannen und breiten flachen Lagen des gewachsenen Tuffsteins antrafen. Lockerkalke dienen als Bausand, zur Füllung der Riegel im Fachwerk und zur Herstellung von Leichtbausteinen.

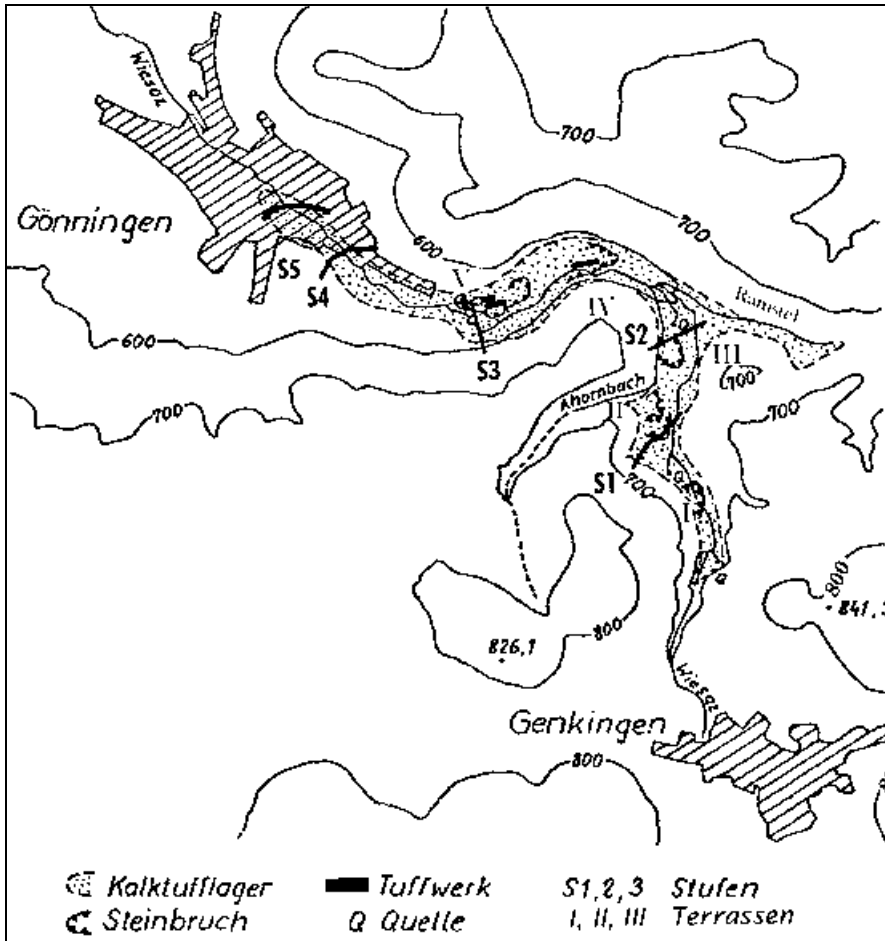
2 Im Profil interessant: Das Kalktufflager im Oberen Wiesaztal

Wer von Gönningen nach Genkingen fährt, erlebt Überraschungen: Vor dem Rathaus geht es unvermittelt bergauf, nach der Kurve nochmals und sogar in zwei Absätzen. Das ist die erste Begegnung mit dem Kalktuff (S5 und S4 auf der Karte). Ein weiterer unvermittelter „Buckel“ folgt bei dem aus Tuff erstellten Wohnhaus des Tuff-Fabrikanten Schwarz (S3). In der Spitzkehre beim Ramstel wird schon wieder ein Anstieg erreicht, die Ramstelbarre. Das Tal der Wiesaz biegt hier rechtwinklig um. Durch das enge oberste Talstück geht die alte „Straße“ nach Genkingen, über zwei weitere Barren (S2 und S1).

Wie eine riesige Treppe füllt ein Kalktufflager das Tal: fünf Terrassen (T) enden jeweils in kaskadenförmig gestuften Barren (Stufen, S). Über die Höhe des Lagers geben die Grundwasserbohrungen des Wasserwirtschaftsamtes im Gewann Eschle von 1981 Auskunft:⁷ bis zu 16 Meter. Aus der Kombination mehrerer Kernbohrungen (KB) mit einer Brunnenbohrung (Versuchsbrunnen VBr) gelang es, einen Querschnitt durch den Kalktuffkörper zu konstruieren. Auf dem Tufflager sind jedoch auch unübersehbare Spuren des Abbaus erhalten. Die größte Terrasse, das Eschle, ist durch mehrere Steinbruchbetriebe umgestaltet. Dort entstanden durch den Abbau größere Wannen im Gelände, die im allgemeinen mit Grundwasser angefüllt sind. Die Steinbrüche verschoben die Talstufen talaufwärts und schufen in den Verebnungen der Terrassen neue Stufen.

Für die Darstellung der natürlichen Gliederung des Oberen Wiesaztales konnten verschiedene Quellen herangezogen werden. Margret Eisenstuck nahm das Gebiet 1946 bis 1948 auf, als der Kalktuffabbau noch nicht so weit fortgeschritten war wie zur Zeit der Schließung der Werke. Einen ähnlichen

⁷ Eckard Villinger: Hydrogeologie, in: Erläuterungen zu Geologische Karte 1:25 000, Blatt 7510 Reutlingen, S. 148–228.

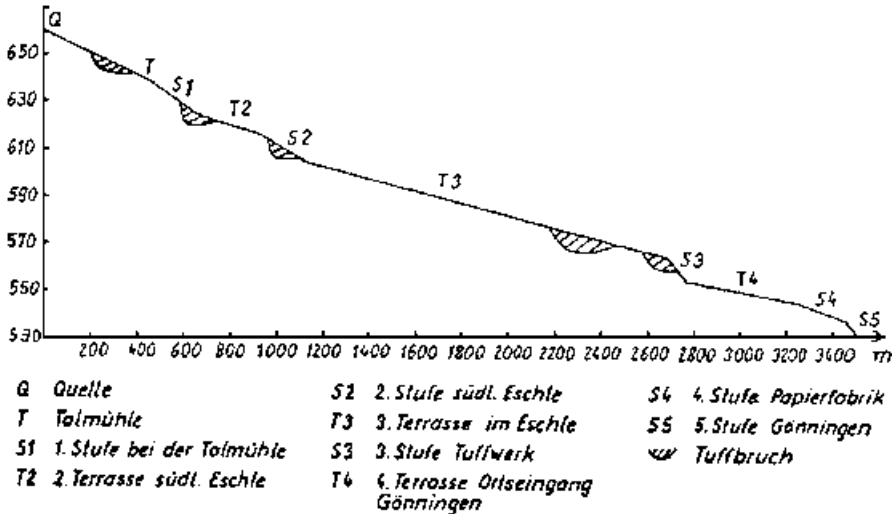


Das Obere Wiesental (3 cm in der Karte entsprechen ca. 1 km in der Natur). Die genaue Gestaltung der ehemaligen Talstufen ist hypothetisch.

Zustand stellt die Geologische Karte 1:25 000 Blatt 7521 Reutlingen mit Aufnahmen von 1964 bis 1985 dar. Die Flurkarte in 1:2500 geht unmittelbar auf die Landesaufnahme von 1821 (mit Wiederholungen 1844) zurück. In der zugehörigen Ergänzungskarte wurde die Entwicklung des Tuffabbaus in Rot festgehalten. Aus der Flurkarte wurde die Karte des Königreiches Württemberg in 1:50 000 mit Höhenschraffierung gezeichnet. In Blatt No. 32 Tübingen von 1844 ist als einziger der Oberste Steinbruch enthalten, aus dem zu dieser Zeit Steine für die Erneuerung der Gönninger Kirche gebrochen wurden. Die Ramstelbarre ist noch vollständig. Wege und Grundstücksgrenzen greifen

Abk.	Bezeichnung	Untergliederung	Länge m	Höhenunterschied	Gefäll %
	Wiesaz Ursprung	Lehbrunnen in Genkingen.			
	Terrasse Talmühle	Quellen (663 m), Beginn der Talausfüllung 150 m unterhalb. Hangstufe Oberster Wasserfall, Oberster Steinbruch Kaskadenstufe über der Mühle. Talmühle. Ebene „Bei der Talmühle“.	450	20	4,4
B1	Talstufe unter der Talmühle	Kaskaden und Wasserfälle in der Schichtung sichtbar Steinbruch in Doppelstufe.	200	15	7,5
	Terrasse „Zacher“, südlich Eschle	planiert	280	10	3,6
B2	Talstufe Rössle	Kaskadenabfall. Naturdenkmal Kalktuffhorst.	180	9	5
	Terrasse „Eschle“	Ab Talknie gegen W starke Talverbreiterung. Hangstufe Ramsteldelta Großer See. Ramstelmündung. Mehrere Steinbrüche. Mühlhof-Quelle aus Höhle. Obere Werkshallen. Wasserfall bei Turbine. Naturschutzgebiet Taubenäcker mit Cañon.	1550	40	2,6
B3	Talstufe Tuffwerk	Tuffwerk mit Turbine. Schlammseen.	100	10	10
	Terrasse bis zum Ortseingang	Quellen. Stufe Sägemühle.	450	7	1,6
B4	Talstufe Pappdeckelwerk	Doppel-Wasserfall 4 m. Seniorenheim.	220	9	4,1
	Terrasse Oberes Dorf	Schlucht im Hausgartengelände.	100	1	1
B5	Talstufe Gönningen	Stufe Gießel. „Obere Mühle“ Stufe Kirchbuckel.	250	10	4

Gliederung des Kalktuffkörpers im Oberen Wiesaztal.



Gliederung des Ermstals in Gefällsbrüche (Tal-Stufen, Barren) und Verebnungen (Terrassen).

über den Ort hinweg, an dem heute der Erholungssee als Rest eines großen Steinbruchbetriebes liegt. In der Karte Gewässerunterhaltungskonzept Wiesaz in 1:2500 von 1996 sind alle Steinbrüche und Anlagen samt den verschiedenen Teilen der Rollbahn auf der Grundlage der Flurkarte dargestellt. Henzler hat eine Kartenskizze und einen Längsschnitt nach den Ausführungen von Eisenstück und der Geologischen Karte gezeichnet.⁸ Diese Karte des Oberen Wiesaztals wird jetzt, erweitert um Einzelzeichnungen aus den genannten historischen Karten, vorgelegt. Einige Einzelheiten daraus werden in den folgenden Abschnitten besprochen.

Karstquellen und Kalktuffquellen

Eigentlich liegt der Ursprung der Wiesaz auf 773 m über NN, im Lehnbrunnen am Ortseingang von Genkingen. Das Wasser versickert jedoch bereits wieder 250 m talab im Hangschutt. Die Wiesazquelle auf 670 m Höhe, 1 km nördlich von Genkingen, besteht aus zwei Einzelquellen mit einer für Karstquellen typischen wechselnden Schüttung und einem Hungerbrunnen 200 m talauf, der nur bei maximaler Schüttung aktiv wird, beispielsweise im feuchten Sommer 1998. Im Juli/August 2003 lagen die Quellen trocken, bei starkem Regen oder

⁸ Gisela Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal (Schwäbische Alb), in: *Mitteil. Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher*, 20, München 1974, S. 1–6.

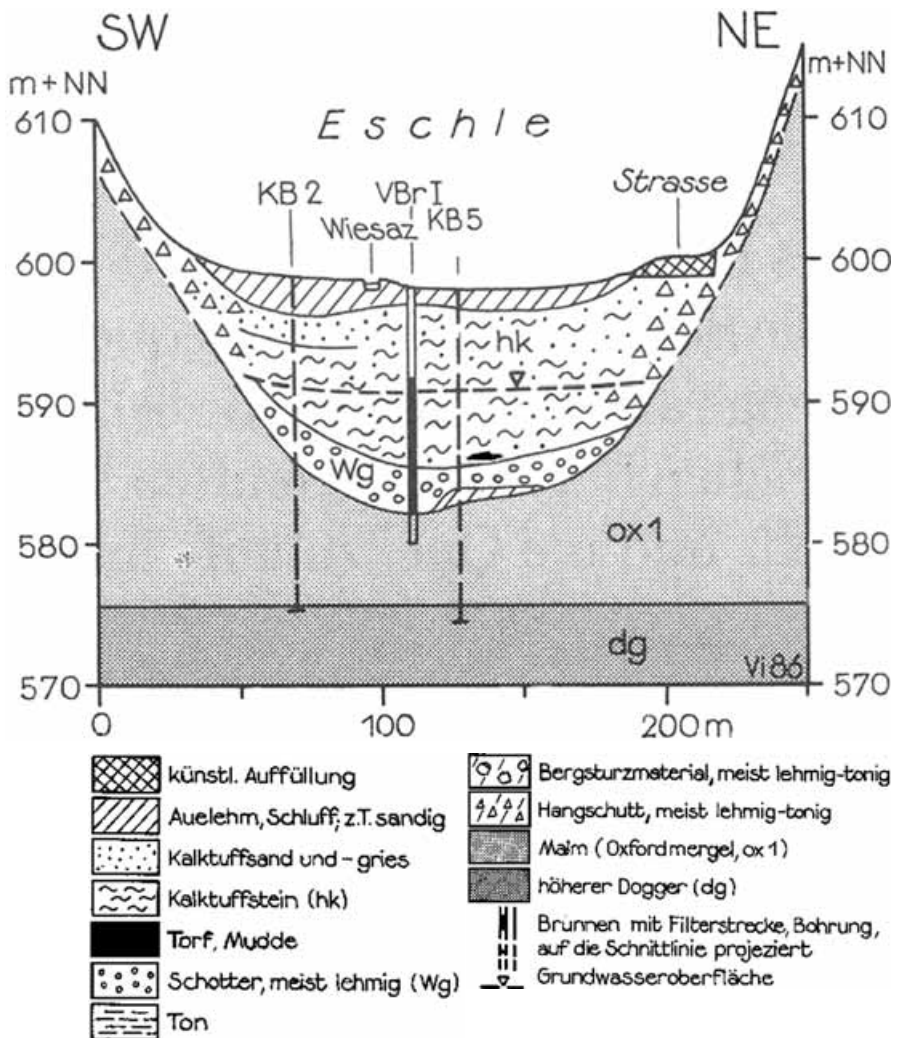
Schneesmelze schwellen alle drei zusammen auf 250 l/s an; im Durchschnitt sind es 80 l/s.⁹

Periodisch fließende starke Quellen sind Bestandteile des Karstsystems der Schwäbischen Alb. Kalkgebirge verkarsten. Weiches Regenwasser nimmt Kohlendioxid aus der Bodenluft auf, die davon 20 Volumenprozent enthält. Dieses CO₂ stammt von der Atmung und von der Verwesung der Bodentiere, Wurzeln und Pilze. Wasser und Kohlendioxid ergeben Kohlensäure. 1 Liter kohlenstoffhaltiges Wasser löst im Juragebirge 0,1 g Kalkgestein auf (Korrosion). Klüfte werden erweitert, Höhlen und unterirdische Karstgerinne entstehen. Auch an der Oberfläche greift das schwach saure Wasser den Albkörper an. Unter der dünnen Bodendecke korrodiert es die Steine zu Karren (= Lösungsfurchen). Lösungsdolinen (Erdfälle) bilden sich. Wenn die Decke einer Höhle einbricht, kommt es zu einer Einsturzdoline oder zu einem Karstschlot. Flüsse verschwinden, Trockentäler entstehen. Ursprünglich weiches, d. h. kalkfreies Regenwasser wird dabei zu hartem, d. h. kalkreichem und kühlem Karstwasser. Erst bei einer wasserstauenden Bodenschicht hört die Verkarstung auf. In den zahlreichen miteinander in Verbindung stehenden Gesteinshohlräumen über der Stauschicht steht das Wasser gleich hoch (Karstwasserspiegel).

Die Wiesaz drang so tief in den Weißjura (Oberjura) des Albkörpers¹⁰ ein, daß sie das Karstwasser über den Oxford-Mergeln (Unter-Oxfordium ox1) angeschnitten hat. Solche Schichtquellen sind typisch für den Seichten Karst der Albnordseite. Nur bei besonders hohem Stand des Karstwasserspiegels fließt der „Hungerbrunnen“, so genannt, weil in verregneten Sommern mit einem Ausfall des Ernteertrags zu rechnen war. Auf dem gleichen Quellhorizont entspringt in einem Seitental der Ramstel auf 638 m mit 1–50, im Durchschnitt 10 l/s; früher wurde er für die Wasserversorgung der Härten und Gönningens genutzt. Das wasserführende Karststockwerk sind die 35 m dicken, stark verkarsteten „Wohlgebankten Kalke“ oder Oxford-Kalke (ox2). Dagegen liegen die Talenden des Albsüdrandes über der wasserstauenden Schicht; das Karstwasser tritt dort in mächtigen Karstquellen aus, z. B. Blautopf (2000 l/s), Aachtopf (8800 l/s): Tiefer Karst. Es stammt aus dem

⁹ E. Villinger, Hydrogeologie (wie Anm. 7), S. 154 und 160 f.

¹⁰ Die dem Schwaben von Jugend auf vertrauten Ausdrücke für die Schichtenfolge der Alb wurden in letzter Zeit durch international übliche Bezeichnungen ersetzt. F. A. Quenstedt hat in den Schwarzen, Braunen und Weißen Jura in jeweils 6 Stufen unterteilt, die er mit den griechischen Buchstaben alpha bis zeta bezeichnete. Heute spricht man vom Unterjura (Lias), Mitteljura (Dogger) und Oberjura (Malm). Der in diesem Artikel zu betrachtende Oberjura wird in Oxfordium, Kimmeridgium und Tithonium unterteilt. Weißjura alpha (WJ alpha) oder Unterer Weißjuramergel heißt daher Oxford-Mergel (ox1). Die uns wohlvertrauten Wohlgeschichteten Kalke von WJ beta werden jetzt als Oxford-Kalke (ox2) geführt. Entsprechend geht es in der stratigraphischen Tabelle weiter mit Kimmeridge-Mergel für WJ gamma, Kimmeridge-Kalke (ki2 und ki3) für WJ delta und WJ epsilon.



Talquerschnitt mit Versuchsbrunnen (Vbr I) und zwei Kernbohrungen (KB 1 und KB 2). Die Grundwasserbohrungen im Eschle 1977 gaben Aufschluß über den Aufbau des Kalktufflagers und sein Alter.

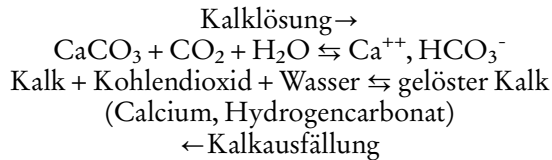
ergiebigere zweiten Karststockwerk, gebildet von den Kalken des Mittel-Kimmeridge (ki2) und des Ober-Kimmeridge (ki3). Dagegen kommt der Lehnbrunnen aus einer über ox2 „schwebenden“ Wassertasche auf den Kimmeridge-Mergeln (ki1).

Etwa 150 m nach der Quelle setzt die Kalkablagerung ein (Quellkalk). Die ganze Breite der Aue besteht aus Quelltuff, wie uns die Maulwurfshügel zei-

Die Abb. steht in der gedruckten
Ausgabe zur Verfügung

Bohrprofile von zwei Grundwasserbohrungen 1977 im Wiesaztal (Gewand Im Eschle). KB 5 ist in der gegenüberliegenden Abbildung eingezeichnet (außerdem KB 2). KB 1 gibt Aufschluß über das Alter des Kalktufflagers.

gen. Der Quellbach hat also immer wieder seinen Weg verlegt. Für die genannte Strecke braucht das Wasser bei einer Strömungsgeschwindigkeit von 7 bis 10 m/min etwa 21 bis 15 Minuten. Nach dieser Zeit ist durch Erschütterung und Erwärmung so viel vom gelösten Kohlendioxid ausgetrieben worden, daß die Kalkausfällung beginnt.



Eisenstuck beobachtete einen weiteren Typ von Quellen: „im Juni 1947 im mittleren Bruch des Tuffwerkes Gönningen [...]. Dort wurde 5 m unter der Talsohle im Fortschreiten des Abbaues ein Stück eines unterirdischen Wasserlaufes angeschnitten, der nach einigen Metern wieder im Gestein verschwand und erst unterhalb des Tuffwerkes wieder zutage trat. Es kann sich hier nicht um Grundwasser im Tuff handeln, vielmehr müssen sich darin offene Rinnen erhalten haben, die aus dem Grundwasserträger (Schotterlagen oder Anstehendes) gespeist werden.“¹¹ Der Mühlbach und die Quelle an der Basis des Oberen Steinbruchs (10–15 l/s), nördlich der Talmühle, gehören zum gleichen Typ von Quellen, die unter dem Kalktuff entspringen, dann quer und längs durch das Lager ziehen, um schließlich am Fuß einer Barre ans Tageslicht zu treten. Sowohl Villinger wie Treiber beobachteten – noch in der Zeit des aktiven Abbaus –, daß die auf dem Kalktuffkörper fließende Wiesaz Wasser an das Grundwasser verliert. Dieses Porenwasser durchläuft weitflächig den schwammartig durchlöcherten Tuff, um schließlich ins Grundwasser zu gelangen. Aus dem quer geschnittenen Tuffkörper, also an den Steinbruchwänden, sah Treiber „in einer Reihe von Quellen (genauer: Resurgenzen) [...] Wasser fließen; auch bildete sich bei Regentagen ein kleiner Wasserfall“.¹² Wasser fließt also auf dem Tuff, unter dem Tuff und im Tuff. Diese hydrologische Eigenart des Kalktufflagers bewirkt eine fortdauernde Durchfeuchtung der Ablagerungen. Der Kalktuff bleibt Jahrhunderte lang so weich, daß man ihn bergfrisch mit Hacke und Säge bearbeiten kann. Wenn man das Fließchen jedoch vom Kalktuff trennt und zähmt – wie 1976 entgegen der Empfehlungen der Speläologengruppe von Dalhelm und Treiber geschehen –, wird auch der anstehende Tuff trocken und hart. An eine Wiederbelebung der Kalktuffbildung ist nicht zu denken.

¹¹ M. Eisenstuck, Kalktuffe (wie Anm. 2), S. 36.

¹² Jürgen Treiber, in: Speläologen-Bund Reutlingen-Tübingen: Naherholungs-Gebiet Oberes Wiesaztal, Reutlingen-Eningen 1976 (nicht publiziertes Gutachten), S. 16.



Naturdenkmal Kalktuffhorst. Sichtbar sind ein Teil der Südseite und ein Teil der Ostseite.

Naturdenkmal Kalktuffhorst: Zeugnis der Entstehung und des Abbaus

Von der Abbauwand bei der Ahornbacheinmündung blieb ein 10 m hoher Klotz stehen, weil darauf der Kran mit weitem Ausleger zum Manövrieren der herausgetrennten Steinblöcke montiert war (Schaufel 4 des Kalktufflehrpfades). Das amtlich geschützte „Naturdenkmal“ dokumentiert nicht nur den industriellen Abbau, sondern erschließt in drei senkrecht zueinander stehenden Schnitten die natürlichen Verhältnisse an einer Barre des Kalktufflagers, von der Oberfläche bis auf die Unterlage aus Juraschutt. Moostuffe sind ebenso ausgebildet wie ehemals flach überströmte Algenrinnen. Obenauf floß der Bach in immer wechselnden Betten. Aus seinem Absturz entstand eine typische „Übergußschichtung“. Der Längsschnitt durch die versteinerte Vorderkante der Barre zeigt einen geschichteten Aufbau des Gesteins, nicht einen regellosen, massigen, wie sonst im Kalktuff. Das Wasser hat die abgelagerten Tuffbestandteile in der Strömungsrichtung gerichtet, ebenso wie die Wasserpflanzen. Eine derartige Übergußschichtung kommt auch in Fließrinnen vor, die lange und gleichmäßig durchströmt wurden, oder am Ort ehemaliger Wasservorhänge. Wo die Ausscheidung am Wasserfall zeitweilig unterbrochen wurde, kam es zur Erosion der Ablagerung. In diesem Fall wird die Übergußschichtung als Bankung auch im Großen sichtbar. Dabei fällt auf, daß diese

Schichtung im Bogen verläuft, nicht horizontal wie bei anderen Ablagerungsgesteinen.

Über den Bach an der Ostseite hinweg sieht man in einige von der Ablagerung frei gelassene Überbauungshohlräume hinein. Darin ist „Blumenkohl-tuff“ sichtbar. Damit bezeichneten die Steinbrucharbeiter unregelmäßig wuchernde kappenförmige Wandbildungen. Sie stammen von Blaugrünen Fadenbakterien („Blualgen“) der Gattung *Schizothrix*. Bei dem großen Feuchtigkeitsangebot in dem sich bildenden Hohlraum konnte *Schizothrix* üppig wachsen, da ihre Ansprüche an die Belichtung geringer sind als die aller anderen Photosynthese betreibenden Lebewesen. Unter Überhängen blieben oft größere Nischen frei, bis hin zu Höhlen. Derartige primär, durch Aussparung geformte Kalktuffhöhlen, etwa die Wiesazhöhle, die Gönninger Tuffhöhle und die Schatzkammer¹³ oder die Schauhöhle Olgagrotte in Honau, haben also eine ganz andere Genese als die sekundär, durch Auflösung gebildeten Kalkhöhlen, wie die Bärenhöhle. Alle möglichen Spuren des Abbaus sind am Tuffhorst sichtbar: Schrämmstellen (Sägeschnitte), Keillöcher, Absätze. Auf der Ostseite sehen Spuren des Preßlufthammers aus, wie eben frisch verlassen. Ein Block ist herausgefallen.

Seen im Kalktuff: Folgt der Rekultivierung die Renaturierung?

Die weite „Terrasse“ auf Eschle biegt im Bereich des Erholungssees rechtwinklig um. Das Wiesazknie entstand dort, wo der später „Wiesaz“ genannte linke Nebenfluß des Ramstels rückwärts in den Albkörper einschneidet und dabei immer mehr Karstwasser dazugewann. 1975 wurde der Abbau im Wiesaztal eingestellt. Das 20 ha große Firmengelände von Schwarz ging in den Allgemeinbesitz über. Reutlingens Stadtrat widerstand der Versuchung, hier ein Gewerbegebiet anzulegen. Das Forstamt ließ das durch den Tuffabbau ausgepowerte Gelände „rekultivieren“. Der mittels Abdämmung geschaffene große See oder Badesee ist für die Erholung der Menschen gedacht. Vor allem seine umliegenden Wiesenflächen wurden zum Sonnenbaden angenommen, vorwiegend durch Anhänger des Freikörperkults. Im Winter liegt der See fast trocken. Der hintere Teil des Sees und vor allem der zweite See und der dritte (unterhalb der Talstufe 1) sollen „der Erholung der Natur dienen“. Bei der Rekultivierung blieben bis zu 9000 Jahre alte Kalktuffbildungen erhalten, vielfach mit den Spuren des Abbaus, sozusagen als konservierte Tuffabbauandschaft.

Die drei Seen, Biotope aus zweiter Hand, haben sich seit der Zeit zu schutzwürdigen Lebensgemeinschaften entwickelt. Belege dafür sind die Brutnachweise von Wasseramsel und Zwergtaucher, der Brutverdacht bei der Knäkente

¹³ Nr. 7521/26 b, 7521/26 a und 7521/26 c im Laichinger Höhlen-Kataster.



Großer See mit Ramstelstufe (Blick nach Süden).

und das Vorkommen von Rauhhaut- und Wasserfledermaus. Im zweiten See entwickelt der Tannenwedel (*Hippuris vulgaris*) gegenwärtig eine Superpopulation. Dort und im dritten See gedeihen auch Armleuchteralgen (*Chara spec.*) in Unterwasserwiesen. Durch ihren photosynthetischen Kohlendioxidverbrauch binden sie so viel Kalkkristalle an sich, daß sie brüchig werden. Mit einem Krönchen versehene Eiknospen der Armleuchteralgen und Stengelglieder wurden in Lockertuffen gefunden. Man kann daraus schließen, daß im Wiesaztal einst an wechselnden Orten Seen oder Tümpel bestanden.

Der Seitenbach Ramstel fließt von Südosten ins Wiesaztal ein. Seine Sohle lag so hoch über der Kalktuffoberfläche, daß am Mündungskegel eine 15 m mächtige Barre entstand. Abbauergebnis der Ramstelbarre ist der Erholungsee. Über die Wasserfläche ragt im Südosten der bearbeitete Festtuff kliffartig 3 Meter hoch auf. Das ist ein Rest der Ramstelbarre. Am Kliff sind deutliche Abbauspuren sichtbar. Neben der Felsstufe ist bei Schautafel 5 Lockertuff der eigentlichen Terrasse angeschnitten. Er ist so wenig standfest, daß Bäume abrutschen. Die Barre liegt nicht quer zum Wiesazverlauf, sondern entlang des rechten bzw. südlichen Talhanges, so wie der Rest des Obersten Steinbruchs über der Talmühle.

Bis sich die einzigartige Ökologie der Kalktuffbildung erholt, bis die Rekultivierung zur Renaturierung geworden ist, wird es gut und gern hundert Jahre dauern. Allerdings müssen wir dazu dem Wasser seinen Lauf lassen; Wege

kann man ja verlegen. Die von der Firma Schwarz oben an den Hang gelegten Wiesazarme gehören zurück auf den Kalkkörper! Dann entstehen wieder Lockertuff in den Seen, Festtuff in den Gerinnen und Kalktuffüberhänge und Kalktuffhöhlen. Damit könnte dieses einzigartige Gebiet auch wieder einen Wert für die wissenschaftliche Forschung gewinnen; bislang steht beispielsweise die Untersuchung der Diagenese des Kalktuffes aus. Zugleich stiegen auch der Schauwert und der Erholungswert des wiederbelebten Geländes.

Dynamik des Kalktufflagers

Die Bohrungen lehren uns, das augenblickliche Aussehen der Talsohle als den stationären Alterszustand eines ehemals dynamisch wachsenden Kalktufflagers zu sehen. An einer bestimmten Stelle im Tal wechselte das Geschehen immer wieder, einmal Ablagerung, dann Verwitterung des Tuffs, einmal Bildung von Festtuff, dann Ablagerung herbeigeschwemmter Tuffteilchen. Es müsste gelingen, die räumlichen Unterschiede in ein zeitliches Bild von Entstehung und Wachstum des Gönninger Tufflagers umzusetzen.

Vorgegeben war der von Jurakieslagen erfüllte Talboden. Die Wiesaz füllte durch die Ausscheidung von Kalk aus dem Wasser den Talboden bis zur heutigen Höhe auf. Der Fluß schaffte sich an den Barren selbst eine neue Gefällskurve. Denn nicht das Gesamtgefälle eines Gewässers entscheidet über die Kalktuffausfällung (gemessen in Abnahme des Kalkgehaltes), sondern Teilstrecken mit relativ hohem Gefälle.¹⁴ So werden einfache Barren höher, verwandeln sich in Kaskaden und schieben sich talab. Durch andere Einwirkungen kann eine Barre aber auch eingebnet werden. Heute verhüllt die Oberfläche einer Terrassenebene abgegangene Barren. Beim talaufwärts fortschreitenden Abbau der Terrassenebene in den Steinbrüchen im Eschle wurden deshalb immer wieder Vorkommen von Festtuff in verschiedenen Tiefen gefunden, darüber wieder in Kolken angeschwemmtes Lockermaterial.

Den ersten Anstoß für die Entstehung einer Talstufe im Wiesaztal gab häufig der Mündungskegel eines Seitenbaches am Eintritt in das Haupttal (Ahornbach an der Talstufe Rössle, Rossbach an der Talstufe Gönningen). In anderen Fällen ist die Ursache nicht so leicht zu bestimmen; es mag ein Gefällsbruch in der Talsohle gewesen sein (Beispiel Talstufe unter der Talmühle) oder ein zufälliges Ereignis, wie etwa ein ins Gewässer gefallener querliegender Baumstamm. Über die Barre strömt das Wasser als Wasserfall oder als dünner Wasservorhang. Allerdings ist nie die ganze Breite der Barre überströmt. Die eigenen Ablagerungen und hereingefallene Objekte bewirken im-

¹⁴ Dieser Zusammenhang bestätigte sich in den Messungen mit titrierter Seifenlösung von Eisenstück am Wiesaztuff, ebenso wie in den Messungen des Verfassers mit Titriplex am Bachtuff des Breitenbachs und an den Uracher Gehängetuffen.

mer wieder eine Verlegung des Wasserfalles über die Stufe. Derartige Verlegungen des Wasserabflusses können an den nicht verhüllten Barren der aktiven Gehängetuffe beobachtet werden. Auf den Terrassen bewirken die Erhöhung des Flußbettes und hereingefallene Gegenstände, daß die Gewässer häufig ihren Weg verlegen, sich gabeln, auf der ganzen Talbreite hin- und herpendeln, natürlich in Zeiträumen, die über das menschliche Erleben hinausreichen, also in Hunderten von Jahren. In den ungebändigten Kalktuffbächen entstanden auch Kolke mit vorgelagerten Kleinbarren, ebenso wie heute an der Wiesaz zu beobachten. Im Extremfall wurden Seen aufgestaut, teilweise mit Tuffsandbildung durch Armleuchteralgen (*Chara*).

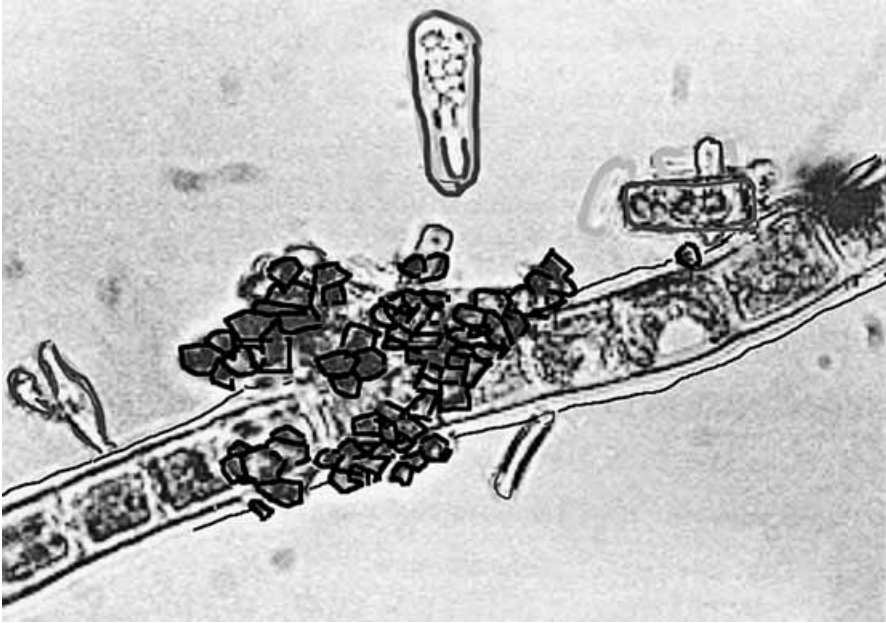
Oben wurde gezeigt, wie ein Kalktufflager dauernd durchfeuchtet wird. Der weiche Kalktuff ist so wenig widerstandsfähig, daß er durch das Wasser, das ihn aufgebaut hat, auch wieder zerstört werden kann. Das aufgearbeitete Material wird talab verfrachtet und als Schwemmtuff wieder abgelagert. Der Lockertuff nimmt talab zu (vergleiche den Flurnamen „In den Sanden“ beim Dorf). Oberhalb des Wiesazknies wurde ausschließlich Werkkalk gewonnen; unterhalb, im Eschle, auch viel Bausand und Grobes für die Produktion des Gönninger Hohlblocksteins. Wo das Lager oberflächlich trocken fiel, begann die Tuffzerstörung durch Erosion – gut zu erkennen an der Bankung in der Übergußschichtung. Eine lange Unterbrechung der Tuffbildung ist in den Bohrkernen an der 1 Meter mächtigen Zwischenlage von Weißjurakies zu erkennen.

Gegenwärtig macht sich eine andersartige Kalktuffzerstörung durch die tiefer gelegte Erosionsbasis der Wiesaz bemerkbar. Der Bach schneidet sich rückwärts in seine Tuffablagerungen ein. Im Dorf ist eine richtige Schlucht entstanden, mit Wasserfällen dort, wo eine Steilstufe angeschnitten wird: dem Gießel¹⁵ und dem 6 Meter hohen Doppelwasserfall bei der Pappenfabrik (Schaufel 10). Von den späteiszeitlichen Malmschottern der Tuffunterlage, durch wechselnde Schichten von Festtuff und Lockertuff, bis zum aufliegenden Bodenhorizont, konserviert hier die Erosion dauernd einen Querschnitt des Taltuffes. Auf der nächsten Terrasse hat die rückwärts einschneidende Wiesaz beim Naturdenkmal Taubenäcker einen 4 Meter tiefen Cañon im Lockertuff geschaffen. Der geschilderte Kalktuffkörper im Oberen Wiesaztal ist eigentlich nie fertig, er entwickelt sich stets weiter.

3 Wie entstand der Gönninger Kalktuff?

Bislang wurde dargestellt, daß die Wiesaz aus ihrem Karstwasser Kalktuff deponiert, und mit welchen komplexen Prozessen das Kalkdepot aufgebaut

¹⁵ Schwäb. Gießel = Wasserfall.



Die Grünalge *Microspora floccosa* (gegliederter langer Faden mit Gallerthülle) und Kieselalgen (schachtel- bis spindelförmig) lagern Calcitkristalle ein (ca. 350-fache Vergrößerung).

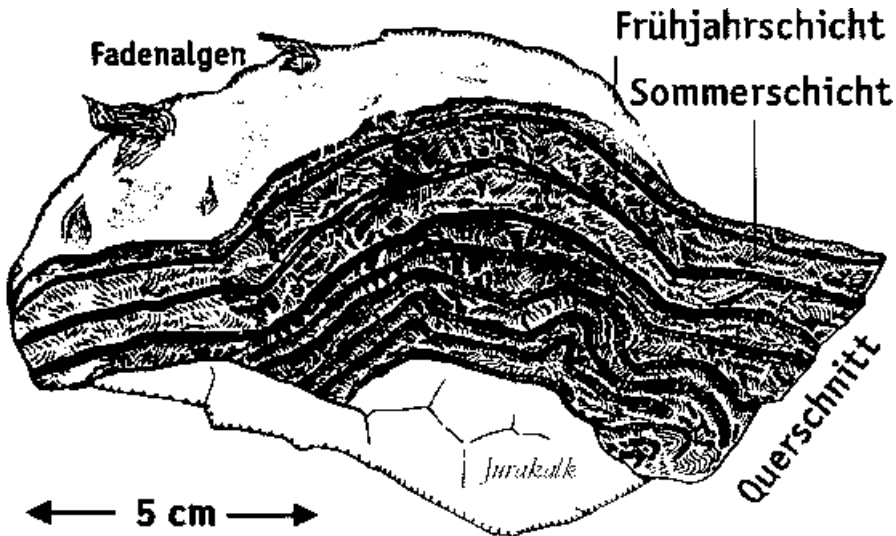
wird. Nunmehr soll gezeigt werden, wie der Kalktuff ausgefällt wird, warum die Wiesaz zu einem so bedeutenden Tuffbildungsgebiet wurde, und zu welcher Zeit der Tuff abgelagert wurde.

Kalkabscheidung durch mechanische Einwirkung oder durch Pflanzen?

Erst nach einer gewissen Fließstrecke hinter dem Quellaustritt beginnt die Kalktuffablagerung, und an der gleichen Stelle zeigen sich Moose und Algen im Wasser. Diese Beobachtung veranlaßte schon Burger zu der Frage: Wird die Kalkabscheidung durch die mechanische Austreibung von Kohlendioxid bedingt oder durch den Kohlendioxidverbrauch der assimilierenden Wasserpflanzen?¹⁶

Eisenstuck versuchte das Problem mit Wasserpestpflanzen (*Elodea canadense*) im belichteten Versuchsgefäß zu lösen. Ergebnis: Ja, im stehenden Wasser können Wasserpflanzen Kalk ausfällen. Überreste von Armleuchteralgen

¹⁶ Otto Burger: Über schwäbische Kalktuffe insbesondere des Echaztales, Diss. Tübingen 1911.



Algentuff wurde in Jahresschichten auf einem Weißjurabrocken abgelagert.

im Tuff belegen diesen Kalktuffbildungsmechanismus, aber nur für Stillgewässer. Der Verfasser¹⁷ maß die Abnahme der Härte im bewegten Wasser von Gehängetuffen und Bachtuffen bei Tag und Nacht. Ergebnis: Abschalten der Photosynthese hat keinen Einfluß auf die Kalkausfällung. Dagegen war die Kalkausfällung auf den gleichen Meßstrecken im Winter geringer als im Sommer. Ergebnis: Die Erwärmung des Bachwassers erhöht die Kalkausscheidung. Das immer gleich bleibende Verhältnis der Kalkausscheidung an Strecken verschiedenen Gefälles bestätigte den Einfluß des Gefälles, also der Verwirbelung und Erschütterung auf das Austreiben von Kohlendioxid aus dem Wasser.

Zahlreiche Untersuchungen von Wasser und Wasserpflanzen unter dem Mikroskop brachten folgenden Sachverhalt zu Tage: Kleine Calcitkristalle treiben im Wasser. In einem Biofilm aus der Hüllgallerte von Kieselalgen, Blaugrünen Bakterien, winzigen Grünalgen und der Rotalge Froschlaichalge (*Batrachospermum spec.*) werden die Kristalle eingefangen und allmählich miteinander verbunden. Der Besucher sieht am Bach dunkelbraune (von Kieselalgen) und blaugraue (von Blaugrünen Bakterien) schleimige Filme, die alle Steine, Tuffdecken, Moose und Großalgen im Wasser überziehen. Möglicherweise wirkt beim Niederschlag der durch die Photosynthese der Algen

¹⁷ Werner Grüniger: Rezente Kalktuffbildung im Bereich der Uracher Wasserfälle, Diss. Tübingen 1965 (= Abh. Karst- u. Höhlenkunde, Reihe E, Heft 2, München 1965).

verursachte Kohlendioxidgradient im Biofilm Richtung Pflanze mit. Da die Algenvegetation im Gewässer sich im Jahreslauf ändert, besitzen versteinerte Algenkrusten oftmals eine schalige Struktur. Im unverfestigten Zustand lassen sich die einzelnen Schalen – jeweils einer Wachstumsperiode entsprechend – leicht voneinander abheben. Auf der festen Frühjahrsschicht leben häufig Zuckmückenlarven (*Chironomidae*). In ihren Laufgängen aus Seidengespinnt sind sie gegen die Wasserströmung geschützt. An der versteinerten Algenkruste kann der Forscher mit den Insektenlarven Jahresschichten abzählen. Damit bestimmt er einen Kalktuffzuwachs von etwa 5 mm/Jahr im Gewässer. Moose in der Spritzzone über der Wasserlinie sind nicht vollständig von Mikroalgen überzogen. Dafür wirken sie mit ihrem feinverzweigten Bau wie Mini-Gradierwerke: Sie bringen Spritzwasser zur Verdunstung und behalten den Kalk auf ihrem Körper zurück.

Die Kalkausfällung aus dem harten Wasser verläuft folglich in zwei Schritten: Zuerst bilden sich Kalkkristalle im Wasser infolge Kohlendioxidaustreibung durch Erschütterung und Erwärmung. Dann wird der Kalk in der Gallerte von mikroskopisch kleinen Algen niedergeschlagen.

Ein Flußtal im Karstgebirge – Voraussetzung für den Kalktuff

Das Tal der Wiesaz spiegelt die Geschichte der Landschaft. Im Eiszeitalter reichte die Albtal weiter ins Vorland als heute. Beim Bergsturzereignis Alte Burg muß das Stöfbergmassiv mit der Abrißstelle mindestens zwei Kilometer weiter nördlich geendet haben als heute. In den Kaltzeiten war der Boden dauernd gefroren, auch im Sommer. Daher war während der wärmeren Jahreszeit eine oberirdische Entwässerung möglich, sogar über verkarsteten Gebieten. Dabei entstand das Tal der südwärts zur Donau gerichteten Lauchert. Ihr Talschluß lag nördlich des Wiesazknies und viel höher, vielleicht noch über der Pfullinger Wiese. In den Warmzeiten sank der Grundwasserspiegel im Albkörper durch Verkarstung in die Tiefe. Von der Gönninger Traufbucht aus begann die Wiesaz in den Albkörper einzudringen; denn ihr Vorfluter, das Neckar-/Rheinsystem, lag 200 m tiefer als die Donau. Am heutigen Wiesazknie traf das Stirnflüßchen auf den Oberlauf des Lauchertzuflusses, aber tief unter ihm, nämlich im Niveau des Karstwassers auf Mergeln des Malm (Oxfordmergel ox1). Immer mehr Quellwasser gewinnend stieß die Wiesaz auf der „ererbten“ Tallinie, aber in umgekehrter Fließrichtung, im Genkinger Urlaucherttal vor. Nahezu ebenso erfolgreich war die eigentliche Ur-Wiesaz, heute „Ramstel“. Anders zwei ihrer linken Seitenäste: Diese entsprangen beim Burgstall östlich von Genkingen auf Mergeln des Höheren Weißjura (Kimmeridge-Mergel ki1), ebenso wie der Lehbrunnen westlich von Genkingen. Auf ihrem Weg den Albaufstieg hinunter in das Reich der ox1-Gewässer ereilte beide dasselbe Schicksal wie den Lehbrunnenabfluß: Sie versanken in den wohlgebankten Kalken und sind jetzt nur noch als Trocken-

täler zu sehen. Während die Oberflächenwasserscheide Nordsee/Schwarzes Meer noch heute nahe dem Trauf verläuft, z. B. auf dem First eines Hauses in Genkingen, greift die unterirdische Karstwasserscheide mehrere Kilometer albeinwärts nach Süden. Der Wiesaz steht daher eine große Wassermenge zur Verfügung. Zudem besitzt sie als junger Stirnfluß ein starkes Gefälle. In seinem rund 4 km langen Oberlauf bis Gönningen überwindet das Fließchen einen Höhenunterschied von 147 m, was einem Gefälle von 3,5 % entspricht – daher die starke Kalktuffbildung! Von Gönningen bis zur Mündung in die Steinlach beträgt das Gefälle bei rund 10,5 km Länge 157 m, das sind 1,5 % – Kalktuff fehlt!

Wann entstand der Gönninger Kalktuff?

Im Wiesaztuff konnte der Anfang der Kalktuffbildung durch den Fund von Torf in der Kernbohrung 1 bei den Grundwasserbohrungen der Stadtwerke Reutlingen von 1977 direkt datiert werden. Mit der Radiocarbonmethode (^{14}C) wurde das Alter der Pflanzenreste auf 8845 \pm 95 Jahre vor 1950 bestimmt. Nach der württembergischen Zeittafel¹⁸ ging damals die nacheiszeitliche Vorwärmezeit (Präboreal) mit dem Birken- und Kiefernwald zu Ende. Die frühe Wärmezeit (Boreal) mit Kiefern- und Eichenmischwald sowie Hasel begann. Das Torfmaterial in 14,20 m Tiefe war in Kalktuffsand eingebettet. Der Boden des Wiesaztales wurde in Kernbohrung 1 im anstehenden Oxfordmergel aufgefunden, an anderer Stelle im oberen Braunjura. Verschiedene Deutungen sind möglich. Entweder das Torfmaterial ist am Fundort gewachsen, zu einer Zeit, als an der Stelle keine Barre ausgebildet war, sondern eine Ebene. Dann könnte die darunter liegende immerhin 2,10 m starke Schicht aus porösem, hartem Kalktuffstein nicht später als 8750 Jahre vor heute gebildet worden sein, sondern um Hunderte von Jahren früher. Oder der Torf stammt, zusammen mit dem umgebenden Tuffsand, von der Aufarbeitung einer gleichzeitig mit der darunter liegenden Festtuffschicht existierenden Aufstauung. Auch in diesem Fall dürfte als Beginn der Kalktuffablagerung frühestens um 9000 Jahre vor heute plus einige Jahrhunderte angenommen werden. Schließlich könnte er auf dem Liegenden unter dem Tuff gewachsen sein und zum Fundort verschwemmt. Über dem ehemaligen Talboden liegt hier eine Oberjurakieslage von 2,70 m Stärke, sehr wenig gerundet, stark merglig und tuffsandig. Dabei handelt es sich um die Niederterrasse der Würmeiszeit, aufgebaut aus Frostschutt, der vom vegetationsfreien Hang ins Tal gelangte. Das Ende der Eiszeit wird aus vielerlei Gründen für 10 000 Jahre vor heute angenommen. Wenn wirklich der Torf unmittelbar auf den Eiszeitschottern

¹⁸ Dieter Planck (Hrsg.): Archäologie in Württemberg, Stuttgart 1988 und Otto Geyer, Manfred Gwinner: Geologie von Baden-Württemberg, Stuttgart 1986.

entstanden wäre, ohne eine unterliegende Tuffschicht, könnte die Kalktuffablagerung spätestens um 9000 Jahre vor heute eingesetzt haben. Mit dem Torffund wurde also der Beginn der massiven Kalktuffablagerung im Wiesaztal direkt auf etwa 9000–9500 Jahre vor heute datiert. Das ist das Zeitalter des Präboreals. Indizienbeweise für diesen Anfang der Kalktuffablagerung sind schon seit längerer Zeit von anderen Albtätern bekannt. Funde im Pfullinger Kalktuff von Knochen des Wildpferdes und Pollen mit vorwiegender Kiefer weisen wie in der Eschlebohrung auf den Einsatz der Kalktuffablagerung während der Kieferzeit (Vorwärmezeit) hin, also auf den Beginn der Mittelsteinzeit (Mesolithikum).¹⁹

Die Hauptbildungszeit des Kalktuffs begann mit der trockenen Eichenmischwaldzeit 7500 Jahre vor heute, also in der mittleren Wärmezeit (Atlantikum). Die Temperaturen waren damals um 2–4 ° C höher als gegenwärtig, die der wärmsten Monate um 3–6 ° C. Auch heute liegt ja die Kalktuffbildung im Sommer über dem Durchschnitt, im Winter darunter. Durch den allmählichen Übergang vom Landklima zum feuchteren Seeklima verstärkte sich die Tuffbildung weiter. Den absoluten Höhepunkt der Taltuffproduktion belegt ein Grabfund aus der Hügelgräberbronzezeit (3400 Jahre vor heute) im Gewinn Mühlwiesen.²⁰ Die Bestattungen lagen 2,5 m unter der Oberfläche. Der Gönninger Fund ist so bedeutsam wie eine Kulturschicht bei Zwiefaltendorf²¹ unter 2,5 m Kalktuff, die oft als Beleg für stärkste Kalktuffproduktion um 3000 vor heute zitiert wird. Als um 2800 vor heute ein gewaltiger Klimasturz mit Temperaturabfall eintrat, hörte die Neubildung von Festtuff im Taltuff der Wiesaz weitgehend auf. Die Bodenbildung auf dem Tufflager setzte ein, wie z. B. am Doppelwasserfall bei der Pappe beobachtet werden kann. Im Frühmittelalter, ab dem 3. Jh. n. Chr., konnten die schwäbischen, „Alamannen“ genannten Siedler auf der trockengefallenen untersten Barre ihre Häuser bauen und dabei praktischerweise auf einen danebengelegenen Steinbruch zurückgreifen.

4 Eine Landschaft im Kalktuff

Das Obere Wiesaztal entwickelte sich durch das Kalktufflager zu einer Landschaft eigener Prägung. Der Talort Gönningen stand dabei immer in einem Verhältnis der gegenseitigen Ergänzung zu Genkingen, dem Ort auf der verkarsteten Albhochfläche.

¹⁹ Adolf Rieth: Vorgeschichtliche Funde aus dem Kalktuff der Schwäbischen Alb und des württembergischen Muschelkalkgebiets, in: *Mannus* 30, Leipzig 1938, S. 563 f.

²⁰ Fundber. Schwaben NF 12 (1938/51), S. 27 f.

²¹ Adolf Rieth: Vorgeschichte der Schwäbischen Alb, in: *Mannus* 61, Leipzig 1938, S. 33.

In der Mittleren Steinzeit wurde das wachsende Kalktufflager mit seinen verästelten Gewässern und seiner Weichholzaue zu einem Eldorado der Weidtiere. Zahlreiche Funde von Wisent (bis zur Jungsteinzeit), großen Hirschen, wohl auch von Wildpferden wurden beim Tuffabbau geborgen.²² Jagdausflüge der Steinzeitjäger von der Alb ins Tufftal, wie sie David Friedrich Weinland in Rulaman zeichnete, kann man sich vorstellen.

Die Entwicklung des Dorfpaars von der Besiedlung im Frühmittelalter bis ins vorindustrielle Zeitalter verlief unterschiedlich als Folge der ganz anderen Voraussetzungen. Genkingen auf der wasserarmen Hochfläche besaß eine große Gemarkung, die sich gut für die anfängliche düngerlose Feldgraswirtschaft eignete, und einigermaßen für die Düngewirtschaft. Die Getreidebauern sicherten sich eine Wassermühle im Tal: Genkingens Gemarkung springt bis zur „Talmühle“ hinunter. Das Wasser des Lehbrunnens und eines weiteren Brunnens genügte den Albbauern und ihren ebenso anspruchslosen Haustieren zunächst. Mit zunehmendem Bedarf mußte man allerdings hinunter ins Kalktufftal; bis Oktober 1947 mußten die Genkinger Wasser bei der Talmühle holen. Gönningen hingegen verfügte über so wenig Feld- und Weidemarkung auf den Mitteljuraplatten und im nassen oberen Wiesaztal (Saure Wiesen, Rietwiesen, Bachwiesen, Wasserschapf), daß es Anteil an den Weiden der Hochfläche beanspruchte. Allerdings erlaubte die ortsferne Lage auf dem Roßfeld niemals eine Düngung. Es reichte gerade zu einmal jährlich geschnittenen „Mähdern“. Bittere Armut war der Anlaß für die Verwertung des Tuffsteins, der auch nach Genkingen auf die Alb geliefert wurde. Vor allem aber entwickelte der markungsarme Ort eine frühgewerbliche Einkunftsquelle, den weltweiten Samenhandel.

Das Energieangebot der Wiesaz förderte die Wirtschaft Gönningens fast noch mehr als der Kalktuff. Dem hatte Genkingen nichts entgegenzusetzen. Es blieb bei der landwirtschaftlichen Orientierung und zusätzlicher häuslicher Textilproduktion, bis die Bewohner Beschäftigung in den umliegenden Industriorten fanden und die Städter umgekehrt das billige Bauland auf der Alb entdeckten. Dagegen wurde das Gönninger „Völklein frisch-belebt“²³ durch Samenhandel, Strickwaren, Pappdeckelfertigung und Kalktuffverwertung einigermaßen wohlhabend, brachte es sogar zu einer eigenen Eisenbahnanbindung. Dem weitschauenden Wilhelm Schwarz gelang es, die Kalktuffverwertung im industriellen Maßstab auszubauen. Bausteine aus seinem Tuffsteinwerk (1912–1975) machten Gönningen im ganzen Deutschen Reich bekannt.²⁴ Wurden doch so bekannte Bauwerke wie das Olympiastadion in

²² M. Eisenstuck, Kalktuffe (wie Anm. 2), S. 43 und Wilhelm Kinkelin: Heimatbuch Gönningen, Gönningen 1952, S. 2.

²³ P. Ackermann, Die Gönninger (wie Anm. 3).

²⁴ Margarete Blank-Mathieu: Ein Stein macht Geschichte, in: P. Ackermann, Die Gönninger (wie Anm. 3), S. 124–133.

Berlin, der Flughafen München-Riem, das „Reichsparteitagsgelände“ in Nürnberg oder das Neckarstadion in Stuttgart daraus errichtet, ebenso wie ganze Straßenzüge in der nahegelegenen Kreisstadt. Damit waren aber die durch das Kalkuffvorkommen mitbedingten Entwicklungsmöglichkeiten ausgereizt. Heute ist Gönningen eingemeindet in die große Stadt im Albvorland, die Landwirtschaft ruht, der Samenhandel ist bis aufs Äußerste reduziert, das Gönninger Bähnle stillgelegt. Das verbliebene Kalkufflager hat die Stadt Reutlingen zu einer ihrer Erholungslandschaften bestimmt, in bescheidenem Maße auch zur Museumslandschaft für die Erinnerung an den einstigen großen Einfluß der Naturlandschaft des Tales.

Reutlingen und der Schwäbische Bund¹

Von Horst Carl

Wenn Reutlingen und der Schwäbische Bund in einem Atemzug genannt werden, fällt jedem, der mit der Geschichte Reutlingens einigermaßen vertraut ist, wohl unweigerlich das Jahr 1519 ein. Den Ausgangspunkt hat niemand eindrucksvoller beschworen als Wilhelm Hauff in seinem 1826 erschienenen historischen Roman „Lichtenstein“: „Man feierte das Leichenfest des Kaisers zu Stuttgart in der Burg, als dem Herzog Kunde kam, daß Reutlingen, eine Reichsstadt, die in seinem Gebiete lag, seinen Waldvogt auf Achalm erschlagen habe. Diese Städtler hatten ihn schon oft empfindlich beleidigt, sie waren ihm verhaßt und sollten jetzt seine Rache fühlen. Schnell zum Zorn gereizt, wie er war, warf er sich aufs Pferd, ließ die Lärmtrommeln tönen durch das Land, belagerte die Stadt und nahm sie ein. Der Herzog ließ sich von ihnen huldigen, und die Reichsstadt war württembergisch. Aber jetzt erhob sich der Schwäbische Bund mit Macht, denn diese Stadt war ein Glied desselben gewesen. So schwer es auch sonst hielt, diese Fürsten, Grafen und Städte alle aufzubieten, so weilten sie doch hier nicht, sondern hielten zusammen, denn der Haß ist ein fester Kitt [...]“²

Damit exponiert Hauff die Vorgeschichte der eigentlichen Romanhandlungen, denn der Roman handelt bekanntlich von der Vertreibung Herzog Ulrichs durch den Schwäbischen Bund im Jahre 1519. Daß dies für jeden rechten Württemberger ein traumatisches Ereignis gewesen ist, liegt nicht zuletzt daran, daß Hauffs Roman geradezu eine Ikone württembergischen Landesgeschichtsbewußtseins geworden ist. Seine Darstellung des vertriebenen „Höhlenbewohners“ Herzog Ulrich ist ein fester Bestandteil populärer württembergischer Erinnerungskultur.³ Aber das Jahr 1519 ist nicht nur ins württembergische Landesgeschichtsbewußtsein tief eingeschrieben, sondern

¹ Vortrag vom 19. April 2001 vor dem Reutlinger Geschichtsverein. Das Manuskript kommt hier in unveränderter Form, nur durch Quellen- und Literaturhinweise ergänzt, zum Abdruck.

² Wilhelm Hauff: Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte. Mit einem Nachwort von Friedrich Pfäfflin, Zürich 1987, S. 10f.

³ Bezeichnenderweise widmete sich der erste Band der Darstellungen der württembergischen Geschichte, die von der württembergischen Kommission für Landesgeschichte herausgegeben wurde, einer Untersuchung der Quellen, die Hauff für seinen Roman benutzt hat: Max Schuster: Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte Bd. 1), Stuttgart 1904.

natürlich auch in die historische Erinnerung der Reichsstadt Reutlingen, wobei im Grunde beide Ausprägungen regionalen bzw. lokalen Geschichtsbewußtseins um ihre jeweilige Opferperspektive zentriert sind.

Nicht zuletzt durch die Vermittlung Wilhelm Hauffs haben die Ereignisse des Jahres 1519 auch das Bild des Schwäbischen Bundes im populären Geschichtsbewußtsein geprägt. Man könnte vermuten, daß dabei signifikante Unterschiede in der Wahrnehmung und Beurteilung des Schwäbischen Bundes aus württembergischer oder reichsstädtischer Perspektive ausgemacht werden können. Aber erstaunlicherweise ist dies nicht der Fall: Schon bei Hauff bleibt der Schwäbische Bund merkwürdig diffus, trotz aller Sympathien für den Herzog und seine Parteigänger wird der Bund doch nicht einseitig auf die Rolle des Antagonisten und Bösewichts festgelegt. In Werken zur Reutlinger Stadtgeschichte wiederum finden sich bisweilen recht drastische negative Beurteilungen des Bundes, wenn es um die Anfänge der Reformation in der Reichsstadt geht.⁴ Diese Ambivalenz ist zunächst einmal darin begründet, daß das Verhältnis des Bundes zu Württemberg wie zu Reutlingen im Laufe seines fast fünfzigjährigen Bestehens sehr komplex und obendrein nicht statisch gewesen ist. Reutlingen und Württemberg gehören zu den Gründungsmitgliedern, ohne die Existenz des Bundes hätte es wohl 1495 keine Erhebung Württembergs zum Herzogtum gegeben, und Reutlingen hätte ohne den Bund seinen Status als Reichsstadt wohl nicht auf Dauer wahren können.

Zugleich stecken hinter den Schwierigkeiten von Historiographie und Belletristik, dem Phänomen dieses bedeutendsten Landfriedensbundes der Germanen Geschichte gerecht zu werden, aber auch ganz naheliegende Probleme der Darstellung: Bezeichnenderweise sind Gegenspieler des Bundes wie etwa Herzog Ulrich, Götz von Berlichingen oder selbst die aufrührerischen Bauern des Jahres 1525 im kollektiven Gedächtnis weit eher präsent als der Bund selbst, weil man es beim Bund mit einer Großorganisation zu tun hat, deren Komplexität nicht mittels Personalisierung reduziert und damit transparent gemacht werden kann. Vergleichbare Probleme ergäben sich, wenn beispielsweise ein Zeithistoriker die Geschichte der Europäischen Union von ihren Anfängen bis zur Gegenwart darstellen müßte – ganz abgesehen davon, daß in beiden Fällen die zu bewältigende Quellenflut ein zusätzliches Problem aufwirft.

Wenn man dagegen wie im folgenden die Geschichte des Schwäbischen Bundes auf die Perspektive eines Mitglieds konzentriert, schärft dies nicht nur die Konturen des Bundes, weil auch dies ein Verfahren ist, Komplexität zu reduzieren – es macht zugleich die Bedeutung des Bundes für seine Mitglieder

⁴ Vom „reaktionären schwäbischen Bund“ spricht etwa Julius Hartmann: Matthäus Alber, der Reformator der Reichsstadt Reutlingen. Ein Beitrag zur schwäbischen und Germanen Reformationgeschichte, Tübingen 1863, S. 44.

konkreter nachvollziehbar. Dazu bietet sich Reutlingen nicht nur an, weil jenes für die Stadt schicksalsschwere Jahr 1519 zugleich einen Höhepunkt in der Geschichte des Bundes darstellt. Bundesgründung und Einführung der Reformation verschränken auch darüber hinaus Bundes- und Stadtgeschichte so eng miteinander, daß eine entscheidende Epoche Reutlinger Stadtgeschichte ohne den Blick auf den Schwäbischen Bund nicht verständlich ist. Welche Bedeutung also besaß der Schwäbische Bund für die Geschichte Reutlingens an der Schwelle zum Reformationszeitalter? Und welche Rolle spielte die Reichsstadt wiederum in diesem Bund, dessen Mitglied sie von der Gründung 1488 bis zur Auflösung 1534 fast ununterbrochen gewesen ist?

Zur Orientierung seien vorab einige grundlegende Fakten zu Struktur und Geschichte des Schwäbischen Bundes knapp zusammengefaßt.⁵ Nachdem die Initiative 1487 vom Kaiserhof ausgegangen war, wurde der „kaiserliche Pundt“ 1488 als Zusammenschluß der Mindermächtigen im Land Schwaben – der Reichsstädte und Adelsgesellschaften – gegründet. Noch in der Gründungsphase traten ihm die beiden wichtigsten Territorialmächte dieses Raumes, Württemberg und Tirol inklusive der schwäbischen Besitzungen Habsburgs bei, danach folgten noch weitere Reichsfürsten wie die fränkischen Markgrafen und der Mainzer Kurfürst, schließlich die bayerischen Herzöge und geistlichen Territorialherren Frankens.

In seiner letzten Phase gehörten dem Bund alle wichtigen Territorien Obergermanlands von der Kurpfalz bis zum Erzbistum Salzburg an. Er behielt aber seinen schwäbischen Charakter, weil die schwäbischen Reichsstädte und Teile des schwäbischen Adels im Bund bis zu seinem Ende präsent blieben. Da der Bund ab 1500 in drei ständisch gegliederte Bänke organisiert war, von denen den Städten und dem Adel je eine Bank zugeordnet war, verblieb den schwäbischen Mindermächtigen trotz des Gewichts der mächtigen Fürsten eine starke Position im Bund. Ein vergleichbares Gegengewicht gegen die Fürsten haben Städte und reichsunmittelbarer Adel beispielsweise auf dem Reichstag nie ausbilden können.

Der Bund war im Unterschied zur Eidgenossenschaft nicht auf ewig geschlossen, sondern immer nur auf eine begrenzte Zeit. Er mußte dann jeweils nach langwierigen und nervenaufreibenden Verhandlungen verlängert werden. Entsprechende „Erstreckungen“ des Bundes fanden 1496, 1500, 1512 und 1523 statt. 1533/34 scheiterten die entsprechenden Verhandlungen, weil der Glaubenszwiespalt nicht überbrückt werden konnte. Der Bund zerbrach also

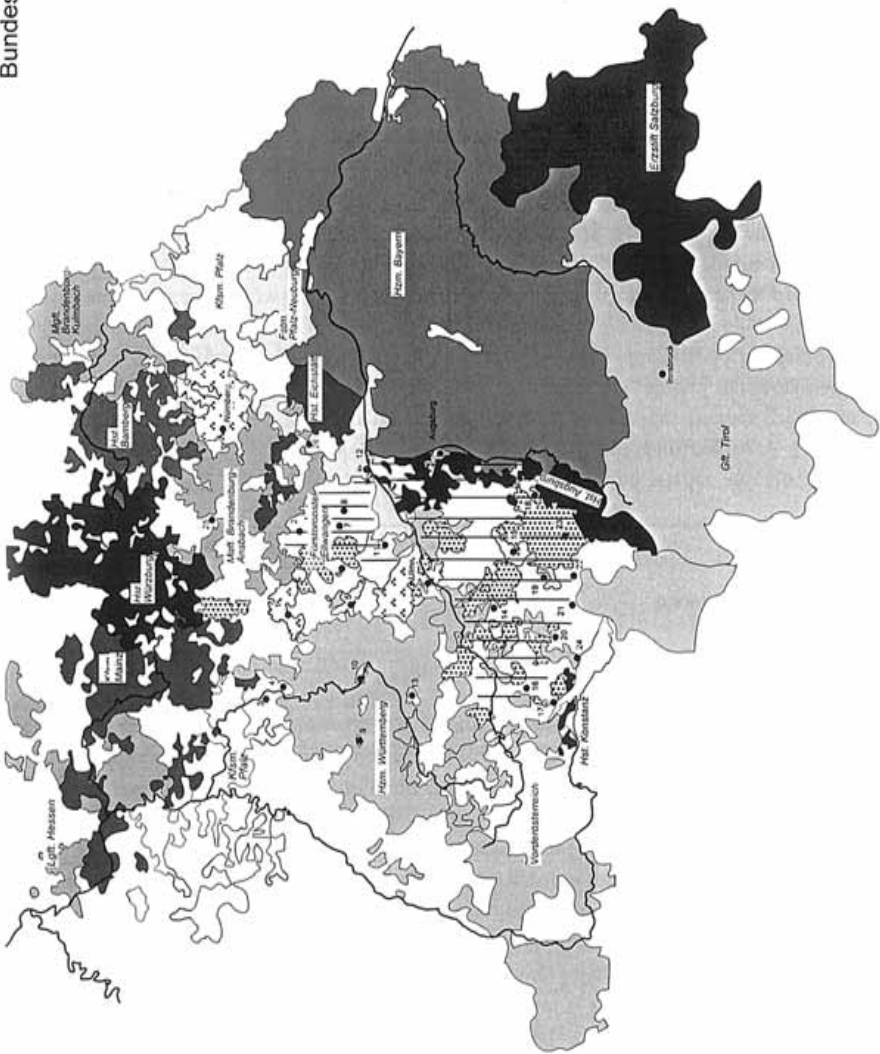
⁵ Dazu meine Habilitationsschrift: Horst Carl: *Der Schwäbische Bund 1488–1534. Landfrieden und Genossenschaft im Übergang vom Spätmittelalter zur Reformation* (Schriften zur südwestGermanen Landeskunde Bd. 24), Leinfelden 2000. Für das Folgende verweise ich summarisch auf die dort präsentierten Ergebnisse, so daß die Einzelbelege in den Anmerkungen auf das Nötigste beschränkt werden.

Bundesstände 1523-1534

- 1 - Schwäbisch Hall
- 2 - Dinkelsbühl
- 3 - Wimpfen
- 4 - Heilbronn
- 5 - Schwäbisch Gmünd
- 6 - Aalen
- 7 - Bopfingen
- 8 - Nördlingen
- 9 - Weil der Stadt
- 10 - Esslingen
- 11 - Giengen
- 12 - Donauwörth
- 13 - Reutlingen
- 14 - Biberach
- 15 - Memmingen
- 16 - Pfullendorf
- 17 - Überlingen
- 18 - Kaufbeuren
- 19 - Leutkirch
- 20 - Ravensburg
- 21 - Wangen
- 22 - Isny
- 23 - Kempten
- 24 - Buchhorn
- 25 - Windsheim
- 26 - Weißenburg

||| Einzugsgebiet der
Adelsbank

▨ Prälaten



nicht, vielmehr wurde er 1534 nicht fortgesetzt, weil die ständeübergreifenden Gemeinsamkeiten aufgebraucht waren.

Die „Erstreckungen“ boten nicht nur neuen Mitgliedern die Möglichkeit, dem Bund beizutreten, sie erlaubten es auch Bundesmitgliedern, sich einer Fortsetzung zu entziehen. So trat Herzog Ulrich 1512 der neuen Bundes-einung nicht mehr bei, weil er sich in seinen ehrgeizigen territorialpolitischen Zielen eingeengt fühlte. Auch Reutlingen verlängerte den Bund 1496 anlässlich der ersten Bundesverlängerung um drei Jahre nicht, sondern schloß sich einer frondierenden Reichsstädtegruppierung um Augsburg an, die die Interessen der Reichsstädte im Bund nicht ausreichend gewahrt sah und die finanziellen Belastungen als zu hoch kritisierte.⁶ In Wirklichkeit aber handelte es sich um einen Machtkampf zwischen Ulm und Augsburg um die Führung der ober-germanen Reichsstädte, den Augsburg schließlich für sich entschied. Ab 1500 waren deshalb auch die opponierenden Reichsstädte einschließlich Reutlingens wieder Bundesmitglieder. Immerhin konnte sich Reutlingen so vom militärischen Engagement des Bundes im Schweizerkrieg 1499, das diesem letztlich nur frustrierende Niederlagen einbrachte, fernhalten.

Im territorial zersplitterten Germanen Südwesten als einer Kernzone des Reiches wahrte der Schwäbische Bund den Landfrieden, weil Kaiser und Reich, aber auch die führenden Territorien dies nicht leisten konnten. Das Konzept eines Landfriedensbundes lief darauf hinaus, die zahlreichen Herrschaftsträger in diesem Raum für die Friedenswahrung auf genossenschaftlicher Basis in die Pflicht zu nehmen, um die Selbsthilfe in Gestalt des überbordenden Fehdewesens einzuschränken. Diese Aufgabe erforderte eine doppelte Zielsetzung des Bundes: Für seine Mitglieder funktionierte er als Friedens- und Rechtsgemeinschaft, weil er sie verpflichtete, ihre Streitigkeiten vor einem obligatorischen Schiedsgericht des Bundes auszutragen. Die immer ausgefeiltere Schiedsgerichtsbarkeit des Bundes hat wesentlich zur Verrechtlichung von Konflikten in SüdwestGermanland beigetragen. Zugleich wahrte der Bund aber auch den Landfrieden, indem er seine Mitglieder gegen Angriffe von außen schützte. Es war durch Eid beschworene Pflicht der Mitglieder, bedrängten Bundesgenossen gegen Angriffe zu Hilfe zu kommen, so daß der Bund im Sinne einer Fehdegenossenschaft funktionierte: Aus dem Feind eines einzelnen Mitgliedes wurde so einer des gesamten Bundes, was nahezu zwangsläufig auch begrenzte Konflikte eskalieren ließ. Von diesem Mechanismus hat nicht zuletzt Reutlingen profitiert, das ohne die Eskalation seines

⁶ Heinrich Lutz: Conrad Peutinger. Beiträge zu einer politischen Biographie, Augsburg 1957, S. 24–34. In der älteren Reutlinger Stadtgeschichtsschreibung ist diese „Auszeit“ Reutlingens im Schwäbischen Bund nicht zur Kenntnis genommen worden, vgl. Christoph Friedrich Gayler: Historische Denkwürdigkeiten der ehemaligen freien Reichsstadt itzt Königlich Württembergischen Kreisstadt Reutlingen vom Ursprung an bis zum Ende der Reformation, Reutlingen 1840, S. 133, 144.

Konfliktes mit Herzog Ulrich in bundes- und reichspolitische Dimensionen als württembergische Landstadt geendet wäre.

Wenn der Schwäbische Bund folglich in der Geschichte SüdwestGermanlands zwischen 1488 und 1534 seine Spuren hinterlassen hat, dann sind dies in erster Linie kriegerische. An den großen militärischen Auseinandersetzungen in diesem Raum ist er führend beteiligt gewesen, vom Schweizerkrieg 1499 über den Landshuter Erbfolgekrieg 1504 bis zu spektakulären Kriegszügen gegen „Raubritter“ am Bodensee 1512 und in Franken 1523. Aber sein eigentliches Weiterleben im Bewußtsein der Nachwelt garantierte ihm sein Einschreiten gegen Württemberg 1519 und natürlich gegen die aufständischen Bauern 1525.

Eine Konzentration auf die Militärgeschichte des Schwäbischen Bundes würde allerdings eine verkürzte Sicht dieser Organisation vermitteln, die über nahezu fünfzig Jahre den Rahmen für das politische Handeln seiner zahlreichen Mitglieder bereitgestellt hat. Wenn sich damit die zahlreichen Stände Schwabens in ein politisches System einordneten, so eröffnet dies die Möglichkeit, die Stände miteinander zu vergleichen. Dies gilt vor allem für die Städtebank im Bund: Indikatoren wie das Steueraufkommen der einzelnen Städte im Bund oder die Vertretung in den Führungsgremien des Bundes lassen sich als Anhaltspunkte dafür nutzen, so etwas wie eine Rangordnung der oberGermanen Reichsstädte zu rekonstruieren. In unseren Tagen würde man von einem „Städte-Ranking“ sprechen. Jedenfalls bieten die Quellen des Bundes die beste Möglichkeit, einmal die Frage nach dem Rang Reutlingens unter den schwäbischen Reichsstädten zu stellen.

Dies gilt vor allem für die Frage der finanziellen Leistungsfähigkeit der Reichsstädte. Einem Vergleich der einzelnen städtischen Haushalte und ihres Steuersystems steht entgegen, daß die Steuerveranschlagung in den einzelnen Städten höchst unterschiedlich gehandhabt wurde. Diese Problematik aber fiel unter dem Dach des Bundes fort, denn für die Berechnung ihres Anteils an den Bundessteuern einigten sich die Reichsstädte auf einen einheitlichen Berechnungsmodus.

Heikler war für die Städte das Problem, daß ihre Steuerkraft das bestgehütete Geheimnis jeder Reichsstadt war. Die Städte hatten eine Heidenangst davor, daß exakte Zahlen über die städtischen Finanzen nach außen drangen und zu Begehrlichkeiten bei den Nachbarn und vor allem beim Kaiser führten. Die Gesamthöhe des städtischen Steueraufkommens blieb deshalb ein absolutes Arcanum städtischer Politik. Das Dilemma, im Rahmen des Bundes nach einem einheitlichen Modus Beitragssteuern zu leisten, der recht genaue Aufschlüsse über die Finanzkraft der jeweiligen Stadt zuließ, und die Höhe des jeweiligen städtischen Anteils an den Bundeskosten nicht bekannt werden zu lassen, lösten die Städte mittels eines komplizierten Verfahrens, des sogenannten Einlegeverfahrens. Dabei wurde das jeweilige Steueraufkommen eines

Von wegen uns Erfamer Rats, der Stat Reutlingen hat der
 Herrmann und weis Jacob Scherer, alter Reutlingermeister das hiesige meine
 Herren der Stat Augsburg Kinnereon bezalt fünffhundert fünf
 und sechzig guldin und zwanzig erewiger, auff Sechshundt fünfzig
 guldin und vierzig erewiger, die den Kinnereon vormals belegt
 gotten, tut in Summa Sechshundert und zwanzig und vierzig guldin
 in mung damit ist der von Reutlingen Teil, den sie in der Erben,
 Stat des Bundes rechnung des nächstkrefftigen zwanzigsten
 Jars, also beschriben, meiner Herren Augspermeister und Rat zu
 Augsburg richtig bliben, sind gar bezalt. Mer hat geantwor
 Augspermeister damit geantworet, Neun guldin Reutlinger in
 gold und zwei und dreissig erewiger für der von Reutlingen gebüh
 end anzahl des erstens, in den letzten anderthalben monaten des
 öttungischen zinsfalls auffgeschlossen, sie haben vormals, den
 vollen zinsfall zehen monaten, led entrichtet Datum auff den
 dreissigsten tag July Anno 1521

Georg Nägeln Ratschreiber
 7 11 4

Der Augsburger Ratschreiber Georg Nägelin quittiert dem „alten“ Reutlinger Bürgermeister Jacob Scherer Zahlungen an den Schwäbischen Bund, womit die Bundesrechnung des Jahres 1520 erledigt ist, 30. Juli 1521.

festgesetzten Steuerjahres mittels einer proportionalen Zahl von Erbsen ausgedrückt, die die Abgesandten der Stadt in eine Urne „einlegten“. Außenstehenden wurde so nur die Gesamtsumme des Steueraufkommens aller Reichsstädte im Bund offenbar, nicht der Anteil der einzelnen Stadt. Die Steuer summe der einzelnen Reichsstadt mußte nur dem Städtehauptmann und vier vereidigten und zu Stillschweigen „bis in den Tod“ verpflichteten Rechenmeistern genannt werden. Zwar sträubten sich die großen Handelsstädte mit Augsburg an der Spitze auch noch bei diesen Sicherheitsvorkehrungen davor, ihr Steueraufkommen im Bund offenzulegen, und erreichten schließlich, daß sie eine Pauschalsumme zahlen konnten – aber die Masse der übrigen Städte gab doch ihr reales Steueraufkommen nach den bündischen Kriterien an. Da die Städtehauptleute nun die Steuer matrikel der Bundesstädte auf der Basis dieser einigermaßen zutreffenden Steuerangaben erstellten, und sich die Matrikeln für die einzelnen Perioden des Bundes in den Akten der Städtehauptleute erhalten haben, bieten diese Listen doch einen recht realistischen

Vergleichsmaßstab der finanziellen Leistungsfähigkeit der oberGermanen Reichsstädte.

Bestimmt man nun Reutlingens Position in diesem „Städte-Ranking“, so lag die Reichsstadt 1489 auf dem 9., 1500 auf dem 12., 1513 auf dem 10. und 1523 auf dem 15. Rang von insgesamt 26 bzw. 27 südwestGermanen Reichsstädten.⁷ Dies entsprach einem guten Mittelplatz, auf etwa der gleichen Stufe wie Biberach, Lindau, Heilbronn und Dinkelsbühl, knapp hinter Esslingen, aber deutlich vor Schwäbisch Gmünd, Kempten oder Weil der Stadt. Zu den großen Fernhandelsstädten wie Ulm, Augsburg und Nürnberg allerdings klaffte eine große Lücke – sie spielten schlicht in einer anderen Liga. Ulms Steueraufkommen betrug 1489 fast das Fünffache und 1523 mehr als das Zehnfache des Reutlinger Anschlags, alleine die großen Drei – also Ulm, Augsburg und Nürnberg – trugen schließlich fast zwei Drittel zur gesamten Steuersumme der Bundesstädte bei.

Reutlingens Abstieg vom 9. Rang (1489) auf den 15. Platz (1523) illustriert allerdings nur bedingt einen finanziellen und wirtschaftlichen Niedergang, wengleich die Hinweise auf eine Stagnation der finanziellen Leistungsfähigkeit offenkundig sind. Aber in der geringeren Bundessteuer 1523 schlug sich der finanzielle Schaden nieder, den die Reichsstadt durch die württembergische Besetzung 1519 erlitten hatte. Herzog Ulrich hatte die städtischen Finanzen regelrecht geplündert und selbst vor den Deposita von Adeligen und Klöstern bei der Stadtkasse nicht Halt gemacht,⁸ weshalb die Betroffenen nach 1520 Schadensersatzansprüche gegen Württemberg bis vor die Reichsgerichte brachten. Die vergleichsweise geringe Steuersumme Reutlingens in der Phase der letzten Bundeseinung ist also kein Hinweis auf einen wirtschaftlichen Niedergang, sondern vielmehr ein weiterer Beleg dafür, daß der bündische Steueranschlag recht genau den finanziellen Spielraum der Reichsstädte widerspiegelt und auch kurzfristige Einbrüche berücksichtigte.

Das „Städte-Ranking“ im Schwäbischen Bund beschränkt sich allerdings nicht nur auf das Kriterium der städtischen Finanzkraft, denn im frühneuzeitlichen Schwaben war Geld nicht alleiniger Wertmaßstab für Reputation. Städtische Reputation im Bund drückte sich auch darin aus, wie stark eine Reichsstadt in den Leitungsgremien des Bundes präsent war. Im höchsten Entscheidungsgremium, dem Bundesrat, stellten die Städte zwischen 7 und 9 Bundesräte, die jährlich von allen Vertretern der Reichsstädte auf einem Wahltag gewählt wurden. Es ist deshalb durchaus aussagekräftig für das Ansehen einer Reichsstadt bei den übrigen Kommunen gewesen, wie oft einer ihrer

⁷ Als einzige Reichsstädte fehlten im Schwäbischen Bund Konstanz, Lindau (ab 1498), Rottweil und Rothenburg ob der Tauber. Die fränkischen Reichsstädte Nürnberg und Windsheim wurden gesondert veranschlagt. Die Zusammenstellung der Zahlen bei Carl, Schwäbischer Bund (wie Anm. 5), S. 520 f.

⁸ Gayler, Denkwürdigkeiten (wie Anm. 6), S. 220 f.

Bürgermeister als Delegierter der Reichsstädte in den Bundesrat gewählt wurde.

Hier nahm Reutlingen – bezogen auf die gesamte Dauer des Bundes – lediglich den 14. Rang ein: Nur in 6 von 43 Jahren seiner Bundeszugehörigkeit stellte Reutlingen einen Bundesrat, und dies beschränkte sich auf die Anfangsjahre des Bundes.⁹ Nach 1500 stellte Reutlingen überhaupt keinen Bundesrat mehr.

Der Grund dafür mutet zumindest aus der Warte des Jahres 1519 paradox an. Es war nämlich die in den Augen der anderen Bundesgenossen zu große Nähe der Reichsstadt zum Nachbarn Württemberg, der die anderen Städte daran zweifeln ließ, ob ein Vertreter Reutlingens städtische Interessen im Bund auch gegen die Fürsten kompromißlos vertreten würde. Unter dem Dach des Bundes wahrte Reutlingen seine besonderen Nachbarschaftsbeziehungen zum übermächtigen Nachbarn, die 1505 mit einem auf 51 Jahre geschlossenen Schirmbündnis ihren formalen Niederschlag erhielten.¹⁰ Solange Reutlingen und Württemberg gemeinsam im Bund waren, wurde dieses Sonderverhältnis zwar von den anderen Bundesständen nicht gerne gesehen, doch richtig problematisch wurde das Schirmbündnis erst, als Herzog Ulrich den Bund 1512 nicht mehr verlängerte. Nunmehr bedeutete dies, daß sich Reutlingen durch ein Schirmbündnis an eine – aus Bundessicht – auswärtige Macht gebunden hatte. Problematisch war dies deshalb, weil geregelt werden mußte, wie sich die Stadt im Konfliktfall verhielt. Für solche Fragen existierte im mittelalterlichen Bündnisrecht ein spezielles Instrumentarium in Gestalt der sogenannten Ausnehmung: Falls es zum Konflikt zwischen Bund und Württemberg kam, wurde die Reichsstadt ihrer Bundespflichten ledig erklärt und blieb neutral – die Reichsstadt nahm den Herzog von ihren Bundespflichten aus. Aus Sicht der Bundesgenossen hieß dies, daß Reutlingen seinen Bundespflichten nur selektiv nachkam und daß dem Bund in einem solchen Konflikt die Reutlinger Soldaten und Finanzen fehlten. Da sich das Verhältnis zwischen Herzog Ulrich und dem Bund nach 1512 stetig verschlechterte, galt Reutlingen als unsicherer Kantonist, so daß man Vertreter dieser Reichsstadt nunmehr erst recht nicht mehr in den Bundesrat wählte.

Mit dem Versuch, bei einem möglichen Konflikt zwischen Bund und Württemberg in den sicheren Hafen der Neutralität einzufahren, hat sich Reutlingen jedoch fatal verrechnet, entzündete sich der Konflikt zwischen Bund und Württemberg ja bekanntermaßen gerade an der Reichsstadt selbst. Reutlingen konnte schließlich froh sein, daß der Schwäbische Bund seine Hilfspflichten

⁹ Zahlen bei Carl, Schwäbischer Bund (wie Anm. 5), S. 311.

¹⁰ Johann Philipp Datt: *Volumen rerum germanicarum novum, sive de pace imperii publica libri V*, Ulm 1698, S. 797; Ludwig Friedrich Heyd: *Ulrich Herzog von Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des Germanen Reiches im Zeitalter der Reformation*, 3 Bde., Tübingen 1841–1844, Bd. 1, S. 164.



Herzog Ulrich von Württemberg (1487–1550) im Jahre 1520. Holzschnitt von Erhard Schön.

gegenüber der Stadt großzügig auslegte und sie vom württembergischen Joch befreite.

Es läßt sich schließlich noch ein drittes Kriterium für die Position einer Reichsstadt im „Städte-Ranking“ des Bundes formulieren: Wie oft fand eine Bundesversammlung in den Mauern der einzelnen Städte statt? „Bundeshauptstädte“ waren in diesem Fall mit deutlichem Abstand die konkurrierenden schwäbischen Vororte Ulm und Augsburg, in denen jeweils 68 bzw. 56 Bundestage stattgefunden haben. In Reutlingen aber hat in den knapp fünfzig Jahren nur eine einzige große Bundesversammlung stattgefunden, doch ist sie eine der wichtigsten überhaupt gewesen.

Es ist nämlich keine Übertreibung zu

behaupten, daß der Schwäbische Bund eigentlich in Reutlingen ins Leben getreten ist. Als Gründungsdatum des Bundes hält der erste Bundesbrief den Valentinstag, den 14. Februar 1488 fest, weil an diesem Tag zu Esslingen die Mitglieder auf den Inhalt dieses Bundesbriefes feierlich verpflichtet worden seien. Doch dieses Gründungsdatum des Bundesbriefes war rückdatiert, die Verhandlungen zogen sich in Wirklichkeit noch bis in den April hin.¹¹ Erst auf dem ersten Bundestag am 15./16. April wurden die letzten organisatorischen Regelungen getroffen und im ersten Bundesabschied fixiert.¹² Nunmehr konstituierte sich der Bundesrat, beschworen Hauptleute und Räte von Adel und Städten die neue Einung und wurde die Bundesmatrikel mit den Hilfskontingenten der einzelnen Mitglieder verabschiedet. Im Ernstfall konnte der Bund nach diesem Anschlag 20 000 Mann aufbringen, womit er auf dem Papier die größte Militärmacht darstellte, die SüdwestGermanland bis dahin gesehen hatte.

Von diesem Tag aus zeigten schließlich die beiden Bundeshauptleute Haug von Werdenberg und Wilhelm Besserer die Bundesgründung sogar in einem

¹¹ Helmo Hesslinger: Die Anfänge des Schwäbischen Bundes. Ein Beitrag zur Geschichte des Einungswesens unter Friedrich III., Ulm 1970, S. 86 f.

¹² Der Bundesabschied bei Karl Klüpfel (Hrsg.): Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes (1488–1534), 2 Teile, Stuttgart 1846, 1853, hier: Bd. 1, S. 21 f.

offiziellen Schreiben dem Papst an.¹³ Sie trugen damit dem Umstand Rechnung, daß der Schwäbische Bund sich endgültig erst auf diesem ersten Bundestag konstituierte – und es war die Reichsstadt Reutlingen, die diesen ersten Bundestag in ihren Mauern beherbergte. Reutlingen steht damit gleichsam an der Wiege des Schwäbischen Bundes.

Um Reutlingens Rolle bei der Bundesgründung 1488 zu erklären, bedarf es eines kurzen Rückblicks auf die komplizierte Gründungsgeschichte des Bundes. In Schwaben waren die ständischen Bruchlinien zwischen Fürsten, Adel und Reichsstädten besonders ausgeprägt, und gerade mit Reutlingens Name war die Erinnerung an den Sieg über Württemberg 1377 und die große Zeit des schwäbischen Städtebundes verknüpft. Es waren deshalb beträchtliche Widerstände und Animositäten zu überwinden, als Kaiser Friedrich III. 1487 Adel und Reichsstädte Schwabens aufforderte, sich erstmals in einem gemeinsamen Landfriedensbund zusammenzuschließen. Nur dies aber bot eine aussichtsreiche Perspektive, im territorial zersplitterten Schwaben einen flächendeckenden Landfrieden aufzurichten.

Der kaiserlichen Initiative kam zugute, daß der Adel sich in bislang nicht gekannter Vollständigkeit genossenschaftlich in den Turniergesellschaften organisiert hatte, die seit 1479 die Turniere der vier Lande (Rhein, Franken, Bayern, Schwaben) austrugen. Mit den Adelsgesellschaften mit Sankt Georgenschild existierte darüber hinaus in Oberschwaben bereits ein Modell eines adeligen Landfriedensbundes. Aber auch die Städte versuchten nach einer Phase städtebündischer Agonie sich in den 1480er Jahren wieder verstärkt zu organisieren. Es gab also bereits ständische genossenschaftliche Organisationen, die 1487 miteinander verhandelten.

Kaiser Friedrich intendierte einen Bund, dem ausschließlich die minderächtigen, nichtfürstlichen Stände angehören sollten. Er propagierte Schwaben als ein Land ohne Fürsten, das gleichsam natürlich Kaiser und Reich unmittelbar unterworfen war. Aber gerade die Minderächtigen wollten dies nicht: Sie wollten die Fürsten – für den Adel etwa die eigenen Lehensherren – mit im Bund haben, denn sonst waren Konflikte vorprogrammiert, in denen sie nur den kürzeren ziehen konnten. Dies war der härteste Brocken, der bei den Gründungsverhandlungen aus dem Weg geräumt werden mußte und der die Verhandlungen über die Bundesgründung bis in das Frühjahr 1488 in die Länge zog.

Hier liegt aber auch der Grund dafür, weshalb gerade Reutlingen die Ehre widerfuhr, die erste Bundesversammlung in seinen Mauern auszurichten. Reutlingen war dazu in zweierlei Hinsicht prädestiniert: Es verfügte über beste Beziehungen zum umliegenden Adel und darüber hinaus in dieser Phase auch zu Württemberg.

¹³ Datt, *De pace publica* (wie Anm. 10), S. 315.

Der schwäbische Adel hatte sich 1488 in vier regionale Gesellschaften gegliedert, von denen der Bundesbrief behauptete, es habe sie schon seit langer Zeit gegeben. Für zwei dieser Gesellschaften mit Sankt Georgenschild jedoch traf diese Behauptung nicht zu, nämlich die am Neckar und die am Kocher. In ihnen organisierte sich erst jetzt der Adel Niederschwabens, der im Einzugsgebiet Württembergs lag.

Das Neckarviertel nun verfügte augenscheinlich über beste Beziehungen nach Reutlingen: Es holte sich seinen Schreiber von dort, es legte seine Steuererträge in Reutlingen an und es deponierte dort seine wichtigsten Dokumente.¹⁴ Am deutlichsten greifbar wird diese enge Verbindung in der Gestalt des führenden Repräsentanten des Adelsviertels, Georg von Ehingen. Ehingen hat in seiner stilisierten Autobiographie „Reisen nach der Ritterschaft“ das Ideal des Rittertums noch einmal beschworen und der verdiente Nachruhm hebt ihn über das Gros seines Standes weit hinaus.¹⁵ Daß er jedoch bei seinen Standesgenossen gleichfalls in hohem Ansehen stand, macht seine Wahl zum Hauptmann des Neckarviertels im April 1488 deutlich. Schließlich amtierte er zu dieser Zeit auch als württembergischer Obervogt zu Tübingen und zählte zum innersten Beraterkreis des württembergischen Grafen Eberhard im Barte. Als Vertrauensmann des Grafen und des Adels war er eine Schlüsselfigur für den Beitritt Württembergs in den Bund gegen den erklärten Willen Kaiser Friedrichs, der schließlich auch förmlich auf dem Reutlinger Bundestag im April 1488 vollzogen wurde. Zu Reutlingen selbst aber besaß Georg von Ehingen beste Beziehungen, weil er mit einer Reutlinger Bürgerstochter aus der Familie Ülin verheiratet war – ein Faktum, das spätere Genealogien und Ahnenreihen des Hauses Ehingen schamhaft zu kaschieren versuchten.

Ehingen personifizierte die für Reutlingen außerordentlich günstige politische Konstellation dieser Anfangsjahre des Schwäbischen Bundes: Die Reichsstadt profitierte von den guten Beziehungen zu Adel und benachbartem Fürsten und war deshalb als erster Tagungsort des Bundes prädestiniert. Umgekehrt profitierte gerade das Württemberg Graf Eberhards im Barte von der Mitgliedschaft im Schwäbischen Bund, die die politische Stellung des Grafen in SüdwestGermanland unangreifbar machte und seiner Reputation im Reich weiteren Auftrieb verschaffte. Ohne die Mitgliedschaft im Bund hätte

¹⁴ Nur deshalb hat sich die Registratur dieses Adelsviertels erhalten, die eine der wichtigsten Quellen zur Struktur und wirtschaftlichen Lage des niederen Adels um 1500 darstellt. Karl Otto Müller: Zur wirtschaftlichen Lage des schwäbischen Adels am Ausgang des Mittelalters, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 3 (1939), S. 285–328; Johann Ottmar: Landadel, Kirche und Bauern. Zehn Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte der Adelsherrschaften am Neckar und Schwarzwald im 15. und 16. Jahrhundert, Horb 1991, S. 34–56.

¹⁵ Georg von Ehingen. Höfling – Ritter – Landvogt, Ausstellungskatalog, Tübingen 1986; Gabriele Ehrmann: Georg von Ehingen. Reisen nach der Ritterschaft, 2 Bde., Göppingen 1979.

es deshalb 1495 in Worms keine Herzogserhebung Graf Eberhards im Barte gegeben.¹⁶

Aber gerade Württemberg mußte dafür einen Preis zahlen: Durch die gemeinsame Mitgliedschaft im Bund mit Ritterschaft und Reichsstädten stellte sich Württemberg auf eine gemeinsame Rechtsgrundlage, d. h. es akzeptierte die Reichsunmittelbarkeit seiner mindermächtigen Nachbarn. Der Bund nämlich garantierte seinen Mitgliedern ihren reichsunmittelbaren Rechtsstatus.

Herzog Ulrich, der zweite Nachfolger Eberhards im Barte, wollte diesen Grundkonsens jedoch nicht mehr akzeptieren und versuchte das Rad 1519 noch einmal zurückzudrehen, indem er ein Bundesmitglied, eben Reutlingen, in die Landsässigkeit zwingen wollte – womit wir wieder bei den Vorgängen des Reutlinger und Württemberger Schicksalsjahrs 1519 angelangt sind.

Herzog Ulrichs maßlose Politik begann 1512 mit dem Austritt aus dem Schwäbischen Bund und der Gründung eines eigenen fürstlichen „Contrabundes“. Ihm ging es um Machtvergrößerung auf Kosten der Nachbarn, wofür der Schwäbische Bund mit seiner Rechts- und Besitzstandsgarantie für die mindermächtigen Mitglieder das größte Hindernis darstellte. 1519 glaubte er sich seinen Zielen nahe, denn im Januar starb Kaiser Maximilian I., Protektor und wichtigstes Mitglied des Bundes. Ulrich bemühte sich nicht einmal um besonders stichhaltige Vorwände, als er unmittelbar nach dem Erhalt der Nachricht vom Tod des Kaisers mit dem württembergischen Aufgebot von Tübingen nach Reutlingen zog und die Stadt nach kurzer Belagerung einnahm. Er hoffte, daß es nach dem Tod des Kaisers keine Ordnungsmacht geben werde, die dem Chaos, das er anzurichten gedachte, Einhalt gebieten werde.

Er hat sich, wie bekannt, gründlich verrechnet. Aber weshalb ist der Schwäbische Bund kein „Papiertiger“ gewesen, wie es Ulrich offenbar erhofft hat? Der Grund dafür lag nicht zuletzt im Verhalten des Herzogs selbst, der bereits im Vorfeld keine Gelegenheit ausgelassen hatte, die Bundesstände gegen sich aufzubringen. Die Flucht seiner Gattin Sabine kostete ihn die Sympathien seiner Schwäger, der bayerischen Herzöge, ihres Zeichens die mächtigsten Bundesglieder. Der Mord an seinem Stallmeister Hans von Hutten brachte den niederen Adel, namentlich in Franken, gegen ihn auf, und die Tyrannenvorwürfe erhielten durch einen Angehörigen des Hutten-Clans, den Huma-

¹⁶ Volker Press: Eberhard im Bart als Graf und Fürst des Reiches, in: Hans-Martin Maurer (Hrsg.): Eberhard und Mechthild. Untersuchungen zu Politik und Kultur im ausgehenden Mittelalter, Stuttgart 1994, S. 9–34; Klaus Graf: Eberhard im Bart und die Herzogserhebung 1495, in: 1495: Württemberg wird Herzogtum. Dokumente aus dem Hauptstaatsarchiv Stuttgart zu einem epochalen Ereignis, bearb. v. Stephan Molitor, mit Beiträgen von Klaus Graf und Petra Schön, Stuttgart 1995, S. 7–43.



Belagerung Reutlingens durch Herzog Ulrich von Württemberg im Januar 1519. Ölgemälde des Reutlinger Künstlers Rudolf Yelin (d. Ä.), 1936 zur Einweihung der Ypern-Kaserne geschaffen.

nisten-Poeten Ulrich von Hutten, publizistische Durchschlagskraft. Der Justizmord an den Führern der württembergischen Ehrbarkeit kostete ihn schließlich auch im reichsstädtischen Bürgertum Sympathien. Trotz kaiserlicher Acht jedoch gab es für den Schwäbischen Bund bis 1519 keinen Anlaß zum Eingreifen, denn in keinem Fall hatte es sich um Landfriedensbrüche gegen Bundesmitglieder gehandelt.

Wenn Ulrich 1519 an- und zugriff, dann hat er die bisherige Langmut des Bundes jedoch falsch eingeschätzt. Wenn er geglaubt hatte, gerade die Bürger der verbündeten Reichsstädte würden als „Pfeffersäcke“ für Reutlingen nicht sterben und schon gar kein Geld ausgeben, sondern die Gewalttat hinnehmen, so hatte er sich getäuscht. Die Bundesstädte waren nämlich bereits in einer ausgesprochen aggressiven Stimmung: Die Nachricht vom Angriff auf Reutlingen erreichte ihre Städteboten just auf einem Bundestag, den sie nach Augsburg einberufen hatten, um dort über einen Bundesfeldzug gegen einen bekannten Landfriedensbrecher zu beratschlagen. Aber nicht Herzog Ulrich sollte das Angriffsziel sein, sondern der Prototyp des Fehdeführers großen Stils, der seit einigen Jahren das Reich unsicher machte: Franz von Sickingen.

Was dann folgte, war ein Beispiel für die hohe Schule machiavellistischer Politik, zu der auch Vertreter Germaner Reichsstände in der Lage waren. Die habsburgischen Kommissare, die die Königswahl des Kaiserenkels Karl vorbereiteten, nahmen Sickingen in den Sold des Bundes, nachdem sie zuvor den Reichsstädten den Schadensersatz aus Sickingens Räubereien beglichen hat-

ten. So zog dann dieser berüchtigte Landfriedensbrecher Seite an Seite mit den städtischen Kontingenten gegen den noch größeren Landfriedensbrecher Herzog Ulrich in den Bundeskrieg.

War die Militärmacht des Schwäbischen Bundes viel zu schwerfällig zu mobilisieren gewesen, um Reutlingen in der akuten Bedrohung im Januar 1519 zu Hilfe zu kommen, so war Widerstand zwecklos, wenn sich dieser militärische Koloß erst einmal in Bewegung gesetzt hatte. Anfang April waren die bündischen Kontingente bei Ulm versammelt, und der folgende Zug nach Württemberg gehört militärisch in die Kategorie „Spaziergang“. Angesichts der militärischen Überlegenheit sah sich Herzog Ulrich schließlich von allen verlassen: zuerst von den Schweizer Söldnern, dann vom württembergischen Lehensadel und schließlich auch von den eigenen Untertanen. Zur offenen Feldschlacht kam es so erst gar nicht, und dem Herzog blieb nur Flucht und langjähriges Exil.

Verdankt Reutlingen somit seine politische Selbstbehauptung 1519 dem Schwäbischen Bund, so trat dieser in der Reformationsgeschichte der Reichsstadt als Gegenspieler, als Hort der Altgläubigen auf. Die beiden entscheidenden Wegmarken der Reutlinger Geschichte in der Frühen Neuzeit waren deshalb aufs engste mit dem Schwäbischen Bund verknüpft. Reutlingen war neben Memmingen die erste Stadt in OberGermanland, bei der der Bund in der Religionsfrage eingeschaltet wurde, ohne daß geklärt war, ob dies überhaupt in die Kompetenz eines Landfriedensbundes gehörte.

Es sei nun nicht die Reformationsgeschichte Reutlingens erneut rekapituliert, auch nicht Wirken und Person Matthäus Albers noch einmal gewürdigt.¹⁷ Es geht abschließend ausschließlich darum, die Rolle des Bundes bei der Auseinandersetzung um die frühe reformatorische Entscheidung in Reutlingen etwas transparenter zu machen.

Seit dem Wormser Edikt, mit dem Karl V. 1521 auf Luthers Lehre reagiert hatte, war die Reformation reichsrechtlich diskriminiert, und es war nur eine Frage der Zeit, daß die altgläubigen Territorialherren, namentlich die Bischöfe, versuchen würden, den Bund als Landfriedensorganisation gegen die Ausbreitung der Reformation in ihren Diözesen zu mobilisieren. Den Auftakt bildete 1522 ein Bundesmandat gegen die lutherische Lehre in Mindelheim, das auf Veranlassung des Augsburger Bischofs erging, dem bald weitere Vorstöße der Bischöfe von Augsburg und Konstanz gegen reformatorische Tendenzen in Reichsstädten folgten. Als erstes geriet Memmingen wegen der Unterstützung seines Predigers Schappeler 1524 in politische Bedrängnis, weil Bischof Christoph von Augsburg die Stadt am 10. April 1524 vor dem Bund verklagte.

¹⁷ Die jüngste Darstellung bei Siegfried Hermle: Matthäus Alber und die Reformation in Reutlingen, in: Ders. (Hrsg.), Reformationsgeschichte Württembergs in Porträts, Holzgerlingen 1999, S. 13–48.

Nur wenig später rief auch der Bischof von Konstanz den Bund gegen Reutlingen und seinen reformatorischen Prediger Alber an.

Im Falle Reutlingens hatte sich die Auseinandersetzung bereits 1523 angekündigt, und wieder einmal handelte es sich im Kern um ein Beziehungsproblem zwischen Württemberg und der Reichsstadt. Seit 1520 herrschte in Stuttgart ein habsburgisches Regiment mit dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, an der Spitze. Die Habsburger waren seit der Entscheidung Karls V. auf dem Wormser Reichstag 1521 gegen Luther die entschiedensten Sachwalter des alten Glaubens, und nach der Abreise nach Spanien übernahmen Erzherzog Ferdinand und das habsburgische Regiment in Württemberg diesen Part. Bereits im September 1523 beschwerte sich das Stuttgarter Regiment bei Reutlingen über die reformatorischen Umtriebe in der Reichsstadt. Anfang 1524 forderte Ferdinand persönlich die Reichsstadt auf, gegen Alber vorzugehen. Reutlingens Verteidigung akzeptierte er nicht und beauftragte schließlich den Konstanzer Bischof als zuständige geistliche Instanz, die Vorwürfe der Lutherei in Reutlingen zu untersuchen.

Als der mit dem Verhör beauftragte Konstanzer Vikar Ranning vom Rat keinerlei Unterstützung erhielt, schaltete der Bischof Anfang Mai den Schwäbischen Bund ein.¹⁸ Die Bundeshauptleute forderten infolgedessen am 5. Mai 1524 den Rat der Reichsstadt auf, sich wegen des Vorwurfs der Rechtsverweigerung zu rechtfertigen. Daraufhin kam es in Reutlingen zu jener immer wieder beschworenen Schlüsselszene der Reutlinger Reformationsgeschichte: Die Zünfte nahmen die Initiative in die Hand und zwangen den Rat in einer Art Verfassungsrevolte, den Prediger unter seinen Schutz zu stellen.

Diese Entwicklung aber war höchst problematisch, denn sie bestärkte die Reformationsgegner im Bund nur in ihrer Einschätzung, daß Reformation und sozialer Aufruhr zwei Seiten der gleichen Medaille seien. Reutlingen geriet folglich unter erheblichen Druck, denn wenn der Bund auch nicht für Glaubensfragen zuständig war – und sich auch nie zum Richter in Glaubensfragen berufen fühlte –, so gehörte Aufruhr in die genuine Kompetenz einer Landfriedenseinung. Es war ja gerade die Politik der altgläubigen Stände und namentlich der Bischöfe im Bund, die Einführung reformatorischer Praxis als Landfriedensbruch zu qualifizieren, um den Bund als Wahrer des Status quo auch in religionspolitischen Fragen auftreten zu lassen. Der Druck auf die Bundesstände, die der Reformation zuneigten, verstärkte sich im Sommer 1524 noch zusätzlich, als Karl V. aus Burgos am 15. Juli 1524 erneut die Umsetzung des Wormser Ediktes verlangte. Dies lief auf eine weitere Zuspitzung der Landfriedens- und Religionsproblematik im Schwäbischen Bund hinaus,

¹⁸ Zum Folgenden Hartmann, Alber (wie Anm. 4), S. 35–50; Martin Brecht: Reutlingen und die Reformation in Deutschland, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 80/81 (1980/1981), S. 5–23; Hermle, Alber (wie Anm. 17), 19–26.

war dieser als kaiserliche Landfriedenseinung doch erster Adressat für eine Umsetzung des Mandates von Burgos.

Vor diesem Hintergrund versuchten die Städtepolitiker im Bund, den reformatorischen Sprengsatz in Reutlingen zu entschärfen. Während sich das gleichfalls in der Schußlinie stehende Memminger Rat beim Augsburger Stadtschreiber Conrad Peutingen, dem erfahrensten Städtepolitiker des Bundes, holte, schaltete Reutlingen den Ulmer Bürgermeister und Bundesrat Ulrich Neithart ein.¹⁹ Gemeinsam mit dem Ulmer Ratsherrn Matthäus Kraft schlug er dem Rat ein Einlenken vor: Eine Schiedskommission, deren Mitglieder Städtehauptmann Ulrich Artzt benennen werde, solle zwischen Rat und Gemeinde vermitteln, und das Verhör vor dem bischöflichen Vikar solle der Rat nicht abschlagen. Diese Schiedskommission aus drei städtischen Räten vermittelte in der Tat im Juni 1524 einen Vergleich zwischen Rat und Gemeinde, der die etablierte Ordnung in Reutlingen wieder herstellte.

Ähnlich wie die meisten anderen Vertreter der Bundesstädte war Ulrich Neithart kein Sympathisant der Reformation, sondern blieb zeitlebens altgläubig. So wundert es zunächst einmal nicht, daß seine Vermittlung in Reutlingen ausgesprochen „konservative Züge“ trug, und die Reutlinger die verfassungspolitischen Konsequenzen der Entscheidung vom Mai 1524, also die faktische Entmachtung des Rates durch die Zünfte, zurücknehmen mußten. Die Entscheidung in religionspolitischen Dingen sollte nicht der Gemeinde überlassen werden. Natürlich war es auch Ausdruck der sozialen Stellung städtischer Bundesräte, wenn ein Ulmer Patrizier wie Neithart Eigenmächtigkeiten der städtischen Gemeinde höchst reserviert gegenüberstand. Generell aber entsprach es der Politik solcher bündischer Vermittlungskommissionen, bei innerstädtischen Konflikten eher die Position des Rates und damit der etablierten Ordnung zu stärken. Im konkreten Falle Reutlingens war dies jedoch auch politisch klug, denn das Stigma des Aufruhrs hätte Reutlingens Widersachern nur zusätzlich Munition verschafft. Wenn sich der Rat zudem bereit erklären mußte, die Frage der Evangeliumsgemäßheit vor dem zuständigen Bischof klären zu lassen, so war auch dies nicht eine offene Parteinahme der Kommission gegen die Reutlinger Reformation. Vielmehr sollte die Reichsstadt aus der Schußlinie bündischer Kritik gebracht werden, denn eine kategorische Weigerung Reutlingens, ein solches Verhör zu akzeptieren, wäre im Bund als Rechtsverweigerung aufgefaßt worden – mit der entsprechenden Gefahr von Repressalien gegen die Reichsstadt.

Die Leitlinie städtischer Vermittlungspolitik in Reutlingen war folglich weniger Ausdruck altgläubiger Parteinahme als vielmehr reichsstädtischer Soli-

¹⁹ Ulrich Neithart (1470–1552) war seit 1515 Ulmer Bürgermeister und amtierte seit 1522 als Ulmer Bundesrat. Von 1527 bis zum Ende des Bundes 1534 war er der letzte Städtehauptmann im Bund. Siehe Carl, Schwäbischer Bund (wie Anm. 5), S. 299 f.

darität. Wenn die städtischen Bundesräte alles taten, eine weitere Eskalation des Konfliktes zu vermeiden, blieb ihre Sympathie für das Vorgehen der Bischöfe gegen Reichsstädte doch höchst gering – die altgläubigen Bundesräte machten dabei keine Ausnahme. Sie werteten das Vorgehen der Bischöfe aus einer genuin städtischen Perspektive als unzulässigen Eingriff in städtische Rechte bzw. in die obrigkeitlichen Rechte des Rates. Unter diesen Umständen konnte sich Reutlingen letztlich auf die Solidarität der Kommunen im Bund verlassen: Nahezu ungestört konnte Alber in den folgenden Monaten seinen reformatorischen Kurs in Reutlingen fortsetzen.

Daran änderte auch die nächste schriftliche Drohung des Bundes gegen Reutlingen am 25. August 1524 nichts, denn im Bund selbst war eine dezidiert altgläubige Politik nicht mehr durchzusetzen. Längst neigten führende Bundesstädte wie Ulm, Nürnberg oder Memmingen der Reformation zu und setzten alles daran, daß der Bund nicht zum Instrument einer repressiven Religionspolitik im Dienst der alten Kirche wurde. So scheiterte der letzte Versuch, auf dem Augsburger Bundestag Mitte Oktober 1524 eine einheitliche Bundespolitik in der Luthersache festzuschreiben, weil die Bundesstädte diesen heiklen Punkt auf den nächsten Bundestag, der erst für Frühjahr 1525 vorgesehen war, hinausshoben. Dann aber kam der Bauernkrieg dazwischen, der den Schwäbischen Bund vollauf in Anspruch nahm und die Reformationsansätze in den Reichsstädten in den Hintergrund treten ließ.

Wenn Erzherzog Ferdinand im Herbst 1524 Reutlingen schließlich nicht mehr vor die Bundesgremien zog, sondern das Reichsregiment in Esslingen einschaltete, so war dies auch das Eingeständnis, daß die Politik, Reutlingen durch den Schwäbischen Bund unter Druck zu setzen, früh gescheitert war. Reutlingen profitierte davon, daß in diesen entscheidenden Anfangsjahren der reformatorischen Bewegung letztlich die ständische bzw. städtische Solidarität die konfessionspolitische überwog. Gerade Reutlingen hatte diese Solidarität besonders nötig, weil der schärfste Widersacher des neuen Glaubens vor der eigenen Haustür saß. Zweifellos hätte Ferdinand der Reformation in Reutlingen gerne ohne weitere Umstände den Garaus gemacht, aber daran hinderte ihn der Schwäbische Bund, dem Württemberg und Reutlingen gemeinsam angehörten. Der Bund beließ Ferdinand und den anderen Repräsentanten des alten Glaubens nach den Regeln des Landfriedensbundes nur den Rechtsweg gegen andere Bundesstände, und der erwies sich in den 1520er Jahren als untauglich, Reutlingens Entscheidung für die Reformation noch einmal zu revidieren. So hat Reutlingen es nicht zuletzt dem mehrheitlich altgläubigen Schwäbischen Bund zu verdanken, daß die zarte Pflanze Reformation in seinen Mauern wachsen konnte. Die Mitgliedschaft im Bund schützte einmal mehr gerade die weniger Mächtigen gegen die mächtigeren Nachbarn und eröffnete gerade den mittleren Reichsstädten einen politischen Spielraum, den sie für eine eigene reformatorische Politik nutzen konnten.



Auch noch ein Jahrhundert später erinnert auf der berühmten Stadtansicht des Ludwig Ditzinger (1620) die Jahreszahl 1519 an dem dachlosen Turm in der Stadtmauer an Herzog Ulrichs Überfall auf Reutlingen.

1534 war die riskante Anfangsphase der Reformation beendet, die Reformation in Reutlingen gleichsam in trockenen Tüchern. Unter diesen Bedingungen war Reutlingen wie die anderen protestantischen Reichsstädte nicht mehr daran interessiert, auch nicht mehr bereit, einer weiteren Verlängerung des Schwäbischen Bundes beizutreten. Die Reichsstadt war dabei auch bereit, die Rückkehr ihres größten Feindes, des 1519 vertriebenen Herzogs Ulrich, nach Württemberg in Kauf zu nehmen. Aber der war nunmehr protestantisch und deshalb zumindest konfessionspolitisch ein weniger problematischer Nachbar als ein habsburgischer altgläubiger Statthalter.

Ohne die Mitgliedschaft im Schwäbischen Bund sind also die beiden folgenreichsten Errungenschaften der Reutlinger Geschichte in der Frühen Neuzeit – die Behauptung der Reichsfreiheit und die Einführung der Reformation – nicht denkbar. Bis heute prägen sie Geschichte und Selbstverständnis der Stadt. Deshalb ist die Stadtgeschichte Reutlingens mehr noch als die anderer Reichsstädte mit der Geschichte des Schwäbischen Bundes zutiefst verwoben.

Es ist symbolträchtig, daß der Schwäbische Bund seinen ersten Bundestag 1488 in dieser Reichsstadt abgehalten hat. Dies war Ausdruck politischer Logik, denn die Nähe und zeitweilig guten Beziehungen zum Adel und zum Nachbarn Württemberg prädestinierten Reutlingen zum Tagungsort, an dem sich die drei Säulen des Bundes – Fürsten, Adel und Städte – vereinigen konnten. Zugleich illustriert die Geschichte Reutlingens im Schwäbischen Bund, wie sehr Wohl und Wehe der Reichsstadt vom Verhältnis zu Württemberg abhing. Wie den anderen Mindermächtigen im Bund sicherte die Mitgliedschaft im Bund letztlich die politische Autonomie – die Reichsunmittelbarkeit – bis zum Untergang des Alten Reiches. Nirgends jedoch ist diese Auseinandersetzung in solch dramatischen Formen wie im Fall Reutlingens verlaufen.

Reutlingen steht damit stellvertretend für die historische Bedeutung dieses Bundes, der für die föderale Geschichte Deutschlands weit mehr als nur eine historische Fußnote gewesen ist. Der Schwäbische Bund steht für das Erbe föderaler Tradition, das im Germanen Südwesten immer besonders verwurzelt geblieben ist und im Schwäbischen Bund seine eindrucksvollste Gestalt an der Wende vom Spätmittelalter zur Reformationszeit erhalten hat. Da wir heutzutage in einer Bundesrepublik leben, ist dies eine der Traditionen politischer Kultur in Deutschland, die über den Germanen Südwesten hinaus bis heute aktuell geblieben ist.

Von Seidenwürmern, Maulbeeren und armen Leuten

Zu einem Kapitel frühindustrieller Wirtschafts- und Sozialpolitik im Königreich Württemberg während des 19. Jahrhunderts, mit besonderer Berücksichtigung des Raumes Reutlingen*

Von Rainer Loose

1 Zur wirtschaftlichen und sozialen Ausgangssituation

Als Ende Oktober 1816 König Wilhelm I. die Nachfolge seines Vaters Friedrich antrat, fand er ein Land vor, das nach rund einem Vierteljahrhundert Krieg und Hungersnöten mitten in einer der tiefsten Wirtschaftskrisen steckte. Weite Teile der Bevölkerung konnten auf ihren kleinen bäuerlichen Wirtschaften kaum noch das Lebensnotwendigste erzeugen oder als kleine Handwerker mit ihren Produkten Geld verdienen, und was aus Sicht des Königs das Wichtigste war, sie konnten auch nicht mehr die Steuern und Abgaben zahlen, auf die der Staat aus Gründen der Sanierung der Finanzen dringend angewiesen war. Die sozialen Folgen sind bekannt. Scharen von Bettlern, von herumstreunenden, elternlosen und verwahrlosten Kindern, von Aus- und Abwanderern in andere, noch prosperierende Gebiete und Länder, der Bau und die Erweiterung von Armenhäusern waren nur die auffallendsten Symptome der wirtschaftlichen Rezession und tiefen Depression nach 1815; andere, weniger ins Auge springende Phänomene verbargen sich hinter den zahlreichen Klagen über Zwangsversteigerungen und wachsende Verschuldung. Zusammen stellten sie gefährliche Anzeichen des sozialen Abstiegs dar, der nach Auffassung von Zeitzeugen nicht selten in Trunksucht endete und gar die Auflösung der geheiligten Ordnung und den allgemeinen Sittenverfall heraufzubeschwören drohte.

In dieser Notzeit war guter Rat willkommen, aber die Suche nach gangbaren, d. h. finanzierbaren Wegen spaltete die Fachleute. Die einen wollten nach dem Vorbild Englands stärker die gewerbliche Wirtschaft und die Entwicklung der Industrie fördern, die anderen waren überzeugt, daß nur eine Modernisierung der Landwirtschaft und die Steigerung der Ernteerträge der Not abhelfen könnten.

* Bei dem nachstehend zur Veröffentlichung gelangenden Text handelt es sich um den Vortrag, den der Verfasser auf Einladung des Reutlinger Geschichtsvereins am 18. März 2002 gehalten hat. Er ist um einige Anmerkungen und Literaturhinweise ergänzt worden.

König Wilhelm I., der Stifter des Landwirtschaftlichen Hauptfestes in Cannstatt (1818) – dem Pendant des Münchner Oktoberfestes –, neigte wohl mehr der Gruppe der landwirtschaftlichen Erneuerer zu. Auf besondere Gegenliebe des Königs stießen Projekte und Konzepte, die die Lösung verschiedener, oft gegensätzlicher Probleme versprachen, beispielsweise die Erneuerung der Landwirtschaft und der Viehzucht bei gleichzeitiger Lösung des Pauperismus-Problems, d. h. der zunehmenden Verarmung der ländlichen Unter- und Mittelschichten.

Für die Finanzpolitiker stand aber im Vordergrund die Frage, wie man den Geldabfluß ins Ausland stoppen könnte. Dafür gab es verschiedene Pläne. Die Statistik der Einfuhr- und Ausfuhrzölle wies klar nach, welche Produkte aus dem Ausland eingeführt wurden und wieviel Geld hierfür außer Landes ging. Es fiel den Beamten des Finanzministeriums auf, daß für Hartkäse aus der Schweiz viel Geld ausgegeben wurde. Dies war ärgerlich, aber vermeidbar, wenn die Viehzucht und Milchwirtschaft in den dafür prädestinierten Landesteilen, wie dem Allgäu, am oberen Neckar und der Schwäbischen Alb, verbessert würden.

Große Geldsummen – im Durchschnitt der Jahre 1811–21 immerhin über 2 Millionen Gulden – wurden auch für die Einfuhr von hochwertigen Stoffen und kostbaren Kleidern, insbesondere für solche aus Seide ausgegeben.¹ Es lag daher nahe, die Rohseideerzeugung aus öffentlichen Kassen zu unterstützen. Man glaubte, daß hiervon die verschuldeten Tagelöhner, Kleinbauern und Handwerker besonders profitieren und so am schnellsten wieder von Almosen unabhängig werden könnten.

Bei der Seide gefiel besonders der Gedanke, daß sich das Rohmaterial im Königreich selbst durch Anpflanzung von Maulbeerbäumen und Züchtung von Seidenwürmern, wie man damals die Seidenraupen nannte, erzeugen ließ. Vorbilder gab es genügend, und eigene Erfahrungen hatte man ja schon im 17. und 18. Jahrhundert damit gemacht, freilich mit geringem Erfolg, an den sich kaum mehr jemand erinnerte.

Den finanziellen Aufwand zur Etablierung der Seidenzucht schätzte die königliche Regierung und die „Central-Leitung des Wohltätigkeitsvereins“, welche Königin Katharina 1817 als zentrale Institution der Armenfürsorge ins

¹ Das bedeutet, daß etwa ein Sechstel der Einfuhren wertmäßig auf Seidenwaren entfielen. Vgl. hierzu *Der Württembergische Handel von 1811/21 und 1821/22*, in: *Württembergische Jahrbücher* (= *WJbb*) Jg. 1823, H. 1, S. 116–147, hier: S. 146 (die Zahlen schwanken zwischen 1,2 Mio. und 2,2 Mio. Gulden); Friedrich-Franz Wauschkuhn: *Die Anfänge der württembergischen Textilindustrie im Rahmen der staatlichen Gewerbepolitik 1806–1848*, Diss. Univ. Hamburg (Masch.) 1974, S. 261 ff. und Peter Borscheid: *Textilarbeiterschaft in der Industrialisierung. Soziale Lage und Mobilität in Württemberg im 19. Jahrhundert* (Industrielle Welt, Bd. 25), Stuttgart 1978, S. 136 ff.

Leben gerufen hatte, nicht allzu hoch ein, jedenfalls nicht höher als die Ausgaben für die Armenpflege der Gemeinden.

2 Die natürlichen Voraussetzungen der Rohseidegewinnung

Doch eignete sich das Land überhaupt für die Rohseidegewinnung? Welche natürlichen Voraussetzungen mußten erfüllt sein, damit Seide überhaupt erzeugt werden konnte? Um die Entwicklungschancen der Seidenindustrie besser abschätzen zu können, sei ein Exkurs über die Biologie des Nutztieres „Seidenspinner“ eingeschoben. Vorausgeschickt sei, daß Rohseide ein dünner, sehr elastischer² Faden aus dem Sekret zweier Drüsen der Seidenspinnerraupe, also eines in Ostasien heimischen, aber in der freien Natur Europas nicht vorkommenden Falters (*bombyx mori mandarina*), ist, der durch Abspulen des Seidenraupenkokons gewonnen wird. Die Chinesen und Japaner haben aus dem wilden Seidenspinner Kulturformen gezüchtet, die rein weiße oder gelbe Seide liefern. Die Qualität der Rohseide ist wesentlich von äußeren Faktoren, wie Wärme und Nahrungsquelle abhängig. Steht beispielsweise während des Raupenwachstums keine geeignete Nahrungsquelle zur Verfügung oder sinkt die mittlere Tagestemperatur unter die 20°C-Marke, dann nimmt die Raupe, die sich viermal bis zum Spinnen des Kokons häutet, keine Nahrung mehr zu sich und stirbt. Den kräftigsten Appetit entwickelt die Raupe bei 24–28 °C und spinnt sich dann nach 24 bis 26 Tagen in einem Kokon ein.

Die Seidenraupe ist nicht nur gefräßig, sondern auch bei der Wahl der Nahrungsquelle sehr wählerisch. Sie ernährt sich ausschließlich vom Laub des Weißen Maulbeerbaums. Die Weiße Maulbeere (*morus alba*) wächst überall dort, wo auch die wärmeliebende Weinrebe und der Walnußbaum gedeihen, also bei uns vorzugsweise im Neckartal und Albvorland. Sobald die Wärme im Frühjahr die Blattknospen treiben läßt, entwickeln sich gleichzeitig aus den Eiern die kleinen Raupen, die etwa 3 bis 5 Millimeter groß und sehr wärmeempfindlich sind. Sie müssen mehrmals täglich mit frischen, klein geschnittenen Maulbeerblättern gefüttert werden, bis sie nach viermaliger Häutung ungefähr 10 cm groß sind. Während des Wachstums vervielfachen sie ihre Größe um das 25fache, ihr Gewicht gar um das 8000fache. Nach der letzten Häutung beginnt die Seidenraupe sich einzuspinnen. Die Raupe hängt sich in freier Natur dazu an einen Grashalm oder klebt sich an einen Zweig des Maulbeerbaums, in den Seidenraupereien aber an eingebrachtes Reisig oder dürre Äste. Innerhalb von 3 bis 5 Tagen ist der Kokon vollendet. Er mißt etwa 2,5 bis 3 cm und wiegt lediglich 2 Gramm. Die Raupe verwandelt sich im Kokon in eine Puppe, aus welcher in ca. 14 bis 24 Tagen der Seidenspinner schlüpft.

² In der Elastizität steht der Seidefaden auf gleicher Stufe mit jener des Baumwollfadens.

Die Abb. steht in der gedruckten Ausgabe zur Verfügung

Die Entwicklung der Seidenraupe aus dem „Wurmsamen“ (Ziff. 1) bis zum Kokon (Ziff. 10) und fertigen Seidenfaden (Ziff. 14) nach Joseph von Haazi, Lehrbuch des Seidenbaus, München 1926.

Wasser geworfen wurden. Im heißen Wasser löst sich der wertvolle, bis zu 1000 m lange Faden, der nun langsam und vorsichtig auf eine Spule gehaspelt werden mußte. Dazu brauchte es Erfahrung, vor allem Fingerspitzengefühl und Geschick, Fähigkeiten, die man besonders Frauen und Kindern zuschrieb, was aber in Wahrheit hieß, daß Frauen und Kinder die billigsten Arbeitskräfte waren. Denn kein Mann fand sich zu solch ungünstigen Bedingungen bereit, in der Seidegewinnung zu arbeiten.

Für den Seidenkokonzüchter kommt es darauf an, den richtigen Zeitpunkt des Schlüpfens des Falters abzuwarten. Denn beim Verlassen des Kokons sondert der Seidenspinner ein wässriges Sekret ab, welches das Gespinnst weicht und ihm so das Schlüpfen erleichtert. Hat der Spinner dies geschafft, dann ist der Schaden groß. Denn nur unbeschädigte, d. h. nicht durchtrennte Seidenfäden ergeben beim Abhaspeln lange reine Seidenfäden, für die hohe Preise erzielt wurden. Beschädigte Kokons können lediglich zu Florettseide verarbeitet werden; sie ergeben eine grobe Rohseide, für die Seidenhändler nur wenige Kreuzer bezahlten.

Um gute Rohseidefäden zu erhalten, rieten die Fachleute zur rechtzeitigen Abtötung der Puppe im Kokon. In der Regel geschah dies dadurch, daß die Seidenkokons heißer Luft ausgesetzt oder – wenn sofort im eigenen Haushalt die Rohseide gewonnen werden sollte – in heißes

3 Die Innovatoren und Förderer der Seidegewinnung in Württemberg

Wie überall auf der Welt, wo ein neues Gewerbe eingeführt werden soll, bedarf es überzeugender Vorbilder und einflußreicher Förderer sowie geeigneter Institutionen, die als Multiplikatoren die Sache vorantreiben. Natürlich braucht es auch Kapital, das schon damals wegen leerer öffentlicher Kassen knapp war und deshalb hauptsächlich von privater Seite beschafft werden soll-

te. Wer den Anstoß zur Wiederaufnahme³ der Maulbeerbaumzucht und der Rohseidegewinnung im Königreich Württemberg gab, ist aus den Quellen nicht exakt zu ermitteln. Von öffentlicher Seite sind primär die „Centralstelle für Landwirtschaft und Gewerbe“ und die „Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg“ (seit 1830) sowie die „Central-Leitung des Wohltätigkeitsvereins“ zu nennen. Selbstverständlich ist auch König Wilhelm I. zu erwähnen, der durch Erlasse wiederholt die Entwicklung zu steuern, aber auch durch Anleitungen, die er auf seine Kosten drucken und verteilen ließ, zu beeinflussen versuchte.

Sieht man vom König und den genannten staatlichen Institutionen ab, dann sind noch viele andere Personen von Rang und Einfluß namhaft zu machen. Für unseren Raum sei nur ein wichtiger Name genannt, nämlich jener von Ludwig Otto Gmelin, Oberamtsrichter in Rottenburg und später Verwalter des Kreisgefängnisses. Er begann 1829 mit Versuchen in der Seidenraupenzucht und sandte Proben zur Begutachtung an die Strafanstaltenkommission ein. Gmelin hatte die Absicht, bei einem günstigen Urteil Allmendstücke mit Maulbeerbäumen zu bepflanzen und die Seidenraupenzucht zu beginnen. Er ließ sich dabei von dem Gedanken leiten, den Gefangenen für einige Monate eine sinnvolle Beschäftigung zu verschaffen. Gmelin ging, nachdem er bei seinen Vorgesetzten auf Wohlwollen für sein Projekt gestoßen war, zielstrebig vor. Er kaufte 1830 und 1831 mehrere Tausend Maulbeerpflanzen und setzte sie in den Zwingern des einstigen Rottenburger Schlosses und in den Gärten des Rottenburger Gefängnisses sowie auf einem Stück Allmende unterhalb der Weilerburg ein. Freilich hatte er nicht damit gerechnet, daß die lang anhaltende Trockenheit des Jahres 1831 einen Großteil der Pflanzen verdorren ließ und die übrig gebliebenen Maulbeerbüsche und -bäumchen von weidenden Schafen arg verbissen wurden, so daß die Ausgaben und Anstrengungen beinahe vergeblich gewesen wären. Doch Gmelin ließ sich nicht entmutigen, sondern fuhr in seinen Bemühungen fort. Rottenburg wurde dank seines Engagements zu einem frühen Zentrum der Seidegewinnung im Königreich Württemberg und besaß neben Hohenheim einen der ersten, freilich sehr bescheidenen Seidenhaspel, zu welchem alle Seidenzüchter ihre Kokons zum Abhaspeln einsenden konnten.

Neben Rottenburg und dem eben genannten Hohenheim entwickelte sich im württembergischen Oberland um Isny und Ravensburg ein weiteres Zentrum der Seidegewinnung, das seine Impulse wesentlich aus der Nordostschweiz erhielt. Ich erwähne die Nähe zur Schweiz nicht wegen der engen Handelskontakte, sondern hauptsächlich, weil hier das technische Knowhow, d. h. die Konstrukteure von Geräten zur Seidegewinnung (Zuppinger, Escher,

³ Das Wort „Wiederaufnahme“ soll daran erinnern, daß es im Herzogtum Württemberg schon seit Ende des 16. Jahrhunderts Versuche mit der Seidezucht gegeben hat; vgl. dazu Rainer Loose: Mit Seide gegen die Armut, in: ZWLG 60 (2001), S. 171–218.

Wyss und Cie.), und die Lehrmeister und Techniker der Seidenkultur zu Hause waren.

4 Schwieriger Neubeginn

Unter den vielen Schwierigkeiten, unter denen die Seidegewinnung während der Anfangsphase zu leiden hatte, wird stets als zentrales Problem die Skepsis der Bevölkerung gegenüber dem Maulbeerbaum herausgestellt. Es waren nicht nur die einfachen Leute, die überzeugt werden mußten, sondern es gab viele hochrangige Persönlichkeiten, die offen ihre Abneigung äußerten. Unter anderem erklärte der Hohenheimer Akademie-Direktor Johann Nepomuk Hubert Schwerz 1826 kategorisch, die Maulbeerkultur sei in Württemberg unnützlich. Ihm und anderen einflußreichen Personen war nur schwer zu vermitteln, daß sich schon mit ein paar Maulbeerbüschen oder -bäumen Geld verdienen ließ. Ganz offensichtlich hatte der Maulbeerbaum in der Bevölkerung einen schlechten Ruf, mit dem bei uns kein Gold zu gewinnen war, im Gegensatz zu den spezialisierten Italienern, die das Sprichwort „Wer Maulbeerlaub hat, hat Seide, und Seide bringt Gold“⁴ geprägt hatten, womit die Verhältnisse südlich der Alpen ziemlich zutreffend umschrieben wurden. Der Maulbeerbaum galt hierzulande als exotische Pflanze, die im Klima Württembergs nicht recht fortkomme, so die weit verbreitete Meinung. Einen greifbareren Nutzen habe man eben von Obstbäumen. Wer Grundstücke besaß, bebaute sie mit Dinkel, Kartoffeln, Gemüse und Flachs oder besetzte sie mit Obstbäumen. Von Apfel- und Birnbäumen wollten die Leute nicht lassen, aus naheliegenden Gründen, einmal weil aus dem Obst preiswerter, eigener Most, zum anderen auch Dörrobst zum Verkauf erzeugt werden konnte.

Einer solchen rationalen Einschätzung konnte mit klaren Berechnungen begegnet werden. Die Autoren der zahlreich geschriebenen und tausendfach verbreiteten Anleitungen zum Seidenbau liefern genügend Beispiele für Aufwand- und Ertragsrechnungen, die alle zu dem Schluß kommen, daß sich mit Maulbeerlaub allein schon Geld verdienen lasse. Auf die Steigerung der Akzeptanz des Maulbeerbaums zielten daher die vielerorts ausgelobten Preise, die aber nicht immer vergeben werden konnten, weil es keine Bewerber gab, wie unter anderem in den „Mitteilungen des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins zu Rottweil“ von 1845⁵ nachzulesen ist.

Weil es anfangs zu wenig Maulbeerbäume gab, fehlte natürlich die Rohseide für die Manufakturen. Um diesen Mangel zu überbrücken, verfielen etliche

⁴ In vielen Anleitungen der Seidenzucht findet sich das italienische Sprichwort „*Chi ha moro, ha seta, chi ha seta, ha oro*“.

⁵ Mitteilungen des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins zu Rottweil 6. Jg. (1845), S. 36, beigebunden dem Gemeinnützigen Anzeiger von Rottweil 47. Jg. (1845).

Seidenfabrikanten auf die Idee, Lohnaufträge, vor allem von Schweizer Kaufleuten, anzunehmen, weil jene die Rohstoffe und Halbzeuge zollfrei ein- und ausführen konnten. Aber man merkte rasch, daß damit kein Geld zu verdienen war.

Als dann 1834 der Zollverein gegründet wurde, nahm man an, daß sich jetzt alles zum Besseren wenden werde. Der Redakteur des „Wochenblatts für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel“ schrieb, daß jetzt die Aussicht bestünde, „die bereits in Württemberg bestehende Fabrikation von seidenen und baumwollenen Waaren zu erweitern“, weil der Absatz nicht mehr durch Ausfuhrzölle behindert, die Einfuhr von Florettseide, Seidenraupenkokons, Seidengarnen und Halbzeugen hingegen erschwert werde. Damals überlegten Schweizer Kaufleute bereits, ob es jetzt nicht ratsamer sei, in Württemberg eigene Produktionsstätten zu errichten, zumal die Arbeitskraft in den Armutsgebieten des württembergischen Schwarzwaldkreises, verglichen mit Schweizer Verhältnissen, äußerst preiswert zu haben war. Trotzdem ging es in den nächsten Jahren eher schleppend voran. Welche Ursachen sind hierfür auszumachen?

Nun, wenn schon nicht der kleine Mann von den Vorteilen der Maulbeer- und Seidenraupenzucht zu überzeugen war, dann mußten eben andere Wege gefunden und beschritten werden. Die Hauptakteure der Seidegewinnung diskutierten und suchten nach Wegen, am Ende waren sie überzeugt, daß die Gemeinden, die die Hauptlast der Armenkosten zu tragen hatten, als geeignete Partner gewonnen werden mußten. Sie verfügten in der Regel auf der Allmende über Grundstücke, die mit Maulbeerbüschen oder -bäumchen bepflanzt werden konnten. Vor Ort, in der Gemeinde, saßen außerdem die Personen, die durch vorbildliches Wirken den größten Einfluß auf die zögerlichen Handwerker und Kleinbauern ausüben konnten. Schultheißen, Pfarrer und Lehrer sollten aufgeklärt und ihnen die Maulbeer- und Seidenraupenzucht in Theorie und praktischen Übungen beigebracht werden, vor allem sollten sie zuerst auf schlecht genutzten Grundstücken Maulbeerbäume setzen.

Unterstützt wurden die Bemühungen durch Auslobung eines vom König gestifteten Preises zur „Ermunterung zur Seidezucht“. Mit dem Preisgeld von 15 Dukaten (= 86 Gulden 15 Kreuzer⁶) und einer Silbermedaille sollte derjenige ausgezeichnet werden, der innerhalb eines Jahres die höchste Menge an Seidenkokons erzeugt hatte. Außerdem wurde ein ca. 50 Morgen großes Grundstück des Landwirtschaftlichen Instituts in Hohenheim vom Instituts-gärtner Walker mit 9200 Maulbeerbüschen und -bäumen bepflanzt, damit genügend Stecklinge und Pflanzen reproduziert werden konnten. Walker erbot

⁶ Umrechnungkurs für Württembergische Dukaten der Jahre 1840 und 1841 nach den Angaben der K. Staatskassen-Verwaltung vom 4. April 1841, veröffentlicht im Rottweiler Anzeiger 44. Jg. (1842), S. 179.

sich, allen interessierten Personen die Kunst der Seidenraupenzüchtung und das Abhaspeln der Seidenfäden beizubringen. Als 1837 Walker aus seinem Amt schied, fand sich kein Nachfolger; erst 1843 übernahm Eduard Lucas, der den Reutlingern als Gründer der Pomologie in guter Erinnerung ist, das „Geschäft der Seidezucht“⁷.

5 König und Staat in der württembergischen Seidegewinnung

Wer die württembergische Maulbeer- und Seidenraupenzucht überblickt, stellt fest, daß die Entwicklung keineswegs kontinuierlich verlief. Ebenso ist festzustellen, daß die Seidegewinnung nicht überall im Land gleichmäßige Fortschritte machte. Räume, in denen die Maulbeerzucht und Rohseidegewinnung auf besondere Förderung der Kommunen und des Staates stieß, waren indes die Armutsregionen auf dem Heuberg, am oberen Neckar und im württembergischen Schwarzwald. Hier war die Not so groß, daß jede witterungsbedingte Fehl- oder Mißernte die Handwerker, mittleren und kleinen Bauern und Tagelöhner an den Rand ihrer Existenz brachte. Zur Bewältigung der Not war es am einfachsten Kredite aufzunehmen, um die arbeitsfähigen Männer und Frauen in gemeinnützigen Projekten zu beschäftigen. Doch Zinsen und Darlehenstilgung schränkten die finanziellen Möglichkeiten ein. Vorausschauendere Vertreter der kommunalen Armenpflegen beabsichtigten deshalb auch Tätigkeiten zu fördern, die an die vorhandenen handwerklichen Fähigkeiten anknüpften, um Handel und Gewerbe aus der Rezession herauszuführen. Denn wenn der Handel wieder in Gang käme, so die allgemeine Überzeugung, würden sich die sozialen Probleme gleichsam von allein lösen. Dies war eine in sich schlüssige Annahme, die aber in der rauen Wirklichkeit nicht immer zutreffen sollte. Dazu ein Beispiel aus Rottweil!

Als 1830/31 die Not infolge einer schlechten Ernte erneut um sich griff, bat die Stadt Rottweil das Innenministerium um Unterstützung bei der Errichtung einer Armenbeschäftigungsanstalt.⁸ Der Rottweiler Stiftungsrat hatte bereits der geplanten Anstalt, der Seidenmanufaktur des Konviktsverwalters Besenfeld, ein zinsloses Darlehen von 3000 Gulden auf 5 Jahre und das alte Schulhaus (heute befindet sich darin das Rottweiler Stadtarchiv) im Wert von 2000 Gulden auf 10 Jahre zu günstigen Bedingungen zugesagt. Die Regierung des Schwarzwaldkreises in Reutlingen hatte dagegen Bedenken und erhob Einspruch, da die vorgesehenen Abmachungen einseitig den Unternehmer begünstigten und die Stadt nur Kosten und Lasten zu übernehmen hätte. Nach Auffassung der Kreisregierung kam dies einer Veruntreuung von Grundstockvermögen gleich. So etwas konnte sie nicht gutheißen. Die Stadt Rott-

⁷ Vgl. Eduard Lucas: Aus meinem Leben. Eine Autobiographie, Ravensburg 1882, S. 36 ff.

⁸ Siehe dazu auch die Ausführungen bei Wauschkuhn, Anfänge (wie Anm. 1), S. 263 ff.

weil und der Unternehmer Besenfeld legten daraufhin Rekurs beim Innenministerium ein und argumentierten, daß die Seidenmanufaktur lediglich arme Frauen und Kinder beschäftigen wolle, welche nicht imstande seien, das Lehrgeld zu bezahlen. Wenn das Unternehmen gelingen sollte, dann müßte die Stadt das Lehrgeld bezahlen und zudem für die anfänglich noch schlecht gewebten Stücke, die gleichsam unverkäuflich waren, dem Unternehmer einen Verlustausgleich anbieten. Diese Belastungen ließen sich minimieren, wenn die Genehmigungsbehörden den vertraglichen Regelungen mit dem Unternehmer Besenfeld zustimmten. Das Innenministerium fand zwar, daß die Ausbildungskosten zu hoch seien, folgte aber ansonsten den Argumenten aus Rottweil und lobte die Absicht, daß arme Kinder zu tüchtigen Seidenwebern ausgebildet werden sollten.

Heute stutzen wir darüber, daß die Frage des Lehrgeldes eine solch zentrale Rolle spielte, zumal Auszubildende gegenwärtig kein Lehrgeld zahlen, sondern eine stattliche Ausbildungsvergütung erhalten. Vor 160 Jahren war dies anders. Alle Anträge, die der „Gesellschaft für Beförderung der Gewerbe in Württemberg“ ab 1830 zur Begutachtung zugehen, machen deutlich, daß die Regelung des Lehrgeldes ein zentraler Punkt war. Wenn die Antragsteller keine klaren Auskünfte über die Höhe des Lehrgeldes, den späteren Lohn und den zu fördernden Personenkreis geben konnten, dann versagten die Behörden die Genehmigung. Sichernten die Unternehmer aber zu, daß die Beschäftigten aus dem Kreis der Almosenempfänger genommen werden, dann durften sie damit rechnen, daß die Lehrgelder auf die Armenkassen übernommen wurden. Dabei ließ man sich von der Überlegung leiten, daß die von der Gemeinde zu unterhaltenden Armen in absehbarer Zeit für ihren Lebensunterhalt wieder selbst sorgen könnten, und so die Armenkassen kurz- bis mittelfristig entlastet würden.

Daß es trotzdem nicht gelang, die Seidenmanufaktur Besenfeld und Cie. aus den Anfangsschwierigkeiten herauszuführen, lag aber nicht am Lehrgeld oder den Arbeitskräften oder gar am Rohstoffmangel, sondern hat damit zu tun, daß der Unternehmer die Gelder veruntreute und sich 1834 heimlich nach Nordamerika absetzte. Der Konkurs war daraufhin unvermeidlich.

Die schlechten Beispiele ließen sich vermehren. Doch diese sollen hier uns nicht weiter beschäftigen! Von Interesse ist aber die Frage nach den Ursachen des Scheiterns jener vielversprechenden Unternehmen. Die Analyse der ursächlichen Faktoren führt zu zwei Erkenntnissen. Zum einen sind es bei privatwirtschaftlich organisierten Betrieben die überzogenen Gewinnerwartungen. Traten nämlich die angekündigten Erfolge und Renditen innerhalb Jahresfrist nicht ein, dann zogen etliche Geldgeber ihr eingesetztes Kapital wieder ab. Diese Haltung wird verständlich, wenn man weiß, daß die Auslastung der Seidenmanufakturen nur wenige Wochen im Jahr gegeben war. Meist war nach zwei Monaten die Arbeit des Abhaspelns und der Seidenstoffweberei erledigt. Dann mußte man die Arbeiter und Arbeiterinnen entweder nach

Hause entlassen oder mit anderen, weniger einträglichen Arbeiten, beispielsweise mit Baumwollspinnen und -zwirnen beschäftigen.

Zum anderen gab es immer noch zu wenige Leute, die Maulbeerbüschle setzten und Seidenraupen züchteten. In dieser Phase waren es nicht so sehr mentale Gründe als vielmehr reale Defizite. Es fehlte unter anderem an genügend gut eingerichteten Abhaspelanstalten, die Seidengarne in gleichbleibender Qualität zu erzeugen in der Lage waren. Außer im Rottenburger Gefängnis bestand vor 1840 lediglich in der Seidenmanufaktur zu Sulz eine solche Anstalt. Und diese beiden Seidenhaspel konkurrierten mit einer Reihe von kleinen privaten Haushäspeln, deren Eigentümer die Seidengarne lieber ins benachbarte Ausland, d. h. nach Bayern oder in die Schweiz, verkauften, wo sie einen höheren Preis erzielten. In ihren Erwartungen getäuscht fühlten sich auch die Seidenraupenzüchter, deren Kokons nicht für die versprochenen hohen Preise angekauft wurden. Statt 5 bis 6 Gulden für das Pfund Seidenkokons erhielten die meisten Raupenzüchter nach Abzug der Haspelkosten kaum einen Gulden. In den Augen der meisten Züchter war dies ein zu niedriger Preis, der den Aufwand und die Mühe nicht lohnte. Ernüchternd wirkte auch die Erkenntnis, daß aus einem Pfund Kokons sich höchstens 50 Gramm gute, d. h. lange, glatte Rohseidefäden gewinnen ließen. Diese bescheidenen Mengen überließen sie Gelegenheitshändlern, die für diese Quantitäten keine großen Summen zu zahlen bereit waren. Die Konsequenz wäre die Ausweitung der Seidenraupenzucht gewesen, aber hier stießen die kleinen Seidenraupenzüchter an die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Denn hierfür benötigten sie doch mehrere heizbare Räume, die es in der Regel in einem kleinbäuerlichen oder Handwerker-Haushalt nicht gab. Oft fehlte es auch am Heizmaterial, das teuer hinzugekauft werden mußte, wozu die allerwenigsten in der Lage waren.

Angesichts der niedrigen Erlöse versteht man die Zurückhaltung und Skepsis der Bevölkerung in Sachen Maulbeerpflanzung und Seidegewinnung. Den leitenden Beamten der Ministerien des Innern und der Finanzen war dieses Akzeptanzproblem durchaus bekannt. Wollte man die mentalen und realen Hemmnisse überwinden, dann mußten vor allem die Gemeinden und der Staat mit gutem Beispiel vorangehen. Es galt die Kräfte zu bündeln und zu mobilisieren sowie über die vorhandenen Einrichtungen wie zum Beispiel über die Centralstelle des Landwirtschaftlichen Vereins und die Bezirksvereine auf die Bevölkerung einzuwirken.⁹ Ebenso sollte über die Schule und gut vorbereitete Lehrer die Maulbeer- und Seidenzucht weiter vermittelt werden. Man wußte, daß sich Kinder für neue Projekte begeistern ließen und versprach sich einen neuen Schub. Schlußendlich ergriff auch der König noch einmal die Initiative!

⁹ Vgl. die Berichte im Schwäbischen Merkur Jg. 1849, S. 453, 549 und 593.

Um den Mangel an Futterlaub für Seidenraupen zu beheben, ordnete der König an, alle Forstämter sollten auf geeigneten Grundstücken Maulbeerbäume und -sträucher anpflanzen. 1840 unterzeichnete er ein Dekret, das alle Gemeinden zur Anpflanzung von Maulbeerbüschen verpflichtete. Freilich gab es genügend Ausnahmen und Schlupflöcher, sich dieser Pflicht zu entziehen. Er selbst ging mit gutem Beispiel voran und befahl auf seinen Privatgütern Seegut in Ludwigsburg und Weil bei Esslingen Seidenraupereien einzurichten.¹⁰ Sie sollten später als vorbildliche Einrichtungen der Seidenzucht gelobt werden.

Von Weitsicht zeugt dann der Entschluß des Königs, einen Fachmann nach Frankreich zur Inspektion der modernsten Einrichtungen der Seidenzucht zu schicken. Dieser Fachmann war kein geringerer als Theodor Mögling (1814–1867)¹¹, Sohn des evangelischen Pfarrers und späteren Professors am Tübinger Lyzeum (1827–1840) Wilhelm Ludwig Mögling¹², der während der Revolution von 1848/49 als General im badischen Aufstand eine herausragende Rolle spielte und, nachdem ihn die preußischen Truppen gefangen genommen hatten, wegen Hochverrats zum Tod verurteilt worden war. Dank einer Fürsprache wurde er aber zu 10 Jahren Festungshaft in Bruchsal begnadigt.

Bis zu den für ihn schicksalhaften und verhängnisvollen Ereignissen von 1848/49 widmete sich Theodor Mögling ganz der Maulbeer- und Seidenraupenzucht. Zuerst in Rottenburg (seit 1838), dann an der Landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim (seit 1840) unterrichtete er interessierte Männer und Frauen in der Kunst der Raupenzucht und des Abhaspelns der Seidenfäden. Er hielt bei den Versammlungen der landwirtschaftlichen Vereine darüber Vorträge, schrieb zahlreiche Anleitungen über die Maulbeer- und Seidenraupenzucht und gab ab 1845 die „Jahrbücher der Seidezucht in Deutschland“ heraus. Er war 1846 Mitbegründer des „Vereins zur Beförderung der Seidezucht in Württemberg“¹³, der alle im Königreich maßgeblichen Personen der Maulbeer- und Seidenraupenzucht – immerhin rund 150 Personen – in sich ver-

¹⁰ Friedrich von Hügel und Gottlob Friedrich Schmidt: Die Gestüte und Meiereien Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg, Stuttgart 1861, S. 97 und 176.

¹¹ Bericht des Ministers des Innern, Schlayer, an den König vom 30. November 1837, in dem es heißt, daß der König dem Pfarrer Mögling von Mössingen ein Reisegeld für seinen Sohn Theodor gewährt habe, damit dieser sich in der Kunst der Seidezucht ausbilde, und dies, obwohl Theodor Mögling wegen der Teilnahme an den Tübinger Burschenschaftsunruhen eine neunmonatige Festungshaft erhalten habe; er habe diese Strafe im Rottenburger Polizeihaus als Aufseher über die Seidenrauperei „abgesessen“.

¹² Christian Sigel: Das evangelische Württemberg. Hauptteil I, Bd. V (1913), S. 470, Nr. 28 Pfarrei Mössingen (Hektographiertes Masch. Manuskript in der UB Tübingen).

¹³ HStA Stuttgart, E 10 (Kabinettsakten) Bü 92 (Seidezucht und -fabrikation), Nr. 71, darin die Nachricht, daß im Dezember 1846 in Stuttgart der Verein für Seidezucht durch den Direktor Pabst von Hohenheim gegründet worden sei.



Theodor Mögling (1814–1867), genannt der „Seidenhannes“, erwarb sich große Verdienste um die Entwicklung der Maulbeer- und Seidenraupenzucht in Württemberg vor 1848.

einigte.¹⁴ Über seine Aktivitäten berichtete der Seidezuchtverein anfangs in einem eigenen Mitteilungsblatt, das ebenfalls von Mögling redigiert wurde. Wegen seines außerordentlichen Engagements in der Seidenzucht nannte man Theodor Mögling schon bald den „Seidehannes“¹⁵.

Theodor Mögling sorgte in Hohenheim neben der fachmännischen Vermehrung des Pflanzgutes auch für die Einrichtung eines modernen Seidenhaspels nach französischem Vorbild, der wesentlich leistungsfähiger und einfacher zu bedienen war als die Vorgängermodelle. Die Zeit seiner Tätigkeit ist zugleich die Zeit der stärksten öffentlichen Förderung der „Seidenindustrie“, vor allem durch die Gesellschaft zur Beförderung der Gewerbe in Württemberg. Über seinen Präsidenten hatte der Gewerbe-förderverein enge Kontakte zum Geheimen Kabinett des Königs und zu Angehörigen der königlichen Familie.

Vertraut man den Mitteilungen Theodor Möglings im „Jahrbuch der Seidezucht in Deutschland“¹⁶, dann ging es jetzt mit der Seidenzucht schnell voran. 1844 bestanden ihm zufolge Seidenraupereien größeren Stils in 20 Orten, die über den weiten Raum zwischen Wildberg, Rottweil, Öhringen und Weingarten streuten, darunter die größten in Rottenburg, Ludwigsburg und Hohenheim. In den genannten drei Städten waren auch öffentliche Abhaspelanstalten eingerichtet, zu denen jeder Raupenzüchter seine Seidenkokons einsenden konnte. Diese Anstalten übernahmen auch den Verkauf der Rohseide. In Rot-

¹⁴ Beschreibung des Stadtdirektions-Bezirktes Stuttgart, Stuttgart 1856, S. 223/224. Auch König Wilhelm I. hatte den Seidezuchtverein mit 40 Aktien à 10 Gulden unterstützt (HStA Stuttgart, E 10 Bü 92). Selbst die württembergische Eisenbahngesellschaft hatte die Möglichkeit geprüft, an den Bahndämmen Maulbeerbäume zu pflanzen. Die Ergebnisse waren nicht zufriedenstellend, nicht weil der Rauch und die Asche das Laub der Maulbeerbäumchen und -sträucher schädigte, sondern weil die Maulbeersträucher und -büsche nicht dicht genug wuchsen, um das Vieh vom Bahnkörper fernzuhalten (Robert Kreidler: Die staatliche Förderung der Landwirtschaft im Königreich Württemberg, Diss. Univ. Hohenheim 1971, S. 84).

¹⁵ ADB 22 (1885), S. 52 (Winterlin).

¹⁶ Etwa im Jahrgang 1845, H. 2, S. 3 ff.

tenburg wurden 1844 130 Pfund Rohseide im Wert von immerhin 1430 Gulden gewonnen, in Hohenheim, wo man noch mit dem Haspel experimentierte und sich auf die Eiernachzucht spezialisiert hatte, immerhin noch 11 Pfund im Wert von 143 Gulden 41 Kreuzer. Nach Abzug aller Unkosten hatte man an beiden Orten einen Gewinn gemacht, den Mögling freilich nicht genau auswies, aber die von ihm mitgeteilte Abrechnung von Hohenheim zeigt, daß sich die Seidenzucht lohnte. Dies war ein Fortschritt gegenüber den Verhältnissen vor 1840.

Doch es sollte nicht so weitergehen. Denn noch ehe sich die Maulbeer- und Seidenraupenzucht in weiten Kreisen der Bevölkerung richtig etablieren konnte, versetzte die kühle Witterung mit Spätfrösten im Frühjahr der folgenden Jahre 1846 bis 1853 den Bemühungen ein ziemlich unsanftes Ende. Ohne Maulbeerlaub konnten keine Seidenraupen heranwachsen und Kokons spinnen. Fraßen die Raupen dennoch das frostgeschädigte Laub oder schlüpfen sie erst Mitte Juni, dann waren die Seidenfäden von schlechter Qualität und oft nicht lang genug, um sie zu guten Seidengarnen zu zwirnen. Außerdem ergaben sich bei einer späten Brut farbliche Veränderungen der Seidenfäden, die sich von den begehrten goldfarbenen und weißen Qualitäten stark entfernten. Und schlechte Qualität hatte eben einen Preis, der die Unkosten nicht deckte. Noch bevor die Revolution 1848 die sozialen Unter- und Mittelschichten in ihren Bann schlug, begann das Interesse an der Maulbeer- und Seidenzucht spürbar zu erlahmen. Gleichwohl bedeutete es noch nicht ihr Ende.

Denn als ab 1846 infolge der Kartoffelfäule die nächste Hungerkrise sich am Horizont des sozialen Geschehens abzeichnete und sich die wirtschaftliche Lage der einkommensschwachen Familien rapide verschlechterte, verfielen die obersten Vertreter der Armenfürsorge erneut auf den Gedanken, die Seidegewinnung zur Arbeitsbeschaffung und als Verdienstquelle einzusetzen.

6 Die Seidegewinnung als Instrument der Armenhilfe: das Beispiel Reutlingen

Wie sich die Aktion „Mit Seide gegen die Armut“, wie ich sie plakativ einmal nennen möchte, gestaltete, soll der Fall Reutlingen veranschaulichen.

Am 15. September 1846 richtete die Regierung des Schwarzwaldkreises an das Oberamt Reutlingen einen Appell, die inländische Seidenzucht zu fördern. Sie bezog sich ausdrücklich auf den Erlaß der Königlichen Regierung in Stuttgart vom 16. April 1840. Eindringlich wies sie darauf hin, daß es in den Gemeinden noch viele Möglichkeiten und Plätze zur Seidezucht gäbe. Zum Wohl der armen Leute könnten noch etliche Allmendplätze mit Maulbeerbüschen bepflanzt werden. Besonders gefordert seien die Gemeinden, die eine größere Zahl von Armen zu unterstützen hätten. Für diese Gemeinden biete sich die Maulbeer- und Seidenraupenzucht als optimale Form der Armenunterstützung an.

In Reutlingen befaßte sich der Magistrat nur kurz damit und reichte die oberamtliche Aufforderung an die zuständige Stiftungs- und Armenpflege zur Beratung weiter. Über sie führte der Evangelische Kirchenkonvent die Aufsicht. Er beschloß am 27. November 1846, unterhalb des Weinbergs der Armenpflege an der Achalm Maulbeerbäume zu setzen.¹⁷ Im Herbst 1848 schrieben dann drei in der Armenpflege engagierte Bürger an den Stadtschultheißen Grathwohl und verwiesen auf die Allmendplätze im Hundschleewasen, an der Rennwiese und beim Bruderhaus, die sich ebenfalls mit Maulbeerbüschen und -bäumen bepflanzen ließen. Doch die genannten Allmendplätze hatte der Gemeinderat schon für andere Zwecke reserviert.¹⁸ Immerhin wurden aber über 6000 Maulbeerbüsche gesetzt, wie aus einer Aufstellung vom Oktober 1851 zu erfahren ist. Damals – Ende 1851 – nahm sich auch der Reutlinger Diözesan-Verein der Seidegewinnung an. Bei einer Versammlung von Pfarrgemeinderäten und Armenfreunden in Reutlingen wurde über die verschiedenen Wege zur Bewältigung der Not diskutiert und dabei auch die Seidegewinnung als eine weitere Möglichkeit in die Überlegungen einbezogen. Der Diözesan-Verein ließ sogar eine gedruckte Anleitung über die Maulbeer- und Seidenraupenzucht verteilen und verwies darauf, daß sich in Reutlingen und Umgebung das neue Gewerbe ebenso zum Erfolg führen ließe wie in Kirchheim u. Teck. In Kirchheim waren es der evangelische Dekan Weitzel und die Paulinenpflege, die seit den 1830er Jahren der Seidenzucht einen hervorragenden Platz in der Armenfürsorge verschafft hatten.

In Reutlingen scheint von Anfang an der Armenvater Gottlob Bohm eine führende Rolle bei der Seidenzucht gespielt zu haben. Aus einem Brief des Armenvaters an den Stadtschultheißen Grathwohl vom 10. Oktober 1851 geht hervor, daß die Seidenrauperei im Waisenhaus 1850 erstmals 4 Pfund Seidenkokons im Wert von 56 Gulden gewonnen hat. Bohm schrieb weiter, daß er dieses Jahr (d. i. 1851) aber nur ein Pfund erhalten habe. Von den Kokons wolle er 120 zur Nachzucht aufbewahren, den Rest zum Abhaspeln nach Hohenheim geben.

Wie sich die Seidegewinnung von 1850 bis zu ihrem wahrscheinlichen Ende um 1865 entwickelte, läßt sich aus den erhaltenen Akten der Armenpflege im Reutlinger Stadtarchiv nicht mehr rekonstruieren. Aus den wenigen Unterlagen, die sich erhalten haben, kann Folgendes erschlossen werden: 1859 heißt es in einer Aufstellung über Kosten und Ausgaben der Seidegewinnung, daß in den zurückliegenden acht Jahren insgesamt Seidenkokons im Handelswert von 103 Gulden 57 Kreuzer erzeugt worden waren; an Ausgaben wurden verrechnet 38 Gulden 3 Kreuzer, neun Pfund Kokons waren unverkäuflich, vermutlich weil sie schon zerfressen waren. Um die Qualität zu prüfen, schickte der Armenvater Proben nach Hohenheim und nach Unterhausen zur

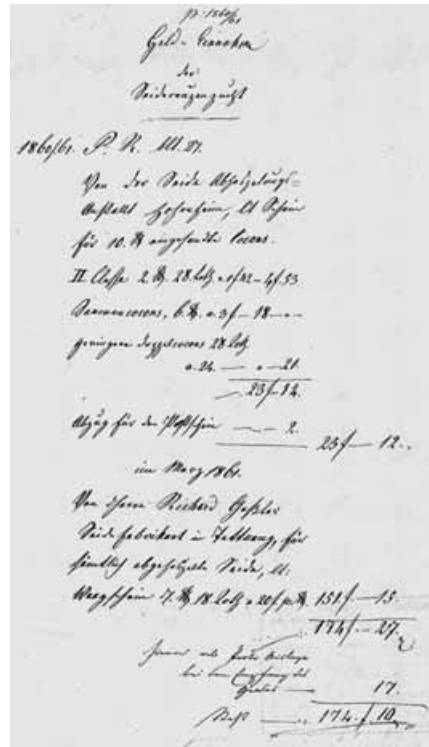
¹⁷ StadtA Reutlingen, Flattich-Registratur Az. 4379 (Seidezucht 1845–60).

¹⁸ Ebd., Az. 1621 (Aufhebung der Sommerweide und Aufteilung der Waasen 1845–47).

Kick'schen Seidenzwirneri sowie nach München zum bayerischen Hauptverein für die Seidenzucht. Zugleich notierte Bohm, daß im August 1857 eine Krankheit unter den Seidenraupen ausgebrochen sei, so daß in den kommenden drei Jahren wohl keine Seidenkokons gewonnen werden könnten.

Doch ganz so schlimm ist es dann vorerst nicht gekommen. Denn aus Beilagen zur Armenpfl gerechnung¹⁹ geht hervor, daß die Seidenrauperei noch bis 1862 in Betrieb war und sogar Überschüsse erwirtschaftete, wenngleich mit abnehmender Tendenz. Immerhin verrechnete der Armenvater Bohm nochmals insgesamt 311 Gulden Gewinn, die er sich mit der Armenpflege teilte. Aus diesen Jahresabrechnungen erfahren wir zudem etwas über die Rohseidequalitäten und deren Preis, über die Abnehmer und den Verkauf, über den Termin des Raupenschlüpfens und damit über den Beginn der Seidenrauperei im Waisenhaus.

Was den Beginn der Seidenraupenzucht angeht, so schlüpfen die Raupen 1857 um den 10. Juni, 1858 erst am 1. Juli und 1859 schon am 1. Juni, woraus mittelbar auf die herrschenden Außentemperaturen geschlossen werden kann. Am ungünstigsten gestaltete sich die Witterung demnach im Mai/Juni 1858, was auch andere Quellen bestätigen.²⁰ Kurz verlief das Geschäft der eigentlichen Seidenraupenzucht. Nach 20 bis 30 Tagen war es meist schon beendet, wie aus den Notizen für Mostausgaben ersehen werden kann. Die



Abrechnung der Reutlinger Armenpflege über Einnahmen aus der Seidenraupenzucht im Waisenhaus für das Jahr 1860/61, hier aus Verkäufen an die Seide-Abhaspelungsanstalt Hohenheim und einen Seidefabrikanten in Tettngang.

¹⁹ StadtA Reutlingen, Ortsarmenpflege Nr. 414 Beilage Nr. 157, Nr. 416 Beilage Nr. 121 und Nr. 418 Beilage Nr. 125; auf diese Hinweise hat mich Herr Brühl, StadtA Reutlingen, aufmerksam gemacht, wofür ich ihm herzlich danke.

²⁰ Siehe dazu den Witterungsbericht in den WJbb Jg. 1858, H. 1, S. 94 ff. (Stuttgart 1860); den ersten Sommertag gab es erst am 31. Mai; März und April waren noch recht winterlich gewesen; es traten noch Eistage mit Temperaturen unter Null Grad Réaumur auf.

Laubschneider mußten nämlich jeden Tag einen Zentner Laub in den Maulbeerplantagen schneiden und ins Waisenhaus liefern. Als Lohn empfingen sie ein Imi Most (= 10 Maß oder 16,7 Liter).

An weiteren interessanten Einzelheiten erfahren wir zudem, daß die Kokons in Hohenheim gehaspelt und an Interessenten in Tettngang, Ragaz in der Schweiz und München verkauft wurden. Bei den Verkaufsabschlüssen bediente sich Bohm sogar der Telegrafie. Für die schnelle Nachrichtenübermittlung in die Schweiz gab er 1861 über 4 Gulden aus. Worum es in den Telegrammen ging, ist nicht bekannt. Sicherlich nicht um die Bestätigung des Preises und der zu liefernden Menge Rohseide, denn dafür brauchte man keine schnelle Nachrichtenübermittlung. Eher ging es um Absprachen über die Lieferung von Maulbeerlaub, das infolge der Seidenraupenseuche in Reutlingen entbehrlich war, an anderen Orten aber noch gute Preise zu erzielen vermochte,²¹ vorausgesetzt, daß es innerhalb von 24 Stunden mit der Eisenbahn und Schnellpost dem Seidenraupenzüchter geliefert werden konnte. Ragaz (heute Bad Ragaz) im St. Galler Oberland nahe an der Grenze zum Kanton Graubünden lag damals noch innerhalb des 24-Stunden-Radius²², also im Bereich des Möglichen, so daß die Lieferung von Maulbeerlaub aus Reutlingen durchaus keine Utopie war.

Zu den Preisen der Rohseide ist festzustellen, daß sie großen Schwankungen unterlagen. Für gute weiße Seide wurden je Pfund oder 32 Lot über 17 Gulden bezahlt, für zweitklassiges Seidengarn jedoch nur zwischen 1 Gulden 42 Kreuzer und 2 Gulden 30 Kreuzer, für die noch geringeren Doppelkokons gar nur 28 Kreuzer.

Von Gottlob Bohm wissen wir außerdem, daß er seit 1857 mit dem Problem der Seidenraupenkrankheit konfrontiert war. Dies war ein existentielles Problem. Im wahrsten Sinne des Wortes hing die Zukunft der Seidegewinnung „am seidenen Faden“. In Württemberg war die Seidenraupenkrankheit 1852 in Hohenheim aufgetreten. 1853 war sie Gegenstand der Beratungen bei der Jahresversammlung des Seidezuchtvereins in Stuttgart. Man war sich unschlüssig, womit die Seidenraupenkrankheit ursächlich zusammenhing. Der Reutlinger Waisenvater glaubte, daß sie mit dem Mehлтаubefall der Maulbeerbäume und -büsche übertragen werde. Wenn sich der Mehлтаubefall in den kommenden Jahren eingrenzen ließe und die Raupen wieder nur gesundes Laub zu fressen bekämen, dann würde die Raupenkrankheit von selbst zurückgehen. Ganz sicher war sich Bohm aber nicht. Er begann vielmehr mit Wurmsamen verschiedener Herkunft zu experimentieren. So berichtete er

²¹ Im Rechenschaftsbericht des Seidezuchtvereins für 1861 heißt es, daß die Königliche Domäne Weil den Zentner Maulbeerlaub in die Schweiz für 3 Gulden 44 Kreuzer verkauft habe (Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft 14. Jg., 1862, S. 268).

²² Vgl. Friedrich Weber: Post und Telegraphie im Königreich Württemberg, Stuttgart 1901, S. 112.

1860 an den Stadtschultheißen Grathwohl, daß er 1859 die Zucht mit 4 Lot (= 58,47 g) Wurmsamen begonnen habe, davon seien 2 Lot aus Heilbronn am Neckar, 1 Lot aus Münchener und 1 Lot aus eigener Brut. Aus dem eigenen und dem Heilbronner Wurmsamen entwickelten sich fast alle Raupen, aus dem Münchener hingegen nicht einmal die Hälfte. Bohm schloß daraus, daß die Ursache der Krankheit nicht in der Futterqualität allein zu suchen sei, zumal aus den 4 Lot Eiern insgesamt 98 Pfund Seidenkokons „erzeugt“ werden konnten.

Von dieser Erkenntnis unterrichtete Bohm den Stuttgarter Seidezuchtverein, der daraufhin den in Hohenheim lehrenden Professor Rueff zusammen mit dem Sekretär des Landwirtschaftlichen Hauptvereins nach Reutlingen schickte, die sich von den Seidezuchteinrichtungen im Waisenhaus überzeugen sollten. Beide fanden eine mustergültige Anstalt der Seidenzucht vor und versprachen, die Reutlinger Waisenhaus-Seidenrauperei bei der Verleihung des Preises für die besten Leistungen in der Seidenzucht für 1861 zu berücksichtigen. Der Vorstand des Seidezuchtvereins hielt Wort und verlieh Bohm eine Prämie. Zugleich wurden seine langjährigen Verdienste um die heimische Seidenzucht lobend erwähnt.²³

Der Mangel an Seidenkokons in Reutlingen – und nicht nur dort – war seuchenbedingt. Die rasch um sich greifende Seidenraupenkrankheit, über die der Innenminister v. Linden dem König 1860 in einer Eingabe schrieb, daß sie die kleinen Züchter inzwischen so entmutigt habe und diese die Maulbeeranlagen anderen Kulturen widmen wollten, war von einem winzigen, einzelligen Parasiten aus der Familie der *Microsporidia* verursacht.²⁴ Sie vernichtete die Seidenraupenbestände in ganz Europa. Denn schuld war der *Nosema bombycis*-Parasit. Er wurde und wird mit der Nahrung aufgenommen, entwickelt sich dann im Darm der Raupe und schädigt das Zellplasma. Insofern hatte der Armenvater Bohm mit seinen Beobachtungen recht, als er den Infektionsweg über die Nahrungsaufnahme beschrieb. Am Kopf der Raupe wurden Flecken sichtbar, die der Krankheit ihren Namen gaben, nämlich Fleckkrankheit oder Pebrine-Krankheit.²⁵ Gegen diese Tierkrankheit gab es damals kein Heilmittel – und die Methode der Zellgrainierung, die Louis Pasteur 1850 beschrieben hatte und zu der man Mikroskope brauchte, um die kranken von den gesunden Eiern zu unterscheiden und zu trennen, war in der Praxis der kleinen Seidenraupenzüchter unbekannt und nicht einsetzbar. Erst als aus China und Japan Mitte der 1860er Jahre gesunde Seidenraupeneier importiert worden waren und sich die Produktion auf Seidenkokons und Seidenwurm-

²³ Verhandlungen des Seidezuchtvereins in der Plenarversammlung am 18. Januar 1861, abgedruckt in: Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft 13. Jg. (1861), S. 51

²⁴ HStA Stuttgart, E 10 Bü 92, Nr. 125, datiert: Stuttgart, 11. April 1860.

²⁵ Siegfried Legel (Hrsg.): Nutztiere der Tropen und Subtropen, Bd. 3, Stuttgart/Leipzig 1993, S. 704 ff.

samen in räumlich getrennten Betrieben spezialisiert hatte, regenerierte sich die Seidegewinnung in den traditionellen Seidenbaugebieten Oberitaliens und Südfrankreichs sowie auf dem Balkan.

In Württemberg war es aber bereits zu spät, einmal weil die Seidenzucht 1864 mit dem Tod König Wilhelms I. ihren eifrigsten Förderer verloren hatte,²⁶ zum anderen weil auch der Seidezuchtverein sich 1865 durch den Rücktritt des Vorstandes (Direktor Schmidt) auflöste,²⁷ zum dritten weil infolge veränderter sozialer Rahmenbedingungen die Seidegewinnung nicht mehr in neuen gewerblichen Dimensionen zu reaktivieren war. Sie hatte sich inzwischen in der Mode überlebt und war der Konkurrenz der billigeren Baumwolle, die in großen Mengen aus Übersee nach Mitteleuropa kam, erlegen. Da halfen auch keine Versuche mit den Eiern des Yama-Mai-Schmetterlings aus Japan, die 1863 auf der Domäne Seegut gemacht wurden.²⁸ Die Baumwolle besaß zudem Eigenschaften, die sie als Massenkonsumgut der Seide überlegen erscheinen ließ und sie bei der wachsenden Bevölkerung beliebter machte, vor allem was ihre Haltbarkeit und Strapazierfähigkeit betraf.

7 Ausblick

Am Ende der Ausführungen über die Maulbeer- und Seidenraupenzucht in Württemberg soll ein Fazit gezogen und dabei eine Antwort nach den Wirkungen der Seidegewinnung auf die Entwicklung der württembergischen Textilindustrie gegeben werden.

In der Rückschau gerät man leicht in die Versuchung, die Ergebnisse zu quantifizieren und Aufwand und Ertrag zu bilanzieren. Zwangsläufig müßte die Bilanz negativ für das Experiment „Seidenzucht“ ausfallen. Denn die vielen Gelder, die im Rahmen der Armenbeschäftigung der Maulbeer- und Seidenraupenzucht zuflossen, dürften sich am Ende nicht verzinst haben. Auch die Zahl der Arbeitsplätze und der Seidenwebstühle bleibt am Ende bescheiden. Aber ist das Ergebnis deshalb wirklich nur auf den Nenner „Außer Spesen nichts gewesen“ zu reduzieren oder leistete die Seidegewinnung nicht

²⁶ Vgl. den Nachruf und die Würdigung der Verdienste Wilhelms I. um die Landwirtschaft in Württemberg von Prof. Riecke im Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft 16. Jg. (1864), S. 170 f.; dort auch die herausgehobene Erwähnung der besonderen Verdienste des Königs um die Seidenzucht.

²⁷ HStA Stuttgart, E 10 Bü 92, Nr. 149, Brief des Direktors Schmidt an den Staatsrat v. Eglolfstein, datiert: Stuttgart, 18. April 1865; darin die Mitteilung, daß Schmidt sein Amt aufgebe, weil die Seidenraupenkrankheit alle Bemühungen hinfällig gemacht habe.

²⁸ Ebd., Nr. 137, Bericht des Hofkammerlamtes Stuttgart vom 24. August 1863 über die Versuche mit Eiern des japanischen Yama-Mai-Schmetterlings, der sich vom Laub der Eiche ernährte; die Versuche scheiterten, weil sich die Männchen nicht mit den Weibchen gepaart hatten.

vielmehr Schrittmacherdienste für die aufblühende Baumwollspinnerei und -weberei? Suchen wir also nach verborgenen Elementen und Querverbindungen der Armenindustrie „Seide“ zu den übrigen Textilien herstellenden Branchen.

Dem kundigen Betrachter fallen zwei Aspekte ins Auge. Zuerst ist es die Technik des Abhaspeln und Zwirnsens der Seidenfäden, bei der eine hohe Gleichmäßigkeit der Zwirnfäden gefordert wurde, welche nur sehr erfahrene und deshalb teure Hasplerinnen zu erzielen imstande waren. Deshalb hatte man schon sehr früh darüber nachgedacht, wie man das Abhaspeln und Zwirnen der Seidenfäden in einem Arbeitsschritt mechanisieren könnte. Von Italien her waren die sogenannten Seidenmühlen bekannt. Sie besorgten in mehr oder weniger vollkommener Weise das mechanische Zwirnen und Spulen der Seidenfäden mittels Wasserkraft. In Amerika, aber auch in der Schweiz, wurde dieses Konstruktionsprinzip weiterentwickelt, so daß schon um 1820 brauchbare automatische Seidenhaspel und Zwirnmaschinen verfügbar waren. In der Maschinenbauanstalt von Escher, Wyss und Cie. in Zürich hat der Ingenieur Walter Zuppinger die Kraftübertragung für die Zwirnmaschinen und Webstühle mittels eines verbesserten Wasserrads (das Zuppinger-Rad) und der Tangential-Turbine sowie ausgereifterer Transmissionen den gestiegenen Anforderungen des Fadenzwirnsens und -spulens anpassen können.

Es ist nun gewiß mehr als ein wunderbarer Zufall, daß in Unterhausen an der Echaz 1850 eine der ersten mechanischen Seidenzwirnerien Württembergs entstand, die sich die neuen Techniken zunutze machte und dabei auf die Verarbeitung heimischer Rohseide setzte. Der Stuttgarter Unternehmer Christian Kick, der die „Mechanische Seidenzwirnerie zum Lichtenstein“ gründete, betrieb schon in Rexingen bei Horb eine Seidenzwirnerie, die wegen der geringen Wasserkraft des Diessemer Bachs nicht sehr leistungsfähig war. Christian Kick war auf Nähseide spezialisiert.²⁹ Als die Rohseide in der erhofften Menge ausblieb und auch sein Gesuch auf finanzielle Unterstützung seiner Seidenzwirnerie vom Innenministerium (auch Kick wollte in seiner Seidenzwirnerie hauptsächlich Arme beschäftigen, was man ihm nicht abnahm) nicht befürwortet wurde, verkaufte er den Betrieb an den Schweizer Kaufmann Solivo und den Württemberger Fierz, die neben der Seidenzwirnerie eine turbinengetriebene Baumwollspinnerei errichteten, mit zunächst 5000 Spindeln, ab 1861 mit 34 000 Spindeln. Daraus entwickelte sich die berühmte Baumwollspinnerei Unterhausen (BSU, seit 1880 mit Filiale in Honau), die bis in die 1980er Jahre existierte.

In den Zusammenhang von Armenbeschäftigung, Seidegewinnung und technischen Transfer können noch weitere Firmen eingeordnet werden: so die Firma Haid und Spring in Sindelfingen, die ihre geschäftlichen Aktivitäten

²⁹ So die Beschreibung des Stadtdirektions-Bezirktes Stuttgart, Stuttgart 1856, S. 231.

um 1832 in Stuttgart begann; die Christoph Ulrich Springer'schen Seidenzwirnereien in Isny und Ertingen (1864) bei Riedlingen, die von 1828 bis 1928 bestanden; die Adolf von Wunster'schen Seidenspinnereien in Andelfingen und Altheim bei Riedlingen, gegründet 1857 in Sigmaringen (aufgegeben in den 1970er Jahren) und als letzte die Baumwollweberei von Held und Teufel in Böhlingen bei Rottweil, die 1829 in dem aufgelassenen Zisterzienserinnenkloster Rottenmünster von Johann Held aus Spaichingen als Seidenzwirneriei eingerichtet wurde.

Der zweite ins Auge fallende Aspekt ist die Person des Unternehmers. Unter den vielen Akteuren der Seidegewinnung finden sich einige, die bei dem beschriebenen Experiment entweder zu erfolgreichen Unternehmerpersönlichkeiten oder zu Personen des öffentlichen Lebens geworden sind. Auffallend viele sind in die Unruhen der 1848er Revolution verstrickt. Neben Theodor Mögling sei noch der Name von Carl Friedrich Rheinwald³⁰ aus Stuttgart genannt, der sich 1826 in Rottweil als Rechtsanwalt niederließ und 1828 Mitbegründer und Teilhaber der Seidenmanufaktur von Rheinwald, Held und Cie. wurde. 1834 floh er wegen Teilnahme am Hambacher Fest (1832) und an den Tübinger Studentenunruhen (1833) in die Schweiz, wurde in Bern 1836 Dozent und Professor für Germanisches Recht, 1847/48 gar Rektor der Berner Universität, ließ sich 1848 in Rottweil zum Abgeordneten des Paulskirchenparlamentes wählen, wo er zu den Liberalen zählte und sich für die Grundrechte in einer auch für Württemberg gültigen Verfassung engagierte; 1851 wurde er in den Württembergischen Landtag gewählt, zog sich dann aus dem politischen Leben zurück und betätigte sich als Rechtsanwalt in Rottweil, wo er 1859 den Rottweiler Gewerbeverein gründete und sich sehr für den Eisenbahnbau einsetzte. Er starb 1876 in Rottweil.

³⁰ Winfried Hecht: Rottweiler Persönlichkeiten und Gruppierungen in der Revolution von 1848/49, in: Die Revolution von 1848/49 am oberen Neckar, hrsg. von Bernhard Rüth, Rottweil 2000, S. 65–84; zu Rheinwalds politischen Ämtern vgl. auch Frank Raberg: Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933 (Veröffentl. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in B.-W.), Stuttgart 2002, S. 722.

Eduard Lucas und das Pomologische Institut in Reutlingen

Von Franz Friedrich Just

Vorbemerkung

Die folgende Abhandlung ist die Ausarbeitung eines Vortrags, den ich, angeregt durch Frau Heidi Stelzer, erstmals im Oktober 1999 in der „Reutlinger Geschichtswerkstatt“ hielt: „Das Pomologische Institut als ein bisher eher vernachlässigtes, aber dennoch wichtiges und interessantes Thema der Reutlinger Stadtgeschichte“.

Zuvor war es mir nicht anders als vielen Reutlingern gegangen, denen der Name „Pomologie“ zwar ein fester Begriff war, aber eben nur als Bezeichnung für ein Areal am Rand des Stadtzentrums, zwischen Alteburg-, Friedrich-Ebert- und Hindenburgstraße, das lange Zeit (bis 1964) der Öffentlichkeit nicht zugänglich war, danach als Parkplatz diente und erst als Folge der Landesgartenschau 1984 zu einer beliebten städtischen Grünanlage wurde.

Die Landesgartenschau, wie auch eine sie begleitende Ausstellung des Reutlinger Heimatmuseums über Eduard Lucas und das Pomologische Institut trugen ohne Zweifel dazu bei, das öffentliche Interesse für die Geschichte des Ortes zu wecken. Dies umso mehr, als die zum Pomologiegelände gehörenden alten Gebäude mit ihren Inschriften sowie ein Gedenkstein für Eduard Lucas Fragen aufwarfen, zu deren Beantwortung die erforderlichen Hinweise fehlten. Die vorliegenden neueren Publikationen zum Thema waren beschränkt auf einige kurze Zeitungsberichte zu Gedenktagen, eine auf eine Dissertation zurückgehende Beschreibung der Reutlinger Wirtschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts¹ sowie drei Beiträge in den „Reutlinger Geschichtsblättern“.² Ältere Darstellungen des Pomologischen Instituts finden sich auch in der „Beschreibung des Oberamts Reutlingen“ von 1893. Wie die Titel bereits erkennen lassen, steht in keiner dieser Schriften das Pomologische Institut im Vordergrund, sondern ist immer nur Teil einer übergeordneten

¹ Hermann Schindler: Die Reutlinger Wirtschaft von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, Tübingen 1969.

² Siegfried Gerlach: Vom Wandel eines Reutlinger Stadtraums, in: RGB NF 31 (1992), S. 259–280, hier: S. 270 ff.; Karl Keim: Alt-Reutlingen, Bilder, Berichte, Erinnerungen, in: RGB NF 13 (1975), S. 5–161, hier: S. 85; Gustav Adolf Rieth: Johann Georg Rupp, in: RGB 12 (1974), S. 59–69, hier: S. 65.



Die „Pomologie“ zwischen Alteburg-, Friedrich-Ebert- und Hindenburgstraße ist heute eine beliebte städtische Grünanlage.

Thematik. Vor allem aber bleibt in den Veröffentlichungen die Pomologie des 19. Jahrhunderts unberücksichtigt.

Die vorliegende Abhandlung ist der Versuch einer umfassenderen Darstellung des Lebenswerkes von Eduard Lucas, das seinen Höhepunkt in der Gründung des Pomologischen Instituts in Reutlingen hatte, jener Einrichtung, die vielen jungen Menschen zu einer geachteten und gesicherten Existenz verhalf, die für den deutschen Obstbau eine zentrale Bedeutung hatte und Reutlingen unter Pomologen weltweit bekannt machte.

Zur Bearbeitung der Schriften von Eduard und Friedrich Lucas stützte ich mich auf die Bestände der Reutlinger Stadtbibliothek, des Reutlinger Stadtarchivs sowie der Bibliothek des Amtes für Grünflächenberatung im Reutlinger Landratsamt. Als recht hilfreich erwies sich eine gewisse Vorauswahl von Veröffentlichungen zum Thema „Pomologisches Institut“ durch Herrn Willi Grund, ehemals Stadtgärtner in Reutlingen, der mir auch seine Sammlung alter Gärtnerzeitungen zur Verfügung stellte. Herr Karl Härter, ehemals Ortsvorsteher von Mähringen, gewährte mir den Zugang in das von ihm betreute Gemeindearchiv von Mähringen. Allen, die mir geholfen haben, danke ich herzlich. Ein ganz besonderer Dank aber gilt Frau Ruth Stiegler, die mich Einsicht in den Nachlaß von Eduard Lucas nehmen ließ und mir so manches aus der Lucasschen Familiengeschichte erzählte. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihre Begeisterung für Person und Werk Eduard Lucas' auf mich übergingen.



Links: Die ehemaligen Institutsgebäude Friedrich-Ebert-Str. 2 und 4. Die Aufnahme wurde von der Dachterrasse des Hauses Oskar-Kalbfell-Platz 10 aus gemacht. – *Rechts:* Gedenkstein mit einem bronzenen Porträt des Instituts-Gründers Eduard Lucas. Das kleine Denkmal stammt aus dem Jahr 1987. Seine Aufstellung während einer Erinnerungswoche an die Landesgartenschau 1984 ging zurück auf eine Anregung durch Frau Ruth Stiegler aus Anlaß des 80. Geburtstags ihres Ehemanns Erich Stiegler, einem Urenkel von Eduard Lucas.

Einleitung

Die in Reutlingen geläufige Bezeichnung „Pomologie“ ist eine Kurzfassung für das Areal des 1860 von Eduard Lucas gegründeten „Pomologischen Instituts“, zu dessen vornehmlichen Aufgaben es gehörte, die Pomologie³ als „Grundlage für einen rationellen Obstanbau“ zu fördern. Dieser Zielsetzung dienten unter anderem eine höhere Fachschule mit Internat, eine ausgedehnte Gartenanlage sowie die Beratung in allen Fragen des Obstbaues. Die Hervorhebung der „Pomologie“ in der Bezeichnung des Instituts läßt jedoch leicht übersehen, daß dieses auch eine Ausbildungs- und Pflegestätte des Gartenbaues und zudem ein Handelsunternehmen war, das Obstbäume, Sämereien, Gartenwerkzeuge usw. verkaufte und eine Weinkellerei unterhielt.

³ Das Wort „Pomologie“ ist vom lateinischen „pomum“ = Obstfrucht abgeleitet und bedeutet „Obstsortenkunde“.

Schon kurz nach der Gründung erlangte das Institut mit seiner Fachschule ein hohes Ansehen. Als erste Lehranstalt für Obst- und Gartenbau in Deutschland konnte es einen wissenschaftlichen und zugleich praxisbetonten Unterricht anbieten und wurde darin zum Vorbild für viele Schulen ähnlicher Art im In- und Ausland.⁴ Über dreitausend Schüler wurden während eines halben Jahrhunderts in Reutlingen ausgebildet und konnten ihr Wissen in deutschen und ausländischen Obst- und Gartenbaugebieten verwerten, besonders aber im Obstland Württemberg.

Vor der Gründung des Pomologischen Instituts in Reutlingen war Eduard Lucas von 1843 bis 1860 Vorstand und Lehrer an der staatlichen Gartenbauschule in Hohenheim, die der dortigen landwirtschaftlichen Versuchsanstalt angeschlossen war. Hier legte er den Grund für eine Reihe von Maßnahmen zur Anhebung der Obstkultur im Königreich Württemberg, deren vordringlichste war, die vielen Obstbaumbesitzer ländlicher Regionen in der Auswahl geeigneter Obstsorten zu beraten und von dem Nutzen neuer Methoden bei der Behandlung ihrer Obstgehölze zu überzeugen. Bis dahin fehlten übergeordnete einheitliche Anleitungen. Auswahl, Anbau und Pflege der Obstgehölze, die zudem in einer unübersehbaren Sortenvielfalt vorkamen, richteten sich meist nur nach den persönlichen Anschauungen der jeweiligen Besitzer.⁵

So verfaßte Lucas bereits 1851 im Auftrag der Königlichen Centralstelle für die Landwirtschaft in Stuttgart eine „gemeinfaßliche Dienstanweisung für Gemeindebaumschulwärter“⁶, die er als besonders wichtige Zielgruppe zur „Förderung der Obstkultur im Großen“ ansah.⁷ Zudem richtete er ab 1850 in Hohenheim regelmäßige Kurse für Baumschulwärter ein, die später, nach seinem Weggang von Hohenheim, von der Königlichen Centralstelle für Landwirtschaft (einer Zweigstelle des Innenministeriums) fortgesetzt wurden, was dazu führte, daß in Württemberg der ausgebildete und geprüfte Baumwart zu einem selbständigen Beruf erhoben und die Entwicklung einer modernen Obst- und Gartenbauberatung eingeleitet wurde.

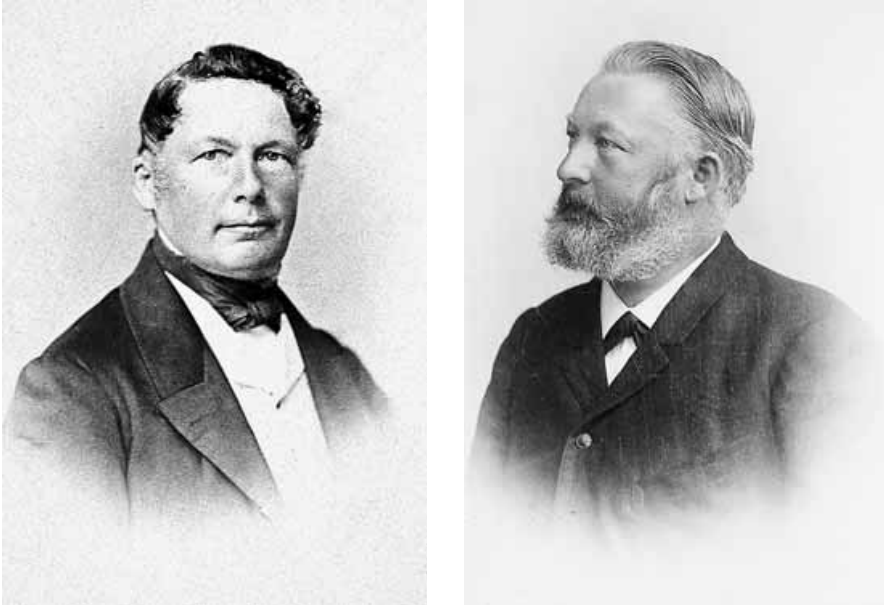
Das Reutlinger Pomologische Institut, mit der Ausbildung von Baumwärdern wesentlich an dieser Entwicklung beteiligt, war ein privat geführtes Familienunternehmen, das als Ausbildungsstätte mit der staatlichen Hohenheimer Gartenbauschule und vielen anderen, später entstandenen Lehranstalten erfolgreich konkurrierte. Sein 62 Jahre andauerndes Bestehen verdankt es nicht zuletzt auch dem unternehmerischen Geschick seiner zwei langjährigen

⁴ Das Pomologische Institut in Reutlingen war tatsächlich die erste Lehranstalt ihrer Art in Deutschland. Zu dem sich anbietenden Vergleich mit Hohenheim siehe unten S. 90 f.

⁵ Gustav Schaal: Das Pomologische Institut Reutlingen und der Württembergische Obstbau in den letzten 50 Jahren, in: Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Pomologischen Instituts in Reutlingen 1860–1910, Reutlingen 1910, S. 32–39.

⁶ Eduard Lucas: Die Gemeindebaumschule. Eine gemeinfaßliche Dienstanweisung für Gemeindebaumschulwärter, Stuttgart 1851.

⁷ Eduard Lucas: Württembergs Obstbau, Ravensburg 1871, S. 3.



Die beiden langjährigen Direktoren des Pomologischen Instituts: links Eduard Lucas (1816–1882) und rechts sein Sohn Friedrich Lucas (1842–1921).

Direktoren: dem Gründer Eduard Lucas von 1860 bis 1882 und dessen Sohn Friedrich Lucas von 1882 bis 1921. Es blieb dem Enkel des Gründers, Eduard Lucas jr., vorbehalten, nach nur einjähriger Leitung das Unternehmen 1922 aufzulösen. Dies bedeutete das Ende nicht nur einer überaus erfolgreichen Ausbildungsstätte, sondern auch das Ende einer Institution, die repräsentativ für eine ganze Epoche war.

Es war die Zeit der „klassischen Pomologie“, in der eine riesige Anzahl von Obstsorten gesichtet, geprüft, ausgelesen, geordnet, mit Namen versehen und zum Anbau empfohlen wurde – ein Anliegen, dem sich Eduard Lucas in besonderer Weise verpflichtet fühlte, weil er in der Auswahl und Empfehlung geeigneter Sorten die Grundlage einer „rationellen Obstkultur“ sah, entsprechend seiner eigenen Definition: „Unter Pomologie verstehen wir die Lehre von den verschiedenen Obstsorten, welche sich als Varietäten oder Formen unserer Obstgattungen und Arten kultivieren, die Kenntnis der Eigenschaften und unterschiedlichen Merkmale derselben, die Kenntnis ihres speziellen Nahrungswertes, ihres Vorkommens und ihrer Wachstumsverhältnisse und ist die Pomologie in dieser Hinsicht als Grundwissenschaft für den rationellen Obstbaubetrieb zu betrachten.“⁸

⁸ Eduard Lucas: *Anleitung zum Obstbau*, Stuttgart 1866, S. 2.



Das ehemalige Hauptgebäude des Pomologischen Instituts – hier in einer Aufnahme um 1906 – ist heute ein Wohngebäude, an dessen einstige Bedeutung nur noch die Beschriftung über dem Eingang erinnert.

Tatsächlich schufen Pomologen wie Eduard Lucas im 19. Jahrhundert mit der Ordnung und Bewertung der vielen Obstsorten auch die Voraussetzungen für jenen Marktobstbau, der viel später, nach dem Zweiten Weltkrieg, unter den Bedingungen fortschreitender Technik, wachsender Bevölkerung sowie veränderten Absatzbedingungen usw. zu einer drastischen Reduzierung der Sorten zugunsten eines rationalisierten Massenobstbaues führten. Die Folge war, daß die Pomologie des 19. Jahrhunderts in ein Schattendasein geriet. Vereinfacht läßt sich sagen, daß das Wissen um die vielen alten Obstsorten und das Vermögen, Leistung und Bedeutung der einstigen Pomologen zu würdigen, in dem Maße schwand, wie makelloses Obst, in großen Mengen, ganzjährig und preisgünstig in Supermärkten einer wohlhabend gewordenen Bevölkerung angeboten werden konnte, so daß es sich nicht mehr lohnte, selbst noch Obst anzubauen, und es kaum noch interessieren mußte, wo und wie Obst produziert wird.

1 Eduard Lucas – Lebenslauf und Stationen seines Lebens

Kindheit, Schule, Lehre: Erfurt, Dessau (1816–1834)

Eduard Lucas wurde am 19. Juli 1816 in Erfurt als ältester Sohn eines hochachteten Arztes geboren, verlor in seinem zehnten Lebensjahr bereits beide Eltern und wurde vom Bruder des Vaters, dem Apotheker Christian Lucas, als Pflegekind aufgenommen. In seinen Lebenserinnerungen⁹ verweist Lucas

⁹ Eduard Lucas: Aus meinem Leben. Eine Autobiographie, Ravensburg 1882, S. 4.

auf die botanischen Interessen des Vaters, die den Sohn anregten, Gärtner zu werden. Der Vater, so Lucas, war „einer der meist gesuchtesten und beliebtesten Ärzte Erfurts; er hatte als Apotheker gelernt und ist erst später Arzt geworden. So lange man denken konnte, war stets die Medicin in unserer Familie vertreten, sogar entfernt wohnende Verwandte, die denselben Namen trugen, waren Aerzte oder Apotheker.“¹⁰ In einem Nachruf des Erfurter Magistrats auf den frühen Tod des Vaters hebt man dessen Verdienste in der „clinischen Armenanstalt“ Erfurts hervor, wo sich „sein gefühlvolles, menschenfreundliches Herz durch unverdrossene Bereitwilligkeit, die Thränen des Schmerzes und des Kummers zu trocknen, wo er nur konnte, bewährte.“¹¹ Er gehörte zu den ersten Ärzten Deutschlands, die in staatlichem Auftrag Pokkenimpfungen durchführten.

Mit 15 Jahren verließ Lucas das Gymnasium, als guter Schüler zwar, jedoch ohne den Abschluß der sogenannten Einjährigenprüfung, die er allerdings später nachholte, um die abzuleistende Militärzeit auf nur ein Jahr zu verringern. Diese blieb ihm aber aufgrund eines ärztlichen Attests schließlich ganz erspart. Noch während der Schulzeit, so berichtet Lucas in seiner Autobiographie, besuchte er an zwei Nachmittagen der Woche die Gewächshäuser eines Erfurter Gärtnereibetriebes, um dort Pflanzen kennenzulernen. „Ich schrieb mir ein ganzes Heft voll Namen auf und zeichnete immer daneben zugleich entweder das Blatt oder auch die Blüte oder einen Zweig ab, übte mich dabei im Zeichnen der Pflanzen nach der Natur und kannte doch daher wohl 100 Garten- und etwa 200 wildwachsende Pflanzen mit ihren botanischen Namen schon, als ich 1831 in die Lehre trat.“¹²

Über seine Schulzeit schreibt Lucas, daß „ich mich der Liebe meiner Lehrer stets zu erfreuen hatte, dass ich nie eine Strafe in der Schule erhielt und dass ich besonders Naturgeschichte, Latein und Griechisch, sowie Geschichte und Geographie gut und eifrig lernte, während es mit der Mathematik fortwährend nicht voran gehen wollte. Es war mir in späteren Jahren kein Rätsel mehr, warum ich im Gymnasium in diesem Fache so wenig geleistet, indem bei mir der sogenannte Zahlensinn sehr schwach ausgeprägt war, weshalb ich auch nie eine Kasse selbständig führen mochte.“¹³

Ende März 1831 beginnt der 15jährige Eduard Lucas seine Lehrzeit in den berühmten Gartenanlagen der Fürsten von Anhalt-Dessau zwischen Dessau und Wörlitz. Sein Lehrherr ist Hofgärtner Eduard Richter, verantwortlich für Schloßgarten und Orangerie des Luisiums. Das Luisium als Ausbildungsstätte war dem Onkel von Eduard Lucas, des hohen Ansehens Hofgärtner Richters wegen, empfohlen worden. In seinen Erinnerungen beschreibt Lucas ausführ-

¹⁰ Ebd., S. 3.

¹¹ Nachruf des Erfurter Magistrats, in: Neue Erfurter Zeitung Nr. 29 vom 14. 4. 1826, S. 1.

¹² E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 5.

¹³ Ebd., S. 5 f.

lich seine Arbeiten und Aufgaben im Luisium, zu dem „eine reiche Collection Kalthaus- und auch eine Anzahl tropischer Pflanzen“ gehörten, ein eigener botanischer Garten „sowie die schönsten Blumenparteen, eine nicht unbedeutende Blumen- und Gemüsetreiberei und ein grosses Weintreibhaus, alles in den ausgedehnten Parkanlagen gelegen. Der Obstbau und Gemüsebau war weniger bedeutend, doch waren in der Anlage Gruppen mit Obstbäumen, die reichlich trugen, wenn auch die Namen nur unbestimmt waren.“¹⁴ Und im gleichen Zusammenhang: „[...] soviel steht fest, ich hatte in meiner Lehre von Obstcultur so gut wie nichts gelernt, ausgenommen etwa den Knecht’schen Schnitt der Weinreben am Spaliere und den Rebschnitt im Weinhaus.“

Frankfurt a. O. – Greifswald – Erfurt (1834–1838)

Eine darauffolgende Gehilfenzeit von vier Jahren verbringt Lucas in Frankfurt an der Oder (Handelsgärtnerei A. Bergemann) und in Greifswald (Botanischer Garten der Universität), wo er für den Direktor des Gartens Professor Hornschuch, einen Freund seines Onkels und Ziehvaters, Pflanzen zu dessen botanischen Demonstrationen in seinen Vorlesungen herrichten mußte. An den Vorlesungen und Exkursionen durfte Lucas „als gebildeter Gärtnergehilfe“ teilnehmen.¹⁵ Im Frühjahr 1835 verließ er Greifswald wieder und reiste, größtenteils zu Fuß, über Stettin, Berlin zurück nach Erfurt.

Anfang September 1835 tritt er als Gehilfe in die damals bedeutendste deutsche Handelsgärtnerei von Friedrich Adolph Haage in Erfurt ein, wo er bis März 1838 bleibt. Hier macht Lucas wichtige Erfahrungen im Sammeln von Samen, mit neu eingeführten Zierpflanzen und deren Anzucht. Er experimentiert, stellt geeignete Pflanzböden zusammen und macht Aussaaten unter verschiedenen Wachstumsbedingungen. Seine botanischen Kenntnisse kommen ihm zugute, so daß er von seinem Prinzipal beauftragt wird, den Katalog der Firma durchzukorrigieren.

Für ein anzulegendes Alpinum wird Lucas im Herbst 1836 in die Salzburger Alpen geschickt. Seine Aufgabe war das Einsammeln von Pflanzen zum Aufbau im Erfurter Betrieb. Die auch wieder zu Fuß unternommene Reise führte über Bamberg, Nürnberg nach München, wo er sich im Botanischen Garten besonders den Alpenpflanzen zuwendet und bei dieser Gelegenheit den Vorstand des Gartens, Karl Friedrich von Martius, kennenlernt. Das eigentliche Ziel aber war Klessheim bei Salzburg, von wo aus Lucas seine Exkursionen durchführt und die eingesammelten Pflanzen, etikettiert und in Kisten ver-

¹⁴ Ebd., S. 7.

¹⁵ Hermann Jäger, Dr. Eduard Lucas. Fünfzig Jahre eines Gärtnerlebens, in: Deutsche Gärtnerzeitung, 1. April 1881, Nr. 10, V. Jg., S. 114. Botanische Gärten hatten die Einrichtung, daß gebildete Gärtnergehilfen die Vorlesungen an der Universität über Botanik und verwandte Wissenschaften umsonst hören durften und auch die Zeit dazu bekamen.

packt, nach Erfurt schickt. Die Rückreise führte wieder über München. Insgesamt war er vier Wochen unterwegs.

Auf Anregung seines Prinzipals Haage schrieb Lucas über seine Alpenreise einen Bericht und schickte diesen an den Gartendirektor Otto in Berlin. Es war Lucas' erste literarische Arbeit, die 1837 in der „Allgemeinen Gartenzeitung“ von Otto und Dittrich veröffentlicht und von zwei weiteren Gartenzeitungen übernommen wurde. Otto antwortete Lucas, er freue sich allemal „wenn sich junge Gärtner als wissenschaftlich gebildete Männer zeigten“.¹⁶ Nach zweieinhalb Jahren in der Handelsgärtnerei Haage ist Lucas bestrebt, beruflich weiterzukommen: „Die Bekanntschaft mit dem K. Botanischen Garten in München und seinen Vorständen, die reichen Pflanzenschätze dort, zogen mich mächtig an.“¹⁷

München (1838–1840)

Unter Vermittlung des leitenden Gärtners Seitz am Botanischen Garten in München bekommt Lucas eine Gehilfenstelle, die er am 1. April 1838 antritt. Die fast drei Jahre dauernde Münchener Zeit – sie endet am 30. Dezember 1840 – beschreibt er als die schönste seines Lebens: „Wie der Schleier von dem Bild der Isis, fielen da die Schuppen von meinen Augen; wie ganz anders betrachtete ich nun die Erscheinungen in der Natur und im Pflanzenleben.“¹⁸ Zu dieser Einschätzung führten vor allem die Beziehungen zu den beiden Vorständen und Konservatoren des Botanischen Gartens von München: Karl Friedrich von Martius und Josef Gerhard Zuccarini. Sie gewährten dem jungen Gehilfen, der ihnen durch seinen Fleiß, seinen Eifer, aber auch durch neue Kultivierungsmethoden aufgefallen war, Zugang zu Vorlesungen und Exkursionen.

K. F. von Martius (1794–1868)¹⁹ war ordentlicher Professor der Botanik an der Münchener Universität. Als bedeutender Systematiker war er an der Neuordnung des Botanischen Gartens beteiligt. Besondere Berühmtheit erlangte er als Teilnehmer einer österreichischen Expedition nach Brasilien, wo er von 1817 bis 1820 eigene Untersuchungen durchführte. Über diese Reise erschien ein dreibändiges Werk, das für die Kenntnis Brasiliens von ähnlicher Bedeutung wurde wie Alexander von Humboldts Schriften für die übrigen Länder des tropischen Amerikas. Sein bedeutendstes Werk war eine „*Historia naturalis Palmarum*“ (Naturgeschichte der Palmen, 1823–1850), das ihm freundschaftliche Beziehungen zu Goethe eröffnete, der ihn zweimal nach Weimar

¹⁶ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 24.

¹⁷ Ebd., S. 25.

¹⁸ Ebd., S. 33.

¹⁹ Karl Friedrich Philipp v. Martius, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1884 (Neudruck Berlin 1970), Bd. 20, S. 517–527.

einlud, worüber J. P. Eckermann in seinen „Gesprächen mit Goethe“ berichtet.

Josef Gerhard Zuccarini (1797–1848)²⁰, ebenfalls ordentlicher Professor der Botanik an der Universität München, war seit 1836 zweiter Konservator des Botanischen Gartens. Als Systematiker bearbeitete er einen Teil der von Martius aus Brasilien mitgebrachten Pflanzengattungen. Besondere Berühmtheit erlangte er durch eine „Flora japonica“. Im biologischen System sah er den Ausdruck einer genetischen Entwicklungsreihe. Ein besonderes Anliegen war ihm, zu zeigen, wie wissenschaftliche Beobachtungen praktisch, etwa bei der Bodenbearbeitung, umgesetzt werden können. Auch hielt er viel auf eine populäre Darstellungsweise.

Beide, von Martius und Zuccarini, waren berühmt für ihre poetische Begabung. Seinen Palmen hat von Martius mehrere Lieder gewidmet. Bemerkenswert auch seine Hochschätzung Carl von Linnés. An dessen Geburtstag, dem 24. Mai, zog er mit seinen Schülern von München aus botanisierend an der Isar aufwärts nach dem Dörfchen Ebenhausen, wo bei der „Linnäuseiche“ gegessen wurde, begleitet von Reden, Trinksprüchen und poetischen Darbietungen. Auch Zuccarini hinterließ eine Sammlung gedruckter Gedichte: „Kleeblätter, Lieder dreier Geschwister“, 1839.

Eduard Lucas betreute im Münchener Botanischen Garten hauptsächlich den sogenannten „Kleinen Garten“, welcher einige niedrige Glashäuser, das Kaktushaus und einige Felder für den Gemüsebau umfaßte. Seinen Erinnerungen zufolge waren die Kulturen, vor allem die der Kakteen und Palmen, in einem schlechten Zustand. Indem es ihm gelang, mit eigenen neuen Kultivierungsmethoden die Schausammlung wieder in einen guten Zustand zu versetzen, wurden Martius und Zuccarini auf ihn aufmerksam. Darüber berichtet Lucas: „Ich hatte Martius' Reisen in Brasilien den Winter vorher, nachts neben dem Heizen, noch in Erfurt durchstudiert und mir aus den darin enthaltenen pflanzengeographischen Schilderungen abstrahiert, daß das viele und starke Luftgeben, bei der oft recht trockenen Luft der Münchener Hochebene den tropischen Pflanzen nicht gut sein könne. Ich lüftete nun recht früh morgens, sobald die Temperatur +10° war und abends oft bis 10 Uhr, also nur wenn die äußere Luft feucht war, während ich von 9 oder 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags die Fenster schloß, Schatten gab und den Boden und meine Pflanzen fleißig bespritzte. [...] Herr von Martius war nicht wenig erstaunt, als ich ihm auf seine Frage, woher ich diese Kultur der Tropenpflanze kenne, berichtete, daß ich sie von ihm selbst gelernt habe, d. h. sie mir aus den Schilderungen seiner Reisen in Brasilien so abstrahiert habe; von nun an protegierte er mich; ich durfte wiederholt seine Vorlesun-

²⁰ Josef Gerhard Zuccarini, in: Allgemeine Deutsche Biographie, Leipzig 1884 (Neudruck Berlin 1870), Bd. 45, S. 472–474.

gen besuchen, ihn auf den botanischen Exkursionen begleiten und auch abends in seinem Herbarium arbeiten.“²¹

Auch Zuccarini ist von der ökologisch orientierten Kultur seiner Kakteen angetan. Neue aus Mexiko eingeführte Kaktusarten behandelte Lucas nicht mehr einheitlich als Warmhauspflanzen, sondern, ihrer jeweiligen ökologischen Umwelt entsprechend, recht unterschiedlich. Aufsehenerregende Züchterfolge hatte er, als er dem Boden seiner Kulturen Kohlenstaub beimischte. Auf Wunsch des berühmten Chemikers A. Buchner in München überließ Lucas diesem eine Beschreibung seiner Versuche für dessen Repetitorium in Chemie und Pharmazie. Auf diese wurde schließlich auch Justus von Liebig aufmerksam, der sie in sein berühmtes Werk über die „Chemie in Bezug auf die Agrikultur“ aufnahm.²² Die Hauptwirkung der Kohlenbeimischung bestand darin, daß sie die sonst schwierige Bewurzelung mancher Stecklinge möglich machte und in gewissen Fällen die erwarteten Fäulnisprozesse ausblieben.

Weitere Berichte über Versuche, die Lucas durchführte, wurden in deutschen, englischen und französischen Gartenjournalen veröffentlicht, was dazu führte, daß er in Fachkreisen bekannt wurde. Eine besondere Anerkennung war es, daß Lucas, als „Nichtstudiertem“, der Besuch von Vorlesungen und die Teilnahme an den verschiedenen Exkursionen ermöglicht wurde. So hörte er im Wintersemester 1838/39 Vorlesungen in Chemie, Physik, Zoologie, Geologie, in allgemeiner Naturgeschichte und zusätzlich in Cryptogamie²³ bei Professor von Martius. Zusätzlich nahm er Privatstunden in Englisch und Französisch.

Das Zusammensein mit jungen Berufsgenossen brachte Lucas dazu, einen besonderen Gärtner-Gehilfen-Verein zu gründen, dem ersten in Deutschland, in welchem durch Vorträge und Austausch von Erfahrungen die Fachbildung erweitert und vertieft werden sollte.

Im übrigen fühlte sich Lucas auch vom gesellschaftlichen Leben Münchens angezogen, so daß er berichten kann, in zwei Gesellschaften abonniert gewesen zu sein, „wo ich oft gute Konzerte hörte und manchen heitern Abend genoss“. ²⁴ In einer dieser Gesellschaften lernte er seine spätere Lebensgefährtin, die damals 18jährige Walburga Rueff²⁵ kennen, die er am 9. November 1841 in Regensburg heiratete.

²¹ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 27.

²² Eduard Lucas: Versuche und Beobachtungen über die Wirkung der vegetabilischen Kohle auf die Vegetation, in: Justus von Liebig: Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agriculturchemie und Physiologie, Braunschweig 1840, S. 184–189.

²³ Vorlesung über Verborgnenblütige Pflanzen (Moose, Farne).

²⁴ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 31.

²⁵ Walburga Lucas, geb. Rueff (1821–1903) war die älteste Tochter eines Münchener Berufsoffiziers. Eduard und Walburga Lucas hatten vier Kinder, den Sohn Friedrich und drei Töchter, Luise, Julie und Agnes. Hochbetagt starb Walburga Lucas 1903 in Reutlingen.



Eduard Lucas' Ehefrau Walburga, geb. Rueff (1821–1903).

Die für Lucas so wichtige Schaffensperiode in München endete, als ihm durch Professor von Martius die Übernahme einer Stelle als „K. Botanischer Gärtner der K. botanischen Gesellschaft“ in Regensburg ermöglicht wurde.

Regensburg (1840–1843)

Der Botanische Garten in Regensburg, dessen gärtnerische Leitung Lucas im Januar 1841 übernahm, war sehr klein. Er hatte eine Fläche von nur einem Morgen, so daß Lucas die anfallenden Arbeiten zunächst allein verrichten mußte. Entsprechend gering war die Besoldung mit 180 Gulden im Jahr und 50 % vom Verkauf, der jedoch im Laufe der Zeit von 80 auf 800 Gulden anstieg. Im zweiten Jahr erst wurde Lucas die Anstellung eines Gehilfen bewilligt. Der erwähnte Nebenerwerb ergab sich

durch einen Pflanzenhandel auf der Grundlage eines selbst erstellten Tausch- und Preisverzeichnisses, das er an Botanische Gärten und Gartenfreunde verschickte. Auch das trug dazu bei, daß Lucas in Fachkreisen bekannt wurde. In Regensburg wurde am 30. Oktober 1842 das erste Kind der Familie geboren, ein Sohn mit Namen Friedrich.

Bedeutsam wurde Regensburg für Lucas dadurch, daß er hier erstmals Erfahrungen mit Obstbau und Pomologie machen konnte. Den Anstoß dazu gab ein katholischer Geistlicher, Vorstand des an den Botanischen Garten angrenzenden Areals des Regenburger Waisenhauses. Jeden Morgen durchmusterte er den an guten Obstsorten reichen Garten und führte Lucas in die Pomologie ein, indem er ihm „öfters seine schönen Obstsorten zeigte, die Namen nannte, soweit sie ihm bekannt waren, und auch den Schnitt der sehr grossen Pyramiden [...] erklärte“.²⁶ Ohne zu ahnen, welche Bedeutung die Pomologie in seinem Leben noch haben würde, legte Lucas als „gelehriger Schüler“ einige Beete mit Wildlingen an, die er später veredeln wollte.

²⁶ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 35.

Die Regensburger Zeit ging zu Ende, als Lucas auf folgende Stellenausschreibung im „Schwäbischen Merkur“ durch Freunde aufmerksam gemacht wurde: „Bei der landwirtschaftlichen Lehranstalt in Hohenheim ist die Stelle eines Institutsgärtners zu besetzen. Zu den Obliegenheiten gehört einestheils die Besorgung der großen Obstbaumschule und der ausgedehnten Obstpflanzungen auf der Domäne des ökonomisch-botanischen Gartens und des Samenmagazins vom botanischen Garten und dem Versuchsfeld; anderentheils die Unterweisung der Zöglinge der höheren Lehranstalt durch theoretischen Vortrag und praktische Demonstrationen in der Obstbaumzucht. Überdies soll damit für die Zukunft noch der Unterricht einiger für den Gartenbau insbesondere zu bestimmende Schüler in dem vervollkommenen Gemüsebau und in der Kunstgärtnerei mit Einschluß des Erforderlichen aus der Botanik verbunden werden. Ob dem Institutsgärtner in diesen Verrichtungen ein Gehilfe, dessen Wahl unter seiner Verantwortlichkeit ihm überlassen bliebe, beizugeben oder stattdessen ein zweiter Gärtner anzustellen wäre, soll je nach den eingehenden Bewerbungen noch bestimmt werden. Der Gehalt des Institutsgärtners soll neben freier Wohnung für sich und Familie, je nach den Wirkungen, welche die Persönlichkeit des Anzustellenden verspricht, bestimmt, im höchsten Fall auf 1000 fl. festgelegt werden. 2. September 1842, Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins. Gärtner.“²⁷

Auf die Stelle meldeten sich zwölf Bewerber. Die Wahl fiel auf Eduard Lucas. Im März 1843 wurde er nach Hohenheim eingeladen, wo er „an Ort und Stelle den Plan eines Gemüsegartens und den Entwurf zur Gründung einer Gartenbauschule“ ausarbeitete. Im April erhielt er das Dekret seiner Ernennung als „K. württemb. Institutsgärtner, Lehrer an der höheren Lehranstalt und Vorstand der demnächst zu errichtenden Königl. Gartenbauschule in Hohenheim“.²⁸

Hohenheim (1843–1860)

Am 10. Juni 1843 traf Lucas mit seiner Familie in Hohenheim ein. Er ist 27 Jahre alt, als er sein neues Amt mit einem erweiterten Aufgabenfeld antritt. „Die württembergische Regierung, unablässig bemüht, die wirtschaftlichen Interessen ihres Landes thunlichst zu fördern, hatte unter Anderm zu diesem Zweck auch die landwirtschaftliche Akademie Hohenheim²⁹ ins Leben gerufen. In Würdigung der Bedeutung, welche der Gartenbau und besonders die

²⁷ StA Ludwigsburg, E 171 a Bü 395, Zeitungsausschnitt, September 1842. Gärtner, der die Stellenausschreibung unterzeichnete, war Präsident der landwirtschaftlichen Zentralstelle.

²⁸ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 36.

²⁹ 1818 gründete König Wilhelm I. von Württemberg die „Landwirtschaftliche Unterrichts-, Versuchs- und Musteranstalt“ in Hohenheim. Als älteste landwirtschaftliche Hochschule der Welt wirkte sie in Forschung und Lehre bahnbrechend. 1847 wurde sie „Akademie“ und 1967 „Universität“.



Die Gartenbauschule der Landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim um 1900. Eduard Lucas war hier Vorstand von 1843 bis 1859.

Obstzucht in dem hochkultivierten Schwabenland einnahm, beschloss sie dann, mit dieser Akademie im Jahr 1843 eine Gartenbauschule zu verbinden, theils zur besondern Ausbildung von eigentlichen Gärtnern, theils um den studirenden Landwirthen Gelegenheit zu geben, auch im Gartenbau sich die für sie nötigen Kenntnisse zu erwerben. Obst- und Gemüsebau sollten dabei die Hauptrolle spielen.“³⁰

Zu den neuen Aufgaben gehörten Vorlesungen in Obst- und Gemüsebau, Landschaftsgärtnerei, Demonstrationen in Pomologie und Obstkultur sowie Kurse für Baumwärter. Lucas erinnert sich: „War ich früher ein eifriger Pflanzenzüchter und Vermehrer gewesen, so wurde ich nun ein nicht minder eifriger *Obstbaumzüchter* und gab mir namentlich Mühe, mich in die Pomologie hinein zu arbeiten. Zu dem Zweck studirte ich nun zunächst nach Goethes Wahrspruch: ‚Die Geschichte einer Wissenschaft ist die Wissenschaft selbst‘, die 22 Bände von *Sicklerters* deutschem Obstgärtner eifrig durch und machte mir zahlreiche Notizen; dann aber verschaffte ich mir nach und nach alle Schriften über Pomologie und Obstcultur aus der Institutsbibliothek. – Freilich eine

³⁰ Wilhelm Seelig: Dr. Eduard Lucas [Nachruf], in: *Pomologische Monatshefte*, Heft 9, 1882, S. 257–273, hier: S. 259.

sehr mäßige Zahl.“³¹ Als besonders hilfreich zur Vorbereitung erwies sich Dittrichs „Vollständiges Handbuch der Obstkunde“³².

Die guten Erfahrungen, die sich aus dessen Anwendung ergaben, regten Lucas an, ein kleines Buch herauszugeben. Es hatte den Titel „Die Lehre von der Obstbaumzucht auf einfache Gesetze zurückgeführt“. Diese Schrift erregte durch die Empfehlung einer bislang unüblichen Baumschnitttechnik überall Aufsehen³³ und erschien in insgesamt sieben Auflagen. Es wurde in polnischer, russischer und ungarischer Sprache herausgegeben.

Bereits acht Tage nach seiner Ankunft in Hohenheim wurde Lucas anlässlich eines Besuchs König Wilhelm I. von Württemberg vorgestellt. Lucas erinnert sich, daß „Seine Majestät“ ihn aufforderte: „Ziehen Sie uns tüchtige Erfurter Gärtner.“³⁴ Der König besuchte die neue Gartenbauschule noch öfter, wobei Lucas ihn fast regelmäßig durch den Gemüsegarten und die Baumschule führen durfte. Überhaupt erfreute sich Lucas der königlichen Gunst. Für sein erfolgreiches Wirken von Hohenheim aus wurde ihm 1853 der Titel eines „Königlichen Garteninspektors“ verliehen, 1858 erhielt er die „goldene Civilverdienstmedaille“.

1848 veröffentlichte Lucas eine Schrift, die vielfache Verbreitung fand: „Der Obstbau auf dem Lande als belehrende Instruction für Gemeindebaumwärter“. Sie war vor allem für die jungen Leute bestimmt, die zu ihm nach Hohenheim kamen, um sich als Baumwärter ausbilden zu lassen. Mit dieser Schrift ging Lucas den späteren Bestimmungen der Königlichen Centralstelle für Landwirtschaft voran.



Garteninspektor Eduard Lucas in Hohenheim. Die Lithographie entstand 1858, vermutlich im Zusammenhang mit der Verleihung der Goldene Civilverdienstmedaille des Königreiches Württemberg.

³¹ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 38.

³² J. G. Dittrich: Vollständiges Handbuch der Obstkunde, nebst Anleitung zur Obstbaumzucht und zweckmäßiger Benutzung des Obstes, Jena 1837.

³³ Lucas empfahl die Erziehung kräftiger Bäume durch den Rückschnitt des Stammes und die Hervorrufung reichlicher Seiten- oder Verstärkungszweige.

³⁴ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 39.

Die neue Gartenbauschule erlangte unter Lucas schnell ein hohes Ansehen und zog Schüler aus allen Teilen Deutschlands an. Reisen zu Obstbauversammlungen und eine rege literarische Tätigkeit – Lucas veröffentlicht während seiner Hohenheimer Zeit 13 Bücher – brachten ihn mit fast allen bedeutenden Pomologen Deutschlands in Beziehung, so auch mit einem der berühmtesten, dem Superintendenten Johann Georg Conrad Oberdieck aus Jeinsen bei Hannover. Dessen Schrift „Die Probe- oder Sortenbäume als bestes und leichtestes Mittel, sich in kurzer Zeit umfassende pomologische Kenntnisse zu verschaffen“ und sein Hauptwerk „Anleitung zur Kenntnis und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland“ veranlaßten Lucas, zu Oberdieck schriftlichen Kontakt aufzunehmen. Daraus ergab sich eine rege Korrespondenz und eine 25 Jahre andauernde Zusammenarbeit. Beide, Oberdieck und Lucas, stimmten darin überein, daß eine umfassende Sortenkenntnis für den Fortschritt im Obstbau unumgänglich sei. 1855 entschlossen sie sich, zusammen eine „Monatsschrift für Pomologie und praktischen Obstbau“ herauszugeben. Sie erhielt später die Bezeichnung „Pomologische Monatshefte“. Höhepunkt der Zusammenarbeit war die Herausgabe des „Illustrierten Handbuchs der Obstkunde“³⁵, des bedeutendsten Werks seiner Art im 19. Jahrhundert.

Zur großen Landesobstausstellung im Kursaal von Bad Cannstatt im Herbst 1853 veröffentlichte Lucas die erste „Landespomona“, die über ein Obstland in Deutschland herausgegeben wurde: „Die Kernobstsorten Württembergs“. Sie enthält in systematischer Anordnung alle wichtigen in Württemberg vorkommenden Apfel- und Birnensorten mit ihren Synonymen und jeweils einer kurzen Beschreibung.

Im Jahr 1857, als in Cannstatt, wieder im Kursaal, eine „Allgemeine Württembergische Obst- und Traubenausstellung“ durchgeführt wurde, fanden zur gleichen Zeit in Stuttgart die sogenannten Kaisertage statt. Man erwartete den Besuch Kaiser Napoleons III. und stattete die Ausstellung mit besonderem Luxus aus. Die Ausstellung wurde vom württembergischen König eröffnet, und dieser erteilte Lucas den Auftrag, Kaiser Napoleon durch die Ausstellung zu führen. Die Ausstellung selbst schildert Lucas als besonders wichtig, da er auf ihr erstmals die Kernobstsorten, nach seinem eigenen System geordnet, präsentieren konnte. Er erinnert sich an etwa „10 000 Teller“ und die damit verbundene nicht geringe Arbeit.

Begegnung mit Johann Georg Conrad Oberdieck in Gotha 1857

Nach einer fünfjährigen Korrespondenz kam es 1857 in Gotha – Anlaß war die zweite „Allgemeine Versammlung deutscher Obst-, Wein- und Gemüse-

³⁵ Eduard Lucas, Johann Georg Conrad Oberdieck, Franz Jahn: Illustriertes Handbuch der Obstkunde, 8 Bände, Ravensburg, Stuttgart 1860–1877.

züchter“ – zur ersten persönlichen Begegnung zwischen Lucas und Oberdieck, die Lucas wie folgt schildert: „Als ich in Gotha ankam, war meine erste Frage ‚ist Oberdieck schon da?‘; sie wurde mir bejaht und mir derselbe aus der Ferne gezeigt. Er stand vor dem Theater, in dessen Foyer die grosse und schöne Obstausstellung stattfand. Ich sprang die 9–10 Stufen rasch hinauf und stand vor Oberdieck, ihm die Hand bietend und meine grosse Freude ausdrückend, daß ich ihn nun endlich persönlich kennen lerne; mein Name sei Lucas. Oberdieck trat einen Schritt zurück und sagte erstaunt: Sie sind Lucas? nun wie man sich doch irren kann! Ich dachte mir Sie als einen viel ältern Herrn mit finsterner strenger Miene und nun kommt da so ein junges freundliches Herrchen mir entgegen und sagt: ‚Ich bin Lucas‘. Oberdieck hat öfters diese Enttäuschung erzählt und fügte dann zu, ich machte mir aus den ernsten und bestimmten Briefen und den sichern Urtheilen von Lucas ein total anderes Bild von demselben!“³⁶

Am Schluß der Pomologenversammlung in Gotha wurde dann auch der Beschluß gefaßt, ein Pomologisches Handbuch herauszugeben, dessen Redaktion Oberdieck, Jahn und Lucas übertragen wurde. Es erschien von da ab allmählich in einzelnen Lieferungen und war erst 1878 abgeschlossen, unter dem schon erwähnten Titel „Illustriertes Handbuch der Obstsortenkunde“.

„Aufruf an die deutschen Gärtner“ 1849

1849, unter dem Eindruck der Märzrevolution und ihrer Folgen für den Berufsstand der Gärtner, erließ Eduard Lucas einen Aufruf „An die deutschen Gärtner“, in dem er eine Anhebung des Ausbildungsniveaus zur Verbesserung der wirtschaftlichen Situation des Gärtnerstandes fordert. In seiner Autobiographie sind einige wesentliche Auszüge dieses Aufrufes festgehalten:

„Das Jahr 1848 mit seinen erschütternden Ereignissen ist vorüber, die Folgen liegen noch vor uns! – Wenn ein Geschäft, ein Stand tief durch die Stürme der Zeit berührt wurde, so ist es der unsrige, so ist es unser Beruf!

Die materielle Richtung, die durch den Verlust mehr oder weniger bedeutender Vermögensquellen bedingte Einschränkung des Haushaltes vieler Herrschaften, hat Hunderte von wackern fleissigen Gärtnern theils ganz um ihre Stellen gebracht, theils ihnen durch Herabsetzung ihres Gehaltes sehr wehe getan. Wie viele von diesen sind nun genöthigt, mit ihren Ersparnissen eine kleine Handelsgärtnerei zu beginnen; Fleiss und Ausdauer wird ihnen in dieser Lage auch bald helfen, namentlich wenn *Geschicklichkeit und Kenntnisse sie auf die rechte Weise, ihr Geschäft zu leiten, hinweisen*. [...]

³⁶ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 55 f.

Ich wirke als Gärtner und Lehrer an der land- und forstwirthschaftlichen Academie Hohenheim. Glauben sie mir, verehrte Freunde, oft quälte mich der Gedanke: Warum scheinen nur die, unserem Fach so nahe verwandten Landwirthe und Forstleute, es bis jetzt deutlich gefühlt zu haben, dass es nöthig sei, sich durch eine wissenschaftliche Ausbildung in einer höhern Lehr-Anstalt für ihren Beruf tüchtig zu machen? Warum besteht noch kein ähnliches Institut für den Gartenbau, während für Landwirthe so viele schon theils bestehen, theils im Entstehen begriffen sind? Warum haben unsere jungen Gärtner, nachdem sie sich in einer dem Praktischen gewidmeten Lehrzeit vorbereitet, nicht dieselbe Gelegenheit, in einer für die Zwecke und die Anforderungen der Gartenwissenschaften eingerichteten höhern Lehr-Anstalt, sich eine tüchtige und gründliche wissenschaftliche Bildung zu erwerben?

[...] Vom Bauer unterscheidet sich der rationelle Landwirth durch seine wissenschaftliche Bildung, durch seine höhere Intelligenz; wir müssen uns von dem gewöhnlichen Gärtner (Feldgärtner) in gleicher Weise auszeichnen. Ausserdem muss der gebildete Gärtner einen ästhetischen Geschmack sich aneignen können. [...]

Es ist bitter zu beklagen, daß uns eine höhere Lehr-Anstalt für Gartenbau fehlt. [...] Wir Gärtner selbst müssen diese wichtige Angelegenheit in die Hand nehmen!“³⁷

Tatsächlich kam es in Erfurt zur Einrichtung einer Fachschule für Gärtner, die allerdings nur kurze Zeit existierte, so daß es Lucas vorbehalten blieb, die Konsequenz seines Aufrufes mit der Gründung einer eigenen Lehranstalt selbst zu ziehen. Seine Beweggründe schilderte Lucas, rückblickend, in einer Rede zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Pomologischen Instituts in Reutlingen am 7. März 1880:

„Der Gedanke, eine Höhere Lehranstalt für Pomologie und Gartenkultur, nebst deren Grund- und Hilfswissenschaften in das Leben zu rufen, wurde schon von mir im Jahr 1850 durch einen Aufsatz in der Thüringer Gartenzeitung ‚Über die Nothwendigkeit höherer gärtnerischer Lehranstalten‘ angeregt und später, 1857, in einer kleinen Schrift ‚Beiträge zur Hebung der Obstcultur‘ ein ausführlicher Plan eines Pomologischen Instituts veröffentlicht. Superintendent Oberdieck in Jeinsen, welcher mit mir diese Schrift herausgab, und ich sendeten das Büchlein an die meisten der damaligen Deutschen Regierungen, erhielten auch von da und dort freundliche Antworten, welche die Wichtigkeit eigener Anstalten für die Obstcultur anerkannten; aber dabei blieb es. Die bis dahin alleinige größere Lehranstalt für Gartenbau in Neu-Schöneberg bei Berlin verfolgte damals vorzugsweise nur Landschaftsgärtnerei und Planzeichnen, worin sie allerdings Be-

³⁷ Ebd., S. 43 ff.

deutendes leistete. Die 1843 in Hohenheim gegründete Gartenbauschule war auf sechs Schüler beschränkt und nur für Württemberger zugänglich. Da reifte der Plan in mir, eine Lehranstalt für Pomologie und Obstcultur in erster Linie, aber auch dann für den gesamten Gartenbau und namentlich für den ökonomischen Teil desselben in Verbindung mit der, die Grundlage jeder Pflanzencultur bildenden Naturwissenschaft *selbst* ins Leben zu rufen.“³⁸

Zu dem Entschluß von Eduard Lucas, ein Pomologisches Institut zu gründen, heißt es am 30. Oktober 1859 in dem Bericht über die 383. Versammlung des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in den Königlich-Preussischen Staaten: „Es ist eine solche Anstalt gewiß ein Bedürfniss. Gelegenheit zur Ausbildung in der höheren Gärtnerei giebt es genug und *werden für die Anzahl Stellen, welche hierfür vorhanden, viel zu viel Gärtner herangezogen*. Ein Theil derselben geht deshalb leider, weil Gemüsezuucht und Obstbau ihnen fremde Sachen sind oder sie selbst für diese keine Lust haben, zu Grunde. Dagegen ist Mangel an Gärtner für das Land vorhanden, weshalb ein so tüchtiger Obstbauzüchter und Pomolog, als Herr Inspector Lucas ist, sich ein besonderes Verdienst durch die Errichtung eines pomologischen Instituts erwirbt, was nur junge Leute für die Nutz- und ländliche Gärtnerei heranzieht. Mit dem pomologischen Institute ist nämlich zugleich auch eine Gärtnerlehranstalt verbunden, wo die ökonomische oder Nutzgärtnerei, die Landschaftsgärtnerei und die Grund- und Hülfswissenschaften für beide gelehrt werden. Blumistik und botanische Gärtnerei sind ausgeschlossen. Außer dem Herrn Inspector Lukas selbst geben noch 5 Lehrer Unterricht.“³⁹

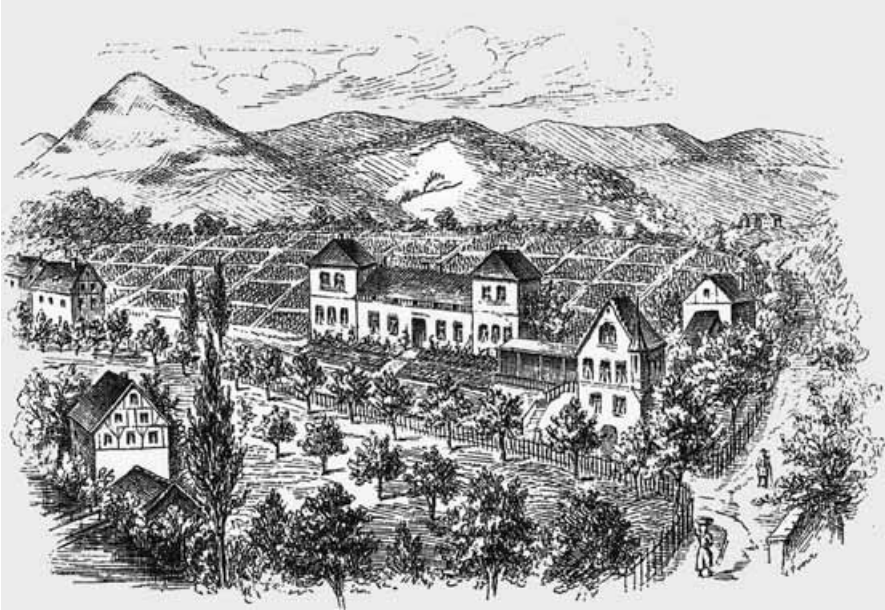
Abschied von Hohenheim – Gründung des Pomologischen Instituts in Reutlingen 1860

Anfang 1860 schied Lucas aus dem Staatsdienst aus: „Nicht leichfertig, sondern wohlüberlegt. [...] Nicht mit Glücksgütern gesegnet, mußte ich daran denken, die Mittel für ein solches Unternehmen zu beschaffen.“⁴⁰ Hoffnungen auf eine staatliche Unterstützung, etwa durch Überlassung einer Staatsdomäne zu günstigen Pachtbedingungen, erfüllten sich nicht, entsprechende Anfragen blieben ohne Erfolg. Das erforderliche Kapital erhielt Lucas schließlich von seinem Verleger, dem Stuttgarter Buchhändler Albert Ebner,

³⁸ Bericht über „Die Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Pomologischen Instituts in Reutlingen am 7. März 1880“, mit wörtlich abgedruckter Festrede von E. Lucas, in: Pomologische Monatshefte, Heft 5, 1880, S. 137–157, hier: S. 144.

³⁹ Robert Zander: Geschichte des Gärtnertums, Stuttgart 1952, S. 63–66.

⁴⁰ E. Lucas, Festrede 1880 (wie Anm. 38), S. 138.



Das Pomologische Institut nach seiner Gründung im Jahr 1860.

„dessen reges Interesse für die Landwirtschaft, sowie sein Vertrauen zu mir, die Ausführung meines großen Vorhabens möglich machte“. ⁴¹

Das Vertrauen, das Ebner in Lucas setzte, gründete darin, daß dieser sich in seiner Hohenheimer Zeit einen bedeutenden Ruf als „unerschrockener Vorkämpfer und Bahnbrecher seines Standes“ erworben hatte, wie es Walter Dänhardt in der „Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Pomologischen Instituts“ 1910 rückblickend zum Ausdruck brachte: „[...] zahlreiche Fachvereine und wissenschaftliche Gesellschaften, darunter viele ausländische, ernannten ihn zum Ehren- bzw. Korrespondierenden Mitglieder. Jede größere Versammlung von Fachleuten, jede Obst- und Gartenausstellung legte großen Wert auf sein persönliches Erscheinen. Der Name Lucas, der durch die zahlreichen fachwissenschaftlichen Schriften seines Trägers selbst in die fernsten fremdsprachigen Lande hinausgetragen war, hatte schon damals einen guten Klang und volles Gewicht.“ ⁴²

⁴¹ E. Lucas: Vorwort, in: Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde, Stuttgart 1860, S. VI.

⁴² Walter Dänhardt: Zum 50jährigen Bestehen des Pomologischen Instituts Reutlingen, 1860–1910, in: Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Pomologischen Instituts in Reutlingen, Reutlingen 1910, S. 1–30, hier: S. 5. Walter Dänhardt war Naturwissenschafts- und Gartenbaulehrer sowie Obergärtner am Pomologischen Institut, das er 1908 verließ, um in die Redaktion von „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“ in Erfurt einzutreten.

In den „Pomologischen Monatsheften“ 1859 (S. 224) veröffentlichte Lucas erstmals die Nachricht von der Gründung eines Pomologischen Instituts in Reutlingen. Der Grund für die Wahl Reutlingens als Ort der künftigen Lehranstalt lag darin, daß Lucas im Mai 1858 als sogenannter Wanderlehrer der Stuttgarter Centralstelle vom Reutlinger Landwirtschaftlichen Vereinsauschuß zu einem obstbaulichen Vortrag nach Reutlingen eingeladen worden war. Die Einladung erfolgte unter Vermittlung des Reutlinger Weingärtners Conrad Weckler (1830–1907). Dieser hatte 1855 an einem Obstbaukurs in Hohenheim teilgenommen und dabei Lucas kennengelernt, woraus sich eine freundschaftliche Beziehung entwickelte.

In seinen Lebenserinnerungen schreibt Conrad Weckler: „Der Aufenthalt in Hohenheim war von weiter tragenden Folgen. Durch meine Bekanntschaft mit Garteninspektor Lucas wurde er auch mit Reutlingen bekannt [...]. Es war im Mai 1858, als Lucas auf einer Fußtour nach Reutlingen kam. Ich wurde beauftragt, ihm zwischen Reutlingen und Metzingen entgegen zu gehen, um die damals in ihrer schönsten Entwicklung stehende städtische, 600 Apfelhochstämme umfassende Obstanlage im Hundsschlee, demselben vorzuzeigen. Lucas war überrascht von dem herrlichen Stand dieser Anlage [...]. Nachmittags wurde auf der Alteburg vor einer sehr großen Versammlung, die von Angehörigen der Stadt sowohl, als auch von den Bezirksorten sehr besucht war, ein umfassender obstbaulicher Vortrag von Lucas gehalten, der allgemeine Anerkennung fand. Hierbei kam vom Vortragenden zum Ausdruck, daß die hiesige Gegend ganz besonders von der Natur für Obstbau bevorzugt sei. Es war mir vergönnt, in kurzer Zeit noch öfter mit Lucas in Berührung zu kommen, wobei er mich mit seinem Plan, in Reutlingen ein pomologisches Institut, verbunden mit einer Gärtnerlehranstalt zu begründen, bekannt machte. Ich freute mich über den Plan umso mehr, als diese Anstalt die einzige und erste derartige in Deutschland war.“⁴³

Lucas wiederum hebt in seinen Erinnerungen den freundschaftlichen Zuspruch seines ehemaligen Schülers Weckler hervor, erwähnt aber auch den Reutlinger Apotheker und Stadtrat Philipp Fehleisen, den er schon längere Zeit als „eifrigen Pomologen“ gekannt hatte.⁴⁴ An ihn wandte sich Lucas brieflich mit der Bitte, sein Anliegen dem damaligen Reutlinger Bürgermeister Grathwohl vorzutragen und ihm bei der Beschaffung eines geeigneten Standortes behilflich zu sein.

⁴³ StadtA Rt., S 2 Nr. 96, Conrad Weckler (1830–1907): Erinnerungen aus meinem Leben, S. 51–58.

⁴⁴ Philipp Fehleisen (1801–1866) war Apotheker in Reutlingen und zusammen mit J. G. C. Oberdieck Redakteur im Organ des Deutschen Pomologenvereins „Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau“. Ein ungenannter Autor veröffentlichte eine „biographische Skizze, mit Porträt“ Philipp Fehleisens in: Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau, Heft 5, 1867, S. 129–134.

Über die Wahl und den Kauf des Grundstücks für die künftige Lehranstalt hielt Conrad Weckler fest: „Die hierzu nötige Grunderwerbung erfolgte schon im nächsten Frühjahr, indem eine der Kirchenpflege gehörige Ackerfläche von circa 12 Morgen auf dem sogenannten ‚Hagöschle‘ zu diesem Zweck aufgekauft wurde. Ebenso die dabei liegenden Gebäulichkeiten mit Keller-, Brauerei- und Wirtschaftsbetrieb, nebst Garten und weiterer Ackerfläche. Schon im Sommer 1859 wurde mit dem Bau des Hauptgebäudes begonnen. Ebenso wurde im Herbst desselben Jahres der Anfang mit nötigen Erdarbeiten gemacht, wobei ich die Ehre hatte, hierzu mit dem ersten Spatenstich zu beginnen, was ich heute noch hoch anschlage.“⁴⁵

Und Lucas wiederum erinnert sich: „Bei einem Besuch im Frühjahr 1859, an welchem Herr Direktor v. Walz von Hohenheim auch teilnahm, wurde nach Besichtigung anderer Stellen, das stiftische Gut Hagöschle nebst der angrenzenden damals verkäuflichen Brauerei von Kalbfell, der schönen und guten freien Lage und auch dem Boden nach, für ganz geeignet befunden, daselbst das Institut zu gründen. Die Verhandlungen wegen käuflicher Abtretung dieses circa 11 württembergische Morgen umfassenden Gutes führten auch bald zu einem günstigen Resultat und so konnte schon im Sommer 1859 mit dem Bau eines größeren Institutsgebäudes und dem Umbau der damaligen Brauerei begonnen werden. Am 14. Oktober 1859 wurde das stattliche, unter der vortrefflichen Leitung und nach dem Plan des Herrn Baurat Rupp errichtete Hauptgebäude aufgerichtet und der übliche Zimmerspruch gehalten.“⁴⁶ Den „Zimmerspruch bei Aufrichtung des pomologischen Instituts in Reutlingen am 15. Oktober 1860“ verfaßte der Chronist Carl Bames.⁴⁷

Reutlingen (1860–1882)

Am 1. Februar 1860 verließ Lucas Hohenheim, wo er „17 Jahre lang eifrig und auch nicht ohne Erfolg für den Obstbau und die Gartencultur Württembergs gewirkt hatte“. In seiner Autobiographie bewertete er die nun beginnende Zeit in Reutlingen als „die wichtigste in meinem Leben“, denn in „allen früheren Stellungen war mein Wirken und Schaffen kein unabhängiges, freies; manches unterblieb, weil mir die dazu erforderliche Genehmigung der vorgesetzten Stelle fehlte, manches hätte ich – wenn ich unbeschränkt hätte walten können – wohl anders gemacht. Jetzt hörte dies Alles auf; ich konnte, ohne weiter zu fragen, was ich für zweckmässig und gut erachtete, ausführen und so gelang

⁴⁵ Conrad Weckler, *Erinnerungen* (wie Anm. 43), S. 55.

⁴⁶ E. Lucas, *Festrede 1880* (wie Anm. 38), S. 139.

⁴⁷ Carl Bames, *Chronica von Reutlingen in Freud und Leid im Festtags- und im Werktagskleid* (1803–1874), Reutlingen 1875, S. 130–132.

es mir dann auch in kurzer Zeit, einen vortrefflichen Obstmuttergarten,⁴⁸ reich an Sorten jeder Obstgattung, und sehr schöne und ausgedehnte Baumschulen hier ins Leben zu rufen.“⁴⁹

Die Institutsgebäude 1860 und der Beginn des Unterrichts

Die Institutsgebäude umfaßten im Frühjahr 1860 das Hauptgebäude mit Hörsaal, Sammlungsaal, Bibliothek, vier Schlafsälen mit je 6–10 Betten, vier größeren und kleineren Zimmern für Gehilfen und Schüler. Ferner enthielt es das Büro, die Wohnung des Oberlehrers und ein im gotischen Stil eingerichtetes Zimmer für den Kapitalgeber und Freund Ebner. Ein weiteres Gebäude war das sogenannte Vorderhaus, hervorgegangen aus der umgebauten Kalbfellschen Brauerei, mit der Wohnung des Direktors. Hinzu kamen eine Packscheuer sowie ein Pferde- und Kuhstall. Ein Gebäude mit Institutsküche, Speisesaal und acht Einzelzimmern für Schüler wurde erst 1862 gebaut.

Mitte Mai 1860 war der Innenausbau des Hauptgebäudes beendet. Der Beginn des Frühjahrskurses war auf den 15. März ausgeschrieben, jedoch trafen die ersten Schüler schon am 6. und 7. März in Reutlingen ein. Der Unterricht begann schließlich in einem provisorisch dafür fertiggestellten größeren Zimmer mit zehn Zöglingen. Diese Zahl vergrößerte sich im Verlauf des Frühjahrskurses auf 17, im anschließenden Sommerkurs auf 27. Die Hälfte der Schüler waren Nichtwürttemberger und kamen aus dem „Ausland“ Hannover, Hessen, Baden sowie aus der Schweiz, aus Österreich und Finnland. Unter ihnen waren Landwirte und Gärtner, die hier Gartenbau studieren oder sich zu Baumwärtern ausbilden lassen wollten, aber auch junge Leute, die eine Vorschule zur Landwirtschaft anstrebten.

Zur Eröffnung erhielt das neue Institut „von vielen Seiten wertvolle Geschenke“, darunter auch „Edelreise von Obstsorten für das neu zu errichtende Obstsortiment, Sämereien, Mineralien, Bücher für die Bibliothek“.⁵⁰ Schon am 25. Mai 1860, so berichtet Eduard Lucas in seiner Festrede zum 20jährigen Bestehen des Instituts, wurde die junge Anstalt „durch den Besuch Seiner Majestät des hochseligen Königs Wilhelm hoch geehrt, welcher in Begleitung des

⁴⁸ „Obstmuttergarten“ wird von Eduard Lucas wie folgt definiert: „Platz, auf welchem in bestimmter Ordnung eine größere Zahl von Obstsorten je in einem Bäumchen oder auch in mehreren auf verschiedenartige Unterlagen veredelten Exemplare derselben Sorte gewöhnlich in kleinen Entfernungen neben einander, sowohl zum Zweck pomologischer Forschungen, als zur Gewinnung von Edelreisern angepflanzt sind.“ (aus: Eduard Lucas: Lehre vom Obstbau auf einfache Gesetze zurückgeführt, Stuttgart 1869, § 12.) „Obstbaumschule heißt der Raum, in welchem junge Obstbäume erzogen und bis zu dem Zustand herangebildet werden, in welchem sie zum Auspflanzen auf ihrem festen Bestimmungsort geeignet sind.“ (ebd., § 6.)

⁴⁹ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 63.

⁵⁰ E. Lucas, Festrede 1880 (wie Anm. 38), S. 142.



Blick von Ost nach West auf das Institutsgebäude. Im Jahr 1862 hat es nur ein Obergeschoß, erst 1869 erhält es ein zusätzliches Stockwerk.

Herrn Grafen von Taubenheim, sowie des Herrn Finanzminister von Knapp gekommen war. Se. Majestät besichtigte mit dem Auge des erfahrenen Kenners die getroffenen Einrichtungen und geruhte sich anerkennend über dieselben auszusprechen, ja bot höchstgnädig Pflanzen und Reiser aus den Königlichen Gärten an.“⁵¹

Im ersten Semester unterrichteten vier Lehrer am Institut: Eduard Lucas alle Gartenfächer und Botanik, Oberlehrer Johannes Fritzgärtner Obstbau und Geometrie, Professor Kies Physik und Chemie sowie Obergärtner H. Goethe (später Direktor der Wein- und Obstbauschule in Marburg an der Drau), der die Repetitionen leitete. Zum Ende eines jeden Studienjahres erschien eine kleine Schrift „Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde“, die 13 Jahre lang über die Jahresereignisse und den Fortgang des Instituts berichtete. Im zweiten Semester 1860 holte Lucas Conrad Weckler, den Weingärtner und ehemaligen Schüler in Hohenheim, als Lehrer für Weinbau in sein Kollegium.

Im Herbst 1860 wurde bei dem damaligen Pomologenkongreß in Berlin auf Anregung von Eduard Lucas der Deutsche Pomologenverein gegründet.

⁵¹ Ebd.

Nach dessen Statuten konnten die Mitglieder in der Folge Obstsorten zum Bestimmen an den Verein schicken. Zum Zentralpunkt des Vereins wurde das Pomologische Institut in Reutlingen gewählt. Diese Obstsendungen – 60 bis 80 jeden Winter – waren anfänglich für das Institut insofern wertvoll, als sie in der Zeit, in der die Muttergärten noch jung waren, die notwendigen Früchte zum Bestimmen für den Unterricht lieferten.

1862/63 betrug die Zahl der Teilnehmer am Winterkurs 22. Die Zöglinge kamen „bereits aus weiter Ferne“: Schweden, Rußland, Amerika. Von 1863 an begann der Verkauf von selbstgezogenen Obstbäumen, Beerensträuchern und Reben. Die wirtschaftliche Entwicklung des Instituts nahm einen günstigen Verlauf.

1863 trennt sich Lucas von seinem Kapitalgeber Ebner. Dazu äußert er sich in der bereits mehrfach zitierten Festrede zur Feier des 20jährigen Bestehens des Pomologischen Instituts am 7. März 1880: „Am 25. Juli 1863 ging das Institut mit allen Rechten und Pflichten auf mich über, da mein seitheriger Mittheilhaber zurücktrat und mir das Ganze käuflich überliess. Bei der Auseinandersetzung leisteten dem Institut Herr Stadtschultheiss Grathwohl und Herr Kaufmann C. Arnold die wesentlichsten Dienste und verdienten den wärmsten Dank für ihre Bemühungen für den guten Fortbestand der Anstalt.“⁵² Deutlicher drückt sich Hermann Jäger, Hofgarteninspektor in Eisenach und mit Lucas seit der Münchener Zeit befreundet,⁵³ in der „Deutschen Gärtnerzeitung“ aus: „Dass der Partner, Herr Ebner, Lucas im Stich ließ und sein Geld aus der Anstalt zog, war für Lucas hart, und wäre dem Bestehen der neuen Anstalt beinahe gefährlich geworden; aber es fanden sich andere Freunde, welche die Hand boten und sogar die Erweiterung der Anstalt möglich machten.“⁵⁴

1864 erwarb das Pomologische Institut einen etwa 7 Morgen großen Baumgarten mit 310 Apfelbäumen, das sogenannte Hundsschlee-Baumgut aus städtischem Besitz. Es handelte sich um jenes Grundstück, auf welchem sich Lucas und Weckler im Mai 1858, anlässlich des von Lucas zu haltenden Vortrags, getroffen hatten.⁵⁵

Am 19. Juli 1865 feierte Eduard Lucas mit allen Institutsangehörigen und Freunden seinen 50. Geburtstag. Während des gemeinschaftlichen Festmahles überreichte Apotheker Dr. Fehleisen Lucas die einige Tage zuvor eingegangene Urkunde der Universität Tübingen, mit der ihm die Naturwissen-

⁵² Ebd., S. 145.

⁵³ Eduard Lucas: Hermann Jäger. Grossherzoglicher Hofgärtner in Eisenach, in: *Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau*, Heft 5, 1870, S. 128–134.

⁵⁴ H. Jäger, Dr. Eduard Lucas (wie Anm. 15), Nr. 11, V. Jg., S. 128.

⁵⁵ Das Grundstück befand sich im Gewand Hundsschlee nordöstlich der Stadtmitte an der Markungsgrenze von Sondelfingen zwischen der Staatsstraße nach Metzingen und der Eisenbahnlinie Reutlingen–Stuttgart.



Einladungskarte zum Fest-Ball des Pomologenkongresses am 26. September 1867 im Gasthof Ochsen am Markt. Das „Frl. Schwester“ des „Herrn Joh. Eisenlohr“ ist Rosa Eisenlohr, die künftige Ehefrau von Friedrich Lucas.

schaftliche Fakultät den Titel „Doctor honoris causa“ verlieh. Die Zöglinge schenkten ihm einen silbernen Pokal.

Fünfte allgemeine deutsche Pomologenversammlung in Reutlingen im September 1867

Ein besonderes Ereignis mit nachhaltiger Wirkung war die 5. Versammlung deutscher Pomologen und Obstzüchter in Reutlingen in der Zeit vom 24. bis 28. September 1867. Nie zuvor waren so viele Pomologen zusammengekommen, insgesamt waren es 336. Lucas erinnert sich: „Die damit verbundene großartige Obst- und Traubenausstellung, die vielen Vorbereitungen dazu, die Aufstellung selbst, sowie Nacharbeiten mit Bestimmen der Obstsorten, hatte für das Institut eine hohe Bedeutung, und die damaligen Zöglinge sahen sich in ihrer Obstkenntnis wesentlich gefördert. Auch fand am 26. September eine öffentliche Prüfung der Zöglinge statt, welcher über 100 Pomologen aus allen Gegenden Deutschlands mit Interesse anwohnten.“⁵⁶

⁵⁶ E. Lucas, Festrede 1880 (wie Anm. 38), S. 147.

Der Ausstellungssaal befand sich in der Reutlinger Fruchthalle am Marktplatz. Die Öffentlichkeit nahm regen Anteil an diesem Ereignis, zumal am 25. September die Königin-Mutter mit Tochter und Sohn die Ausstellung besuchte. Der Chronist Carl Bames verfaßte zur Erinnerung an die Pomologenversammlung wiederum ein Gedicht.⁵⁷ Unter den Gästen befand sich auch Superintendent J. G. C. Oberdieck, der nach seiner Rückkehr aus Reutlingen einen Bericht für die „Illustrierten Monatshefte für Obst- und Weinbau“ schrieb.⁵⁸ Sein Bericht dokumentiert nicht allein den Ablauf der Reutlinger Versammlung, sondern steht exemplarisch für ähnliche Versammlungen der damaligen Zeit. Im Folgenden sind Auszüge wiedergegeben:

„Die Versammlung war eine der interessantesten unter ihren Vorgängerinnen; die gepflogenen Debatten waren sehr belebt und spannten das Interesse, und war die Versammlung auch noch zahlreicher besucht als die früheren, da 336 Pomologen und Obstfreunde als Theilnehmer sich haben inscribiren lassen. Selbst manche Frauen hatten sich nicht gescheut, die Männer auf einer weiten Reise zu begleiten, und waren nicht bloss bei der Eröffnungsfeierlichkeit, sondern selbst bei manchen Debatten mit gegenwärtig, was gewiss von steigendem allgemeinen Interesse für Pomologie und Obstbau zeugt.

Betrübend war es dabei für mich wohl, so manchen lieben alten Bekannten, den ich noch in Gotha und Berlin traf, nicht wieder unter den Versammelten zu finden: namentlich fehlte mir der für die Pomologie zu früh verstorbene Jahn.⁵⁹ [...]

Nachdem ich Sonntag den 22. abends in Reutlingen angekommen war, war mein erster Gang am Montag Morgen in die vor wenigen Jahren erst gegründeten Pflanzungen des Pomologischen Instituts zu Reutlingen; (auch die Pflanzungen in Mähringen zu besuchen, verhinderte leider das mehrere Tage hindurch andauernde nasse Wetter). Die Baumschulen zeigten kräftigen Trieb; die schön gezogenen zahlreichen Stand-Zwergbäume, sowie die künstlicheren Formen der Pyramiden und Espaliere, die von Sorgfalt in der Bildung zeugten, hatten theils schon herrliche Früchte angesetzt, und namentlich war mir interessant, manche kleine Zweige von Fruchtholz, die Ende 1866, besonders an dem Hause stehenden Spaliere, durch Einschleiben hinter die Rinde angesetzt worden waren, jetzt mit 5, 6, 8 großen und schönen Früchten besetzt zu sehen.

⁵⁷ Carl Bames, *Chronica* (wie Anm. 47), S. 220. Siehe auch Abb. **.

⁵⁸ J. G. C. Oberdieck: Bericht über die in Reutlingen stattgehabte 5te allgemeine deutsche Pomologen-Versammlung, nebst Obstausstellung daselbst, in: *Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau*, Heft 10, 1867, S. 303 ff.

⁵⁹ Sanitätsrat Franz Jahn (1806–1866) verfaßte mit Lucas und Oberdieck zusammen das „*Illustrierte Handbuch für Obstkunde*“.

Es begannen dann die weiteren Arbeiten zum Auspacken und Auslegen der eingesandten Früchte, wozu in dem Ausstellungsgebäude 2 grosse Säle, ein unterer und ein anderer im oberen Geschosse, nebst einem 3. kleineren Saale daselbst, verwandt wurden.

Meine eigens hergesandte Collection wurde zunächst, vereint mit der Collection aus dem Pomologischen Institut, in systematischer Ordnung, in der Mitte des oberen grossen Saales, auf 4 langen Tischen ausgelegt, welche Sammlung ich den Tag über und auch noch am 24. durch aus anderen Collectionen herbeigeholte Früchte möglichst zu vervollständigen suchte, so daß eine reichhaltige, richtig benannte Muster-Collection entstand, und obgleich Lucas übermässig, durch die Anordnung des Ganzen beschäftigt war, gelang es doch noch, durch die Hilfe von ein paar wackeren Zöglingen des Instituts, zu den zusammengesuchten Früchten auch die deutlich geschriebenen Namen zu bringen, was auf den früheren Ausstellungen wegen Mangel an Zeit nicht vollständig genug hatte gelingen wollen.

Nachdem am 24. gegen 9 Uhr Morgens die Obstausstellung vollendet worden war, stellte sich das Ganze angemessen, aber nicht zu reich und überfüllt mit Ornamenten versehen, sehr gefällig dar, bot dem Auge, namentlich auch auf den treppenförmig angelegten Seitentischen im Hauptsale, die in angemessenen Zwischenräumen, (so daß man sich frei dazwischen bewegen konnte) mit eben so eingerichteten Vorsprüngen der Seitentische versehen waren, einen leichten Überblick dar, und machte es möglich, ohne Schwierigkeit zu jeder einzelnen Frucht zu gelangen. Im Hintergrund des Saales waren die Büsten S. Majestät des Königs und der Königin von Württemberg, dann zu den Seiten, auf Schildern, die Namen des hochseligen Königs Wilhelm und des Erzherzogs Johann von Österreich als grosse Beförderer der Obst- und Weincultur, sowie die Namen früherer berühmter und verdienter deutscher Pomologen angebracht. Die Durchsicht ergab mir, dass man im Allgemeinen annehmen darf, dass richtig benanntes Obst, welches Anfangs auf den grossen Ausstellungen sehr wenig vorhanden war, auf den weiteren Ausstellungen im Zunehmen begriffen ist, und nur die Mehrzahl der Collectionen aus Süddeutschland schienen mir noch hauptsächlich das dort bisher gebaute und geschätzte provinzielle Obst zu enthalten, und scheint Dielsches⁶⁰ und überhaupt das pomologisch richtig benannte Obst sich dort noch nicht genügend verbreitet zu haben. Am meisten scheinen gute, neuere Birnen sich schon weiter verbreitet zu haben, und waren, soweit ich bei der Durchsicht annahm, auch weit mehr Birnen richtig benannt als Äpfel.“⁶¹

⁶⁰ August Friedrich Adrian Diel (1756–1833), Arzt und Pomologe, beschrieb erstmals die Kernobstsorten genau und erarbeitete ein eigenes System zur Klassifizierung der Kernobstsorten, weshalb man ihn auch den „pomologischen Linné“ nannte.

⁶¹ J. G. C. Oberdieck, Bericht über die Pomologen-Versammlung (wie Anm. 58), S. 303 ff.

Im weiteren Verlauf seines Berichtes geht Oberdieck auf die verschiedenen „Collectionen“ ein. Er erwähnt unter anderem die Collection von Franz Jahn aus Meiningen, die durch „dessen nachgelassene Gemahlin“ zur Ausstellung gesandt worden war, sowie die Collection von Dr. Liegel aus Braunau. Ihm fällt auf, daß gewisse Sorten, die in Gotha und Berlin häufig vertreten waren, diesmal fehlten, wie etwa der Alantapfel, der Prinzenapfel, der Goldzeugapfel und der Deutsche Goldpepping. Er wird bekannt gemacht mit „werthvollen Mostfrüchten der Esslinger Gegend, namentlich dem Kienlesapfel, durch den vorzüglich der Esslinger Obstmost seinen Ruf erhalten habe.“ Weiter erwähnt Oberdieck Haselnußcollectionen, neue Kirschsornten sowie getrocknete und eingemachte Früchte auf einem „im oberen Saale stehenden Pyramidentisch“. Zahlreiche Traubensorten waren „gefällig und übersichtlich an Stäben reihenweise über einander aufgehängt“. Im Nebensaal waren Gerätschaften für Gartenbau, Baumschnitt und Baumpflege ausgestellt, im unteren Saal zahlreiche Werkzeuge zum Obstschälen, Obstmahlen, zum Pressen und Dörren von Obst. Und in der Mitte des oberen Saales war das „aus Porzellanmasse nachgebildete Obstkabinet des Hr. Commerzienrath H. Arnoldi zu Gotha, das bereits immer umfangreicher wird“. Dort befand sich auch das „Normalsortiment“ der Obstsorten.

Die Ausstellung war begleitet von „Verhandlungen der Pomologen“. Sie begannen am 23. September abends mit der Wahl des Präsidiums, der „Secretaire“ und der Vorsitzenden der einzelnen „Sectionen“. Lucas übernahm dabei das Amt eines „Secretaires“. Das Präsidium übernahm der „Geheime Ober-Regierungsrath Heyder aus Berlin“.

Um 10 Uhr des folgenden Tages begannen die Vorträge und Diskussionen, bei denen auch Oberdieck als ältestes Mitglied des Pomologenvereins das Wort ergriff. Er legte dar, „wie ein merklicher und erhebender Fortschritt in Pomologie und Obstbau uns auf der Versammlung überall entgegenrete, von dem schon die Versammlung selbst, so wie die Obstausstellung zeuge, so wie man das, was seit nun 10 Jahren sich auf dem von uns vertretenen Feld ereignet habe und geschehen sei, als Eintritt einer ganz neuen Aera für Pomologie und Obstbau betrachten könne, wovon die nach einer nach Diels Tode eingetretenen Periode der Apathie und Gleichgültigkeit gegen Pomologie, lebhaft erwachte, immer zahlreichere Theilnahme und Beschäftigung mit Pomologie und Obstbau, die größere und raschere Verbindung auch mit Pomologen des Auslandes, so manche werthvolle und auch bessere Abbildungen lieferbare pomologische Werke des In- und Auslandes, ferner die neuere Zwergbaumzucht, die die Gebildeten anziehe, die in Gründung begriffenen pomologische Gärten, für die man vor 10 Jahren noch keinen Sinn und Verständnis gehabt habe, die fortwährend zahlreich, ja allmählich zu zahlreich gewonnenen, werthvollen neuen Sorten und andere Umstände zeugten.“ Oberdieck sprach die Hoffnung aus, „dass, wenn es augenblicklich auch draussen unfreundlich stürme, die Versammlung uns im Innern doch mehr Licht in der Obstkunde

<p>Als die heuligen Pomologen, Ramen in die Stadt gezogen, Gud es hier ein schönes Fest, Das sich wohl besingen löst.</p> <p>Königliche Hohe Gasse Kamen selbste zu diesem Fest, Hett'n, geschmückt mit Cedernästen, Gewöhnliche, gelehrte Herren.</p> <p>Und aus allen deutschen Gauen Sah man Männer hier, nach Frauen, Ja sogar Herren „voletz vous“ Eintritten der Verformung zu.</p> <p>Woll nicht jeder konnte logren, Wußt' man viele einuvarfieren; Wander gab sein Netz dem Hoch Und suchte auf dem Sopha Kest.</p> <p>Wann mehr will ich Euch erzählen, Was in untrer Fruchtvoll' Seiten Wes da zu sehen war, Wohlgeordnet, wunderbar.</p> <p>Gleich am Eingang hingen Trauben Aus Teufel, Ihr dieß' es glauben, Und aus Kengarn her geordnet, So gibts frute hier zu Land.</p> <p>Trauben, die zmel Mund gewogen, Und noch mehr, 's ist nicht gelogen, Herren wie die Gludee dran Ach, die lachten einen an!</p> <p>Nach die Reutlinger Kustebel, Größter als die Ulmer Rändel, Partugiesien waren da, Wie ich selten vorher sah.</p> <p>Ist es möglich? M's zu glauben? Das sind Reutlinger Trauben? Hört' ich einen fragen laut, Dieße Frag hat mich erbauet.</p>	<p>Noch nicht aber es mich freude, Als ich eben hörte heute, Dah mit Trauben K' f e l l e n Hier den ersten Preis gewinn'.</p> <p>Keinen Aobel sah man prangen Und an einer Stange hangen, Von den Wirtzen hier gemacht, Das war eine wahrer Pracht.</p> <p>D'ran ein litzes Versetel stande, Nicht nur im gelobten Lande, Auch in untrer guten Stadt Es selch' Aobelstrauben hat.</p> <p>Wenn vierhundert Traubenstöde Kolen hier sich dat dem Blide, Wie ein Reifrad war's gemacht, Schön an Drehten angebracht.</p> <p>Wienen, wie die Schoppenlöser Maret ko, sogar noch größer, Apfelstücken ganz famos Wie ein Rinderkopf so groß.</p> <p>Jedermann hats wohl gefasien; Unter den Obststücken allen, Die ich in der Sammlung sah, Was doch kein Zankapfel da.</p> <p>Tafelstüß' in großen Schichten, Zwergbaum' auch mit schönen Früchten, Welt von Parmlade her gefasht, Man in dieser Sammlung fand.</p> <p>Woy von Gotha ein Menndel, Dachte ich: der Teufel soll di Vohwais' halen, seht, wie frech! Denn sein Obst war all' von Blech.</p> <p>Zurefögen und darunter Hovhlet, Ja sogar wellformne Trüchle, Das heißt dret an einem Stiel Sah ich auf den Tafeln viel.</p>	<p>Dasn Drangen und Citronen, Laitter, Kütchen und Melonen Die den Süden einquidelt, Sint man in dem Saal erkild.</p> <p>Und selbste aus dem hohen Norden Kamte edle Apfelstücken, Aus dem Schwedenland heraus, Wo bas Weinstück zu Haus.</p> <p>Die Wilschma und die Wilke Schlitten solge Galtelke Und noch vieles in die Räum' Wieses Saals, auch Hohenheim.</p> <p>Aus der Rheinspizel und aus Banern Kamten Blumen gleich den Eiern, Küsse auch von Jena her, Braunschweig und vor andere mehr.</p> <p>Manch' gab es wenig frellich; Denn bas Meister war obdewisch, Kamerlich ein ersten Tag, Was ich mit Bedauern sag'.</p> <p>Und dann kamen tolle Munde, Dah man reiben mußte die Hände, Und die letzte Kelle Nacht Soll sogar schon Reiz gebracht.</p> <p>Kreier wird die Tour bereuen, Jeden wies' es lang noch freuen, Was er in der guten Stadt Reutlingen gesehen hat.</p> <p>Den Vorjanden Lob gebühret, Die das ganze arrangiert, Sehet, wie man's treibt, so geht's! Dortet Lucas, der versteht's!</p>
--	--	---

Gedicht des Reutlinger Chronisten Carl Bames zur Erinnerung an die Pomologenversammlung 1867.

und dem Obstbaue und vermehrte Wärme für diese Wissenschaft bringen werde.“⁶²

Nach der Eröffnungsfeier, die im oberen Saal stattgefunden hatte, stattete man der Marienkirche einen Besuch ab, „wo der berühmte Organist, Musikdirector Seitz, durch ein Orgelconcert die Versammlung entzückte“. Eigentlich stand danach ein Besuch des Pomologischen Instituts auf dem Programm, aber strömender Regen zwang zu einer Programmänderung. Mittags wurde ein gemeinschaftliches Mahl eingenommen, „wo eine heitere Stimmung alle belebte und mancher schöner Toast ausgebracht wurde“.

Die weiteren Vorträge behandelten unter anderem Themen wie „Ernährung der Pflanzen, Classification des Obstes, Wildlingszucht, Veredlung, Baumschnitt und namentlich die nötige Modification der aus Frankreich dazugegebenen neuern Anweisungen für die verschiedenen Theile und

⁶² J. G. C. Oberdieck, Bericht über die Pomologen-Versammlung (wie Anm. 58), S. 309; hieraus auch die folgenden Zitate.

Klimate von Deutschland“. Ausgiebig diskutiert wurden Empfehlungen neuer geeigneter Sorten. Am Nachmittag des 26. September wurden den wertvollsten Kollektionen die Preise zuerkannt. Diese waren „zahlreich und zum Theil selbst von Privatpersonen, die sich für den Obstbau sehr interessieren, ausgesetzt“ worden. Die Preisverleihung fand in den Ausstellungsräumen statt. Sie wurde vom württembergischen Innenminister von Gessler „unter angemessener Feierlichkeit“ ausgeführt. Oberdieck wurde die besondere Ehre zuteil, daß ihm „der Reutlinger Liederkranz am 24. Abends einen Gesang darbrachte“. Bescheiden vermerkt er, daß diese Auszeichnung mehr seinem fortgeschrittenen Alter als seinen besonderen Verdiensten gelten konnte.

Als nach mehreren unfreundlichen Tagen sich am 27. September das Wetter wieder besserte, machte Oberdieck einen Ausflug „nach den nahe liegenden Weinbergen und den hohen gelegenen Obstpflanzungen auf der Königl. Domäne Achalm, von wo ab man eine herrliche Aussicht in das von schönen Bergen umkränzte Thal und die Stadt Reutlingen hatte.“

Bauliche Veränderungen und Zukauf von Grundstücken 1869–1872

Durch den Pomologenkongreß von 1867 stieg die Schülerzahl am Pomologischen Institut weiter an: Im Jahr darauf wurde der Frühjahreskurs von 54 Zöglingen besucht, was das bisherige Maximum darstellte. Auch der Handel mit Obstbäumen, Edelreisern, Reben usw. weitete sich aus, unter anderem auch nach Übersee (New York).

1869 wurde das Institutsgebäude um ein Stockwerk erhöht. Man gewann so Raum für eine weitere Familienwohnung, einen großen Sammlungsaal und weitere vier Einzelzimmer für Zöglinge. Weitere bauliche Veränderungen folgten 1871: An einen bereits vorhandenen Stall für zwei Pferde und zwei Kühe wurden neue Holzställe, ein Gerätemagazin und längs der Alteburgstraße eine große Scheune errichtet. Letztere enthielt drei Böden – der untere diente als großer Packraum, die beiden oberen zum Aufbewahren von Futter und Stroh. Der Packraum war wegen des stark angestiegenen Versands notwendig geworden. Zur gleichen Zeit wurde der Speisesaal erweitert und ein neues Gewächshaus errichtet.

Im Sommer 1872 wurde das Pomologiegelände um zwei Grundstücke erweitert. Das eine befand sich in der Nähe (zwischen der heutigen Mozart- und Bellinostraße) und war etwa drei Morgen groß. Auf ihm wurde ein kleiner Weinberg mit einem Rebsortiment angelegt, hinzu kamen Baumschulen für Apfelpyramiden, Apfel-Cordons und Spalierbäume. Im Jahrbuch des Instituts aus dem Jahr 1872 wurde dieses Grundstück als früheres Vorwerk, als Schanze zum Schutz gegen äußere Feinde, beschrieben und die Aussicht von dem erhöhten Mittelpunkt des Areals als „überaus idyllisch und schön“ bezeichnet. Das andere Grundstück umfaßte etwa fünf württembergische Mor-



Blick auf Reutlingen vom Dach der Oberrealschule (heutiges Johannes-Kepler-Gymnasium), um 1910: im Vordergrund das Pomologische Institut, rechts von der Häuserzeile längs der Altburgstraße ist noch die große Packscheuer zu sehen.

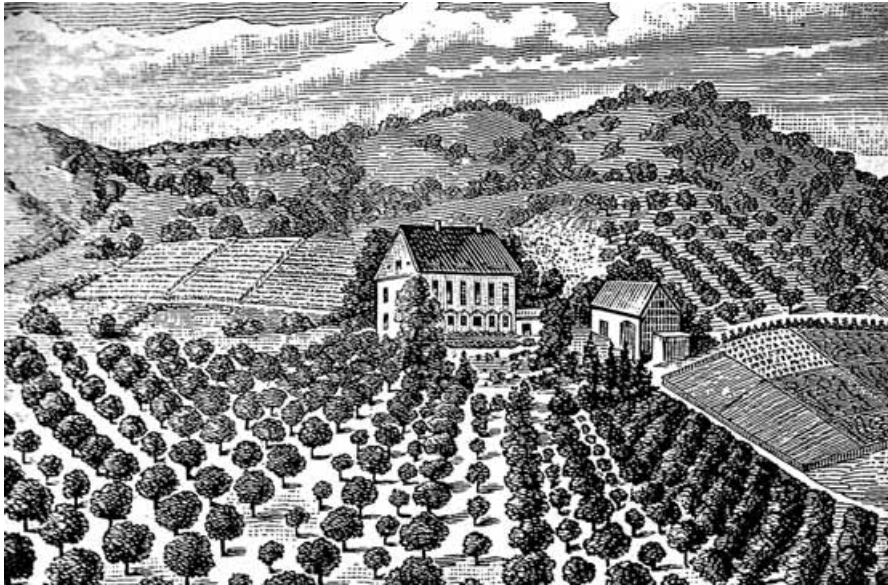
gen und befand sich in der Nähe des Heilbrunnens. Auch hier wurden Reben gepflanzt, jedoch auch eine Kirschpflanzung sowie eine Gehölz- und Obstbaumschule angelegt.⁶³

Gründung der Landwirtschaftlichen Gartenbauschule Unterlenningen

Mitte der 1870er Jahre wurde in Unterlenningen eine Filialanstalt des Instituts gegründet, die den Namen „Landwirtschaftliche Gartenbauschule“ erhielt.⁶⁴ Dazu wurde das Areal eines Hofgutes erworben, das den Namen „Hopfenburg“ trug. Es hatte eine Fläche von 22 Morgen, zu der später noch zwei Morgen gepachtet wurden. Diese kleinere Anstalt bildete nur Nutzgärtner aus. Die Gesamtfläche des Instituts in Reutlingen und der Unterlenninger Einrichtung betrug 1876 16 Hektar. Im Winter 1879/80 hatte das Institut in Reutlin-

⁶³ E. Lucas, *Festrede 1880* (wie Anm. 38), S. 152.

⁶⁴ Zum Gründungsjahr der Gartenbauschule in Unterlenningen gibt es unterschiedliche Angaben. Während Eduard Lucas selbst in seiner *Festrede zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Pomologischen Instituts* (in: *Pomologische Monatshefte*, Heft 5, 1880, S. 153) das Jahr 1874 nennt, ist in der *Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Pomologischen Instituts* (1910, S. 12) von August 1876 die Rede.



Landwirtschaftliche Gartenbauschule in Unterlenningen, 1875 gegründete Filiale des Pomologischen Instituts.

gen 42, die Filiale in Unterlenningen 6 Zöglinge – die bisher größte Anzahl an Schülern.⁶⁵

Um „reisende Pomologen“ und überhaupt Naturfreunde auf die herrliche Gegend, das Lenninger Tal, aufmerksam zu machen, war einer „Kurzen Nachricht über die Gründung der Filialanstalt in Unterlenningen“ folgende zeitgenössische Landschaftsbeschreibung beigelegt: „Es war gut, dass hier und da ein schwarzrother Wegzeiger stand, dass wir von Kindern, die unter den Bäumen spielten, oder von dem Postillon, der gerade vor dem Wirthshaus seinen Schoppen trank, die gemüthlichen Zischlaute des schwäbischen Idioms hörten, sonst hätte ich wirklich glauben können, ich wanderte nicht zwischen gut württembergischen Kirsch- und Apfelbäumen, sondern an den Ufern des Vierwaldstättersees zwischen Gersau, Brunnen und Beckenrieth, so wunderbare Ähnlichkeit mit diesem lieblichen Erdenwinkel hat das Lenninger Thal. Das Auge hat gerade soviel, als es, ohne sich anzustrengen, braucht, es fasst immer die Schönheit des ganzen Thales mit einem Blick zusammen: die sanft abfallenden, reich mit Wäldern und aus deren Dunkel malerisch hervortretenden weißen Kalkfelsen geschmückten Berge hüben und drüben und in der Mitte das Obstbaumheer, das mit zwingender Gewalt den ganzen Thalgrund

⁶⁵ E. Lucas, Festrede 1880 (wie Anm. 38), S. 153 f.

besetzt hält. Kaum lässt es die schmale Strasse durch, geschweige daß es viel anderer Pflanzung Raum gibt.“⁶⁶

Um 1880 konnten die Unterlenninger Baumschulen jährlich etwa 10 000 veredelte Bäume in Hoch- und Niederstämmen liefern. Zur Arbeitsverrichtung befanden sich dort außer dem Verwalter und einem Gehilfen gewöhnlich fünf bis sieben Zöglinge. In Zeiten eines besonderen Arbeitsaufwands, etwa zum Beschneiden und Pflanzen im Frühjahr und zum Okulieren, wurden zusätzliche Zöglinge nach Unterlenningen geschickt.⁶⁷

20jähriges Instituts- und 50jähriges Gärtnerjubiläum

In seiner Festrede⁶⁸ zum 20jährigen Bestehen des Instituts am 7. März 1880 verwies Lucas auf die stattliche Anzahl von tausend Schülern, die das Institut in den vergangenen 20 Jahren besucht hatten, und stellte fest: „Die Leistungen des Instituts als Lehranstalt sind teils durch die große Zahl der hier ausgebildeten Zöglinge documentiert, aber mehr noch dadurch, daß diese Zahl trotz der namhaften Konkurrenz, welche die mit jährlichen Beiträgen von je 20 000 bis 40 000 Mark dotierten zwei Preussischen, vom Staat errichteten Pomologischen Institute zu Proskau und Geisenheim und die zahlreichen kleineren, aber sämtlich mit 2000 bis 4000 Mark dotirten Institute in Preussen, Sachsen, Braunschweig, Österreich, unserem Institut bereiten mußten, nicht abgenommen, sondern von Jahr zu Jahr zugenommen hat. Aber auch die zum Teil bedeutenden Stellungen, welche unsere früheren Zöglinge jetzt als Direktoren von Instituten für Garten- und Obstbau, als Lehrer von höheren Lehranstalten für Landwirtschaft und Gartenkultur, Garteninspektoren, Obgärtner oder Baumschulbesitzer usw. einnehmen, berechtigt zu der Annahme, daß unsere Anstalt vielfach und dauernd für den Garten- und Obstbau nützlich und förderlich gewirkt habe.“⁶⁹

Noch einmal ergab sich für Eduard Lucas die Gelegenheit, voller Stolz auf sein Lebenswerk zurückzublicken: Am 1. April 1881 beging man in einer denkwürdigen Feier sein 50jähriges Gärtnerjubiläum. Ein Hospitant des Pomologischen Instituts, Hugo Winkelmann, berichtet über das Fest:

„Am Vorabend brachte der Reutlinger Liederkranz seinem Ehrenmitglied ein Ständchen mit Fackelzug und damit zugleich die Glückwünsche seiner Mitbürger. Der Festtag selbst wurde schon früh durch Böllerschüsse begrüßt. Im Laufe des Nachmittags trafen Herr Garteninspektor Kolb von

⁶⁶ Kurze Nachricht über die Gründung einer Landwirtschaftlichen Gartenbauschule zu Unterlenningen, OA. Kirchheim, in: Pomologische Monatshefte Jg. 1, 1875, S. 90. Die Schilderung entstammt der Erzählung „Herbsttage in Schwaben“ von Fr. Lampert, in: Grenzboten XXIII, 1871, S. 223.

⁶⁷ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 65.

⁶⁸ E. Lucas, Festrede 1880 (wie Anm. 38), S. 137 ff.

⁶⁹ Ebd., S. 155 ff.

München und Herr Verlagsbuchhändler E. Ulmer von Stuttgart ein, welche als Abgesandte eines zu diesem Zweck gebildeten Festcomités Herrn Dr. Lucas ein prachtvolles Album zu überbringen hatten. Von diesem Comité wurde ein Circular mit der Bitte um Beiträge zu einem Album für den Jubilar an eine größere Anzahl von bekannten Pomologen, Gönnern und Freunden des Herrn Dr. Lucas ausgegeben, welches dann auch die schönsten Erfolge aufzuweisen hatte [...]. Das Album, ein Meisterwerk des Stuttgarter Kunstgewerbes, in russisch grün Saffian gebunden mit Silberschnitt und reichem Silberdruck, ist nach Zeichnungen des Malers Julius Schnorr im Renaissance-Stil ausgeführt [...]. Das Album ist für mehr als 500 Photographien eingerichtet und enthält bereits über 300 Photographien aus dem Kreis der Freunde und Verehrer des Jubilars aus fast allen Ländern Europas. [...]

Abends um 5 Uhr versammelten sich im großen Hörsaal des Instituts zahlreiche Gäste, Freunde und Bekannte mit ihren Familien, sowie die Gehilfen, die Zöglinge, deren jeder als Festzeichen eine Schleife in seinen Landesfarben trug, ein buntes Bild, das deutlich erkennen ließ, wieweit der Ruf des Instituts gedrungen ist. Nachdem die beiden prachtvollen Statuen der Pomona und Flora, die man vorher erst im Garten aufgestellt hatte (ein Geschenk des Herrn Bildhauers Barth aus Mainz), bewundert worden waren, begann die Feier im Saale, welche teils einen ernsten und würdigen, aber dann auch einen heiteren und sehr unterhaltenden Verlauf nahm.

Ein Chorgesang der Zöglinge eröffnete sie; Obergärtner Goerlich hielt die Festrede, in welcher er nach einer kurzen Übersicht des Lebensganges des Jubilars, im Anschluß an den Wahlspruch des Instituts

Was Natur gegeben
Soll die Kunst erheben
Wissenschaft beleben

ein Bild seines ausgedehnten, segensreichen Wirkens gab und die Hoffnung aussprach, daß er es noch lange Jahre in ungeschwächter Kraft fortsetzen möge.⁷⁰

Nach den Glückwünschen der Zöglinge „wurde das erwähnte Album übergeben, welches auf einem eigens dazu gefertigten Tisch aufgelegt war, und Herr Ulmer beglückwünschte Herrn Dr. Lucas im Auftrage aller derer, die darin vertreten sind, zu dem seltenen Fest, das ihm zu feiern vergönnt war. Herr Inspektor Kolb [...] sprach im Namen des Comités den Wunsch aus, daß der Jubilar eine ausführliche Autobiographie schreiben möchte, welche dann gedruckt und allen den Verehrern und Freunden, welche für das Album durch Bild und Beitrag beigesteuert hätten, zugesendet werden solle. Dr. Lucas sagte auch dies gern zu, nur erbat er sich einige Zeit, da die gegenwärtigen dringen-

⁷⁰ Hugo Winkelmann: Das 50jährige Gärtnerjubiläum des Herrn Dr. Ed. Lucas in Reutlingen, in: Pomologische Monatshefte, Heft 4, April 1881, S. 153 ff.



Alteburgstraße 1862 mit Blick nach Süden. Im Hintergrund die Gebäude des Pomologischen Instituts.

den Frühjahresarbeiten eine solche, doch einige Ruhe erfordernde Arbeit nicht wohl möglich machen würden.“

An dem gemeinschaftlichen Abendessen, das um 6 Uhr begann, nahmen die drei Familien des Instituts (Lucas sen., Lucas jr., Maassen) mit ihren Angehörigen teil, dazuhin 55 Zöglinge und Gehilfen sowie die Festgäste, insgesamt waren es 85 Personen. Nach Tisch begannen theatralische Vorstellungen der Zöglinge. Aufgeführt wurden „Thymians Leiden und Freuden“ (aus „Des Gärtners Liederbuch“) und das Lustspiel von K. Wiechert „Als Verlobte empfehlen sich“. Rauschenden Beifall gab es vor allem deshalb, weil die Damen des Stücks durch Zöglinge dargestellt wurden. Es folgten darauf vier lebende Bilder, dargestellt von den Enkelkindern des Jubilars. Daran schloß sich eine Reihe heiterer Darbietungen an, darunter eine pantomimische Darstellung von Schillers „Handschuh“, ein Gedicht in holländischer Sprache, von einem Zöglingsvater zum Fest gedichtet, sowie ein englischer Vortrag eines indischen Zöglings, der in seiner Nationaltracht auftrat.⁷¹

⁷¹ Ebd., S. 153 ff.

Krankheit und Tod 1882

Am 24. Juli 1882 starb Eduard Lucas in Reutlingen. Seine autobiographischen Aufzeichnungen reichen bis zum Herbst 1881, als er zu einer großen Obstausstellung nach Kiel reiste, die der Gartenbauverein für Schleswig-Holstein zur Feier seines 25jährigen Bestehens veranstaltete. Dort kam es zu einer Begegnung mit Professor Dr. Wilhelm Seelig, einem Mitglied des Deutschen Pomologenvereins, der Lucas bereits in Hohenheim besucht hatte und mit ihm bei den Pomologenversammlungen immer wieder zusammentraf.⁷²

Über die Geschehnisse in Lucas' letztem Lebensjahr berichtet Seelig in einem Nachruf.⁷³ Dem Ausflug nach Kiel, welcher ihn auf dem Hinweg durch die Rheinlande, auf der Rückreise durch die Thüringische Heimat geführt hatte, folgte für Lucas ein sehr arbeitsvoller Winter. Das Frühjahr aber brachte dann plötzlich jene Krankheit, welche zum unerwartet schnellen Ende führen sollte. In einem während einer Periode scheinbarer Besserung am 15. Mai 1882 an Seelig gerichteten Brief heißt es darüber: „Kaum waren wir mit den in diesem Jahr ganz besonders umfangreichen Expeditionen in der Baumschule auf dem Laufenden, als mich am ersten Ostertage ganz plötzlich, aber vollständig mit dem Umschlage der Witterung, ein rheumatisches Leiden (*Peliosis rheumatica*) befiel, welches mich nun seit fünf Wochen an Bett und Stube fesselt. Ein paarmal war ich bei recht gutem Wetter wohl kurze Zeit im Garten, drei Wochen lang aber konnte ich kein Wort schreiben, da ich auch Schulterrheumatismus hatte. Nun, was das für eine Qual war, nichts zu tun, als im Bett liegen und sich vorlesen lassen! Das Frühjahr habe ich eben vom 9. April an nur aus dem Fenster beobachten müssen. Anfangs Juni werde ich auf drei bis vier Wochen in das Kainzenbad bei Partenkirchen gehen, um da wieder mich tüchtig auszukurieren.“⁷⁴

Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Lucas trat zwar noch die Reise nach Kainzenbad in Begleitung von Familienangehörigen an, konnte aber nach 14 Tagen das Bett schon nicht mehr verlassen und folgte schließlich, nach fünfwöchigem Aufenthalt, dem Rat des behandelnden Arztes zu schleuniger Abreise in die Heimat. Dort stellte eine von Tübingen herbeigerufene medizinische Autorität ein unheilbares Leiden fest, dem Lucas, am 24. Juli, fünf Tage

⁷² Eduard Lucas: Prof. Dr. Wilh. Seelig in Kiel, in: *Pomologische Monatshefte*, Heft 8, 1881, S. 227–231. Seelig hatte eine Professur für Nationalökonomie an der Universität Kiel, publizierte auf dem Gebiet der Agrarpolitik, des Finanz- und Domänenwesens, der Zoll- und Steuerpolitik. Er setzte sich für den Anschluß Schleswig-Holsteins an den deutschen Zollverein ein. 1871 wurde er in den deutschen Reichstag gewählt, wechselte 1873 in das Preußische Abgeordnetenhaus, wo er die Stadt Kiel vertrat. Von Jugend an pomologisch sehr interessiert, veranlaßte er 1856 die Gründung des Gartenbauvereins Schleswig-Holstein, dessen Vorstand er mehrere Jahre war. Auch war er bis 1877 im Vorstand des Deutschen Pomologenvereins.

⁷³ Wilhelm Seelig, Nachruf (wie Anm. 30).

⁷⁴ Ebd., S. 264.



Links: Anzeige zum Tod von Eduard Lucas in den „Pomologischen Monatsheften“ 1882. – *Rechts:* Das Grabmal der Familien Lucas, Maassen, Stiegler auf dem Reutlinger Friedhof Unter den Linden. Es wurde als Denkmal für Eduard Lucas von seinen Freunden gestiftet und am 6. April 1885 feierlich enthüllt.

nach Vollendung des 66. Lebensjahres, erlag. Die Beisetzung erfolgte unter großer Teilnahme der gesamten Bevölkerung und zahlreicher aus der Ferne herbeigeeilter Freunde und Verehrer auf dem Reutlinger Friedhof „Unter den Linden“.

Errichtung eines Denkmals auf dem Reutlinger Friedhof 1885

Ein Jahr später, zur ersten Wiederkehr des Todestages, rufen Freunde des Verstorbenen zur Errichtung eines Denkmals für Eduard Lucas auf.⁷⁵ Die Unterzeichner des Aufrufes sind: A. Arnold (Landwirtschaftslehrer in Bitburg, Rheinpreußen), C. Bach (Obst- und Gartenbaulehrer in Karlsruhe), Julius Benz (Oberbürgermeister in Reutlingen), Bereczki Maté (Mező-Kovashaza,

⁷⁵ Eugen Ulmer: Aufruf zur Errichtung eines Denkmals, in: Pomologische Monatshefte, Heft 7, 1883, S. 255.

Ungarn), Fr. Gerold (Kaiserlicher Rat, Wien), J. Jablanczy (Landesobstbau-Wanderlehrer für Niederösterreich, Klosterneuburg), Hermann Jäger (Hofgarten-Inspektor in Eisenach), Max Kolb (Kgl. Garteninspektor in München), Eduard von Lade (Monrepos bei Geisenheim a. R.), H. Maurer (Großherzogl. Sächsischer Hofgärtner, Jena), C. G. Overeynder (Inhaber der Firma C. Otto-lander in Boskoop, Holland), Ed. Pynaert (Gartenarchitekt und Professor an der Gärtnerlehranstalt in Gent, Belgien), Dr. Ed. von Regel (Kaiserlich russischer Staatsrat, Direktor des K. Botanischen Gartens in St. Petersburg), Dr. Wilhelm Seelig (Universitätsprofessor in Kiel), L. Späth (K. Ökonomierat und Baumschulenbesitzer, Berlin), Eugen Ulmer (Verlagsbuchhändler, Stuttgart) und Dr. J. E. Weiss (Botaniker, München).

Das Schreiben, mit dem um Beteiligung an der Errichtung des Denkmals er- sucht wurde, verfaßte Verlagsbuchhändler Eugen Ulmer. Es steht beispielhaft für eine Vielzahl an Nachrufen auf Eduard Lucas aus dem In- und Ausland:

„Wohl selten ist es einem einzelnen Manne, der sich nicht auf die Mittel und Einrichtungen des Staates, sondern nur auf seine eigenen Kräfte stützen konnte, beschieden gewesen, eine so umfangreiche und segensreiche Wirk- samkeit auszuüben, wie unser vor Jahresfrist heimgegangener Freund Hr. Dr. Eduard Lucas es vermocht hat. Ihm, neben seinem vorangegangenen Mitarbeiter, Hrn. Superintendenten Oberdieck, haben wir es in erster Linie zu danken, daß der Obstbau, welcher bei uns in Deutschland vielerwärts der Zurücksetzung und Vernachlässigung preisgegeben war, jetzt mehr und mehr die ihm gebührende Stellung im wirtschaftlichen Leben des Volkes einzunehmen beginnt. Und weit über die Grenzen des deutschen Vaterlan- des hinaus erstreckte sich die von Lucas geübte Wirksamkeit und steht sein Name in Ansehen. So wie kaum ein Zweig der pomologischen Theorie oder Praxis vorhanden, der nicht durch ihn weiter gebildet worden, so war Lucas auch unermüdlich tätig, sein Wissen und Können durch Wort und Schrift zum Gemeingut aller zu machen. Fast alle deutschen Gaue und viele Nach- barländer sehen ihn als unermüdlichen Verkünder und Lehrer seiner Wis- senschaft. Bei vielen Tausenden seiner mittelbaren und unmittelbaren Schü- ler lebt daher Lucas in dankbarem Andenken fort und Millionen von Fruchtbäumen, welche auf Lucas Anregung gepflanzt und gepflegt wurden, sind in dem Schmuck ihrer Blüten und Früchte ebenso viele lebende Denk- mäler von Lucas segensreichem Wirken. Aber die vielen Freunde und Ver- ehrer von Lucas möchten auch ihrerseits ein bleibendes Denkmal seinem Andenken widmen, welches Zeugnis ablegte von der Liebe und Dankbar- keit, die sie ihm auch über das Grab hinaus zollen. Ein auf seiner Ruhestätte zu errichtendes, einfaches, aber würdiges Monument sollte diesem Zwecke dienen [...].“⁷⁶

⁷⁶ Ebd., S. 256 f.

Das Denkmal wurde am 6. April 1885 unter großer Teilnahme der Bevölkerung enthüllt. Garteninspektor Kolb aus München hielt eine Rede und „übergab das sehr schöne, von vielen Freunden des Verewigten gestiftete Denkmal dem Schutz der Familie“. ⁷⁷

2 Eduard Lucas – Werk und Persönlichkeit

Die Autobiographie

Eduard Lucas hinterließ eine Autobiographie „Aus meinem Leben“, ⁷⁸ die er 1882, in seinem Todesjahr, „mit Ausgang des Winters kurz bevor er auf das Krankenlager sank, seinen Freunden und Bekannten zugehen ließ“. ⁷⁹

Mit seinen Lebenserinnerungen bedankte sich Lucas für das Geschenk seiner Freunde zum 50jährigen Gärtnerjubiläum am 1. April 1881, ein prachtvolles Album mit über 400 Abbildungen und Denksprüchen von Gönnern, Freunden und Schülern. ⁸⁰ Lucas' kleine autobiographische Schrift enthält eine Übersicht über die Stationen und prägenden Erfahrungen seines Lebens, eine Auflistung der seit 1860 herausgegebenen Bücher (frühere Schriften bleiben unberücksichtigt) und eine Zusammenstellung der vielen Ehrungen und Auszeichnungen, die ihm ab 1860 zuteil wurden. Auch vermittelt sie dem Leser einen Überblick über die wichtigsten Leistungen auf dem Gebiet des praktischen Obstbaues, so etwa die „Erziehung junger kräftiger Hochstämme“, die „Verbesserung der Winterveredelung“, das „Ausputzen der Bäume im Sommer“, das „Ausschneiden der Pyramiden im Sommer und das Verjüngen im September“, einen verbesserten „Obstbau an Staats- und Gemeindestrassen“. Dazu gehörten neue, selbst konstruierte praktische Geräte und Maschinen, wie zum Beispiel das „Reutlinger Veredelungsmesser“, ein neuer Obstbrecher, ein „zweckmäßiger Etiquettenhalter“, neue Dörreinrichtungen wie die Gemeindedörre und eine transportable Wanderdörre usw.

Mit dem im Vorwort ausgedrückten Dank verbindet Lucas aber auch die Hoffnung, sein Buch möge „zahlreichen Schülern und andern Jüngern des Gartenbaues“ als Anregung zu lehrreichen und nützlichen Betrachtungen dienen, wie sie sich bei der „Schilderung einer der Theorie und Praxis des Gartenbaues gewidmeten Laufbahn ergeben“. Unter die meist nüchtern gehaltenen Informationen mischt er anekdotenhafte Schilderungen, die dem Leser zu verstehen geben, wie sich Lucas sah und wie er wohl wünschte gesehen zu wer-

⁷⁷ W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 15.

⁷⁸ E. Lucas, Aus meinem Leben, (wie Anm. 9).

⁷⁹ W. Seelig, Nachruf (wie Anm. 30), S. 272.

⁸⁰ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), Vorwort. Das erwähnte Album ist verschollen.

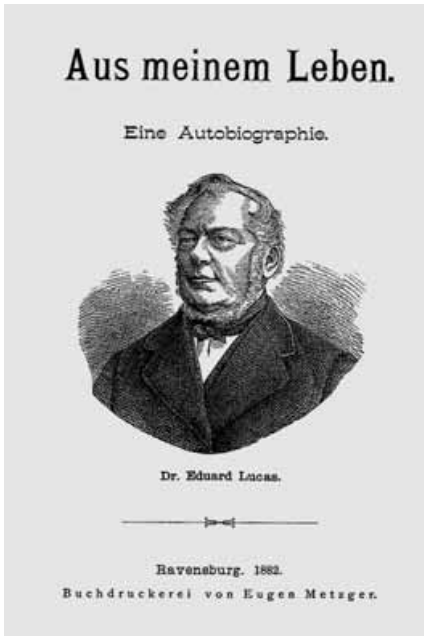
den. Was ihm besonders wichtig war, ließ er gesperrt drucken. Dafür stehen die folgenden Beispiele.

Lucas erlebte seine Lehrzeit insofern als unzureichend, als sie sich auf rein praktische und nicht selten falsche Anleitungen seiner Lehrherren beschränkte: „Der ‚alte Herr‘ [Handelsgärtner Bergemann aus Frankfurt a. O.] war ein etwas sonderbarer Mann, der mir wiederholt die Ueberzeugung einflösste, dass eine *noch so langjährige Praxis ohne wissenschaftliche Grundlage doch nicht auf den rechten Weg leite*. Es war dort, nur um einen Fall zu erzählen, eine kleine Orangerie, welche in einem mit Steinplatten belegten zimmerähnlichen Raum stand, in welchem Nachmittags Kaffee an Gäste verabreicht wurde. Diese Orangenbäume sahen meist sehr traurig und gelb aus, hatten gar elende Triebe gemacht und waren das gerade Gegentheil von denen, die ich in meiner Lehre gepflegt hatte. Der alte Bergemann erklärte mir nun, wie ich diese Bäume giessen müsse, nämlich so, *dass nie ein Tropfen durch den Kübel hindurch liefe*; zu dem Zweck müsse ich durch stetes Umrühren mit der Hand, die obere Erde, soweit es gienge, in einen dicken Brei verwandeln! Dann sagte er, *das Wasser, welches durch Töpfe und Kübel hindurchgeht, nimmt wie beim Durchsiehen des Kaffees, die beste Kraft mit!* – Und wie streng hatte mein seitheriger Principal darauf gesehen, dass wir Lehrlinge die Topfpflanzen immer *gut durchgössen!* und wie Recht hatte derselbe, ohne damals die Liebig'sche Lehre von der ‚physikalischen Anziehung der im Wasser gelösten Nährstoffe durch die kleinsten Erdtheilchen‘ zu kennen! Die armen Orangen hatten auch fast keine guten Wurzeln und sind bei dieser Behandlung bald eingegangen. Als ich ihn einmal nach dem Namen einer dort häufig vorkommenden, mir aber noch unbekanntem Unkrautpflanze fragte, erhielt ich die Antwort: ‚wer wird sich um solches Zeug kümmern; herausreißen, das ist das beste.‘“⁸¹

Nach Hohenheim war Lucas als Gärtner berufen worden, wo er den Plan eines Gemüsegartens und den Entwurf zur Gründung einer Gartenbauschule zu erstellen hatte. Hinzu aber kam die Pflege und Erhaltung von zwei großen Baumschulen mit einer Fläche von etwa 23 Hektar mit insgesamt etwa 5000 Obstbäumen. Die gesamte sehr große Obstanlage befand sich in einem verfallenen Zustand. Der damalige Rechnungsbeamte schilderte Lucas gleich bei der Übernahme des neuen Amtes die traurigen Verhältnisse und gab zu verstehen, daß sich von Jahr zu Jahr das Defizit häufe und es immer schwieriger würde, dies bei der vorgesetzten Stelle zu rechtfertigen.

Wie Lucas die Situation meisterte, gibt er in folgendem Bericht wieder: Jährlich „hatte die Baumschule 12–1300 Gulden (2100–2400 M.) Deficit und doch war die Zahl der Bäume in den Büchern über 100 000 angegeben. Der Stand der Bäume war demzufolge ein sehr elender; es waren Abtheilungen da, wo die Bäume bereits 12 Jahre alt und doch noch nicht verkäuflich waren. Das

⁸¹ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 11 f.



Titelseite der Autobiographie „Aus meinem Leben“ von 1882. Daneben eine Porträt-Fotografie von Eduard Lucas aus seinen späten Lebensjahren.

Arbeiterpersonal bestand aus Tagelöhnern, von denen nur ein einziger, namens Zeeb, tüchtig und zuverlässig war; oft waren in einer Linie von 36 oculirten Bäumen nur 3 Stück gewachsen. Im Juni, als ich hinkam, waren noch grössere Abtheilungen weder gehackt noch angebunden, kurz es sah sehr traurig aus; dazu war ein ungeheurer Arbeitsaufwand nöthig, da beinahe alle Hochstämme im Stamm so schwach waren, dass sie an Pfähle angebunden werden mussten [...]. Bei dem erwähnten gänzlichen Mangel tüchtiger Arbeiter [...] war es [...] unmöglich, alles in Ordnung zu halten. Der Credit der Hohenheimer Baumschule war damals sehr gesunken; der verstorbene Justizcommissär Laemmerhirt in Suhl, ein tüchtiger Pomolog und der [verst.] Hofgärtner Kolb in Bogenhausen bei München erzählten mir, dass sie fast lauter *falsche* Saaten bekommen hätten, letzterer statt Tafelbirnen lauter Mostbirnen usw., und somit entsprach auch der Absatz gar nicht dem Vorrath. Ich will nicht weiter ausführen, was alles zu dem schlechten Stand und Ruf dieser Baumschulen beigetragen, bemerke aber nur, dass die Bodenzubereitung eines neuen Schlags damals darin bestand, dass das Feld bloss *doppelt gepflegt*, also dasselbe kaum 1 Fuss tief ordentlich gelockert wurde und dass jährlich 5 Morgen Feld mit ca. 40 000 Wildlingen angepflanzt wurden, aber nur gegen 4000, also 10 % der angepflanzten, als gut und brauchbar verwerthet werden konnten.

Das waren schlimme Verhältnisse. In dieser Noth erbarmte sich der Himmel meiner; im Winter 1844/45 erfroren eine solche Masse Bäume in der einen (unteren) Baumschule, dass beschlossen wurde, sie ganz zu räumen, den Bestand vom Conto abzuschreiben und somit das Baumschulareal namhaft zu vermindern, auch die Schläge von 5 Morgen auf 1 Morgen zu reduciren, welche Fläche ja vollkommen genügend war, den Bedarf doppelt zu decken, da auf 1 Morgen 9500 junge Bäume erzogen werden konnten. Von nun an hörte doch das fatale Deficit auf und in dem letzten Jahr, in welchem ich die Baumschule leitete (1859), ergab sich ein Reinertrag von ca. 2000 Gulden (etwa 3200 M.), trotzdem die Baumschulfläche um mehr als $\frac{3}{4}$ der früheren Grösse vermindert worden war. Das Fatalste war, dass kein ordentlicher Obstmuttergarten da war und dass für die eigentliche Pomologie früher so gar nichts geschehen war. Ein Verzeichnis von 4 Reihen von Hochstämmen [...] enthielt nahezu $\frac{1}{3}$ falsche Namen.“⁸²

Erst in Hohenheim erwarb sich Lucas, der Gärtner, die für seinen Unterricht in Obstbau erforderlichen Kenntnisse in Pomologie, eine Leistung die angesichts der riesigen Zahl verschiedener Obstsorten staunen läßt. Wie er die Obstsorten bestimmte, schildert er im Zusammenhang einer Begegnung mit Oberdieck, der großen Autorität auf diesem Gebiet, in Gotha zur 2. Allgemeinen Versammlung deutscher Obst-, Wein- und Gemüsezüchter im Oktober 1857. Bei der Durchsicht einer Obstsortenkollektion stand Oberdieck unemerkt hinter Lucas: „Im eifrigen Bestimmen der Früchte, bemerkte ich nicht, dass Oberdieck hinter mir stand, bis er, mich auf die Schultern klopfend, sagte: *„Ei, was sind Sie für ein Kerlchen, aus Ihnen kann noch Etwas werden. Wenn Sie eine Frucht ansehen, so wissen Sie auch schon den Namen und ehe ich mich recht besonnen habe, sagen sie schon: das ist so und so. Ich habe Ihnen wohl schon $\frac{1}{4}$ Stunde lang zugesehen und konnte keinen Fehler in Ihren Berichtigungen finden. Wie machen Sie es denn, dass Sie die Früchte so schnell erkennen?“* Ich entgegnete: „Lieber Herr Superintendent, diese Sache ist ziemlich einfach; ich bin durch mein System genöthigt, dem *Kelch* der Früchte alle Aufmerksamkeit zu schenken, sowohl bei Äpfeln wie Birnen und in diesem liegt, sowie in der *Kelchwölbung* ein ganz vortreffliches äusseres Unterscheidungsmerkmal.““⁸³

Einen Monat zuvor war es im Rahmen der Allgemeinen Württembergischen Obst- und Traubenausstellung in Cannstatt zu einer Begegnung mit Napoleon III. gekommen, über die Lucas berichtet: „Ich führte den Kaiser Napoleon; hinter den grossen Gardinen des südlichen Seitenpavillons standen viele Damen, auch von unseren Hohenheimern und so auch meine Frau, die alle natürlich sehr grossen Werth darauf legten, den Kaiser Napoleon ganz in

⁸² Ebd., S. 36 ff.

⁸³ Ebd., S. 56; Hervorhebungen im Original.

der Nähe und mit Muse betrachten zu können. Als wir an diesen Seitenpavillon kamen, fragte ich den Kaiser, ob er von der Pilzkrankheit, welche die Apfelbäume im südlichen Frankreich so stark befallen habe, schon nähere Nachricht erhalten? Napoleon sagte: *Nein, aber was soll man da thun? Schwefeln?* Ich entgegnete: Gewiss, Ew. Majestät, ist dies das beste Mittel, soweit es sich in Anwendung bringen lässt, allein man wird auch sonst Alles thun müssen, um die Lebensthätigkeit der erkrankten Bäume zu erhalten. *„Nun, und was kann dafür geschehen?“* frug der Kaiser wieder, ich antwortete: *„Auflockern des Bodens, Düngen mit kalihaltigen Düngemitteln, Ausputzen und Verdünnen der etwas zu dicht gestellten Äste, Verjüngen und Zurückstutzen, da wo es nöthig ist.“* Dieses Gespräch wurde dicht vor der Glaswand geführt und die Damen waren mir ungemein dankbar, dass ich es so eingerichtet hatte, dass der Kaiser N. gerade da sich mehrere Minuten aufgehalten hatte.⁸⁴

Über die eigentlichen Gründe, Hohenheim nach 17 Jahren erfolgreicher Tätigkeit zu verlassen, geht Lucas diskret hinweg und überläßt es dem Leser, sich eigene Gedanken aufgrund der folgenden Ausführungen zu machen: „Es war wohl kein leichter Entschluss, den ich damals fasste, den Staatsdienst zu verlassen und ein eigenes, grosses Etablissement zu gründen, zumal ich nur wenige eigene Mittel besass. Allerdings war die von der Kanzlei in Hohenheim getroffene neue Bestimmung, die übrigens von der damaligen Direktion bestätigt wurde, dass von den *Beamten Hohenheims alle Briefe, welche das Institut betreffen und deren Francatur Seitens des Instituts geschehen solle, offen der Kanzlei übergeben werden müssten*, mir, da ich mit auswärtigen bedeutenden Pomologen vielfach correspondirte und von denselben Edelreiser neuer Sorten erbat, welche selbstverständlich dem Institut zukamen, wobei natürlich auch wissenschaftliche Streitfragen über diese oder jene Obstsorte mit erörtert wurden, nicht gleichgültig und bestärkte mich in dem Beschluss, Hohenheim zu verlassen. Das betreffende Aktenstück ist noch in meiner Hand.“⁸⁵

Dieses Beispiel reicht nicht aus, um die Unzufriedenheit mit den Hohenheimer Verhältnissen zu belegen. Gewiß aber gibt es Einblick in das starke Selbstbewußtsein, mit dem sich Lucas den Hindernissen und Einengungen in Hohenheim widersetzte.⁸⁶

⁸⁴ Ebd., S. 55; Hervorhebungen im Original.

⁸⁵ Ebd., S. 62; Hervorhebungen im Original.

⁸⁶ Über Lucas' Gründe, eine eigene Lehranstalt ins Leben zu rufen, äußert sich der mit ihm befreundete Hofgarteninspektor Hermann Jäger in der „Deutschen Gärtnerei“ vom 10. 4. 1881, S. 128: „Als praktischer Mann sah Lucas auch ein, daß ein solches Unternehmen nicht nur für das Allgemeine, sondern auch speziell für ihn nützlich, d. h. nutzbringend werden mußte. Der immerhin kleine Gehalt eines Staatsdieners machte bei heranwachsender Familie, vermehrten Bedürfnissen und der Überzeugung, daß die Leistungen nie nach ihrem Wert bezahlt werden würden, den Wunsch nach einer Verbesserung und Selbständigkeit rege. Dazu kam die Unterordnung unter einen allerdings höchst humanen Direktor, sowie die

Alles in allem gewinnt der Leser der Autobiographie jenen Eindruck, den Lucas wohl absichtsvoll vermitteln wollte: Ein junger Mann, früh Waise geworden, ergreift, angeregt durch die botanischen Interessen des Vaters, den Beruf eines einfachen Gärtners. Mit ungewöhnlichem Fleiß und sicherlich einer naturgegebenen Begabung gelingt es ihm in jungen Jahren, die Defizite seiner Ausbildung auszugleichen, wobei ihm, dem Tüchtigen, das Glück nicht selten zur Seite stand. Die Begegnungen mit dem Münchener Kreis der damaligen Hochschullehrer eröffneten ihm den Wert einer naturwissenschaftlichen Grundausbildung, die er in seiner eigenen Ausbildung zum Gärtner so sehr vermißte. Persönlichkeiten wie Martius und Zuccarini in ihrer Weltläufigkeit und umfassenden Bildung waren ihm die großen Vorbilder. Die im Umgang mit ihnen gemachten Erfahrungen griff Lucas auf und gab sie später in der Unterweisung seiner eigenen Schüler weiter.

Die von dem württembergischen König Wilhelm I. eingerichtete Hohenheimer Versuchsanstalt mit ihren angeschlossenen Ackerbauschulen waren Lucas das unmittelbare Vorbild bei der Gründung der eigenen Lehranstalt, mit der jungen Menschen durch eine erweiterte, modernen Bedürfnissen angepaßte Ausbildung eine berufliche Existenz ermöglicht wurde, von der wiederum der Obstbau Württembergs in besonderer Weise Nutzen zog. Und nicht zuletzt gelang es Lucas durch die betriebliche Organisation seiner Lehranstalt, Unterhalt und Auskommen seiner fünfköpfigen Familie sicherzustellen.

Literarisches Schaffen

Lucas nachgelassenes literarisches Werk umfaßt 48 Bücher sowie viele Beiträge in Fachzeitschriften.⁸⁷ Nicht wenige seiner Bücher wurden in fremde Sprachen übersetzt und erschienen in mehreren, teilweise zahlreichen Auflagen. Gleich zu Beginn seiner Hohenheimer Zeit verfaßte er bereits eine Abhandlung über die Obstkultur. Sie diente ihm vorerst zur eigenen Vorbereitung seiner Vorlesungen und hatte den Titel „Die Lehre vom Obstbau auf einfache Gesetze zurückgeführt“. Eine Fortsetzung hatte dieses Werk als Band 5 einer Reihe von Fachschullehrbüchern des Eugen Ulmer Verlages mit dem Titel „Lucas Anleitung zur Obstkultur“.⁸⁸ Es erschien vor kurzem in der

Stellung des Gärtners zu den Professoren, die zwar liebenswürdig, aber doch – eben Professoren waren, und es zeigten. Man weiß, was ich damit sagen will.“

⁸⁷ Anlässlich der Landesgartenschau 1984 stellte der damalige Leiter der Reutlinger Stadtbibliothek, Gustav Pfeiffer, ein mit einem Vorwort versehenes „Chronologisches Verzeichnis der von Eduard Lucas verfaßten Schriften“ zusammen, allerdings ohne die zahlreichen Zeitschriftenaufsätze. Es ist in der Reutlinger Stadtbibliothek einsehbar.

⁸⁸ Roland Ulmer: Wurzeln des Eugen Ulmer Verlages, in: Festschrift Eugen Ulmer Verlag, 1868–1968, Stuttgart 1968, S. 8–12.



Eduard Lucas' „Anleitung zum Obstbau“ hat eine mehr als hundertjährige Geschichte. Die 1866 erschienene „Kurze Anleitung zur Obstkultur“ erweiterte Eduard Lucas noch zum „Vollständigen Handbuch der Obstkultur“, aus dem schließlich „Lucas' Anleitung zum Obstbau“ hervorging. Dieses Buch liegt heute in der 31. Auflage vor.

31. Auflage und trug wesentlich dazu bei, daß der Name Lucas bis zum heutigen Tag vielen Obstanbauern zu einem festen Begriff wurde. Die ersten fünf Auflagen dieses Werks, kurz „Der Lucas“ genannt, besorgte Eduard Lucas noch selbst, die 6. bis 13. Auflage sein Sohn Friedrich. Später waren es Autorenkollektive, die, bei unveränderter Zielsetzung, die obstbaulichen Inhalte dem aktuellen Wissensstand anpaßten. Insgesamt schrieb Eduard Lucas in seiner Hohenheimer Zeit 13, später in Reutlingen weitere 35 Bücher. Eine nähere Betrachtung der 13 Hohenheimer Veröffentlichungen zeigt, daß nur zwei von ihnen den Gartenbau zum Gegenstand hatten, elf hingegen den Obstbau.

Dies muß als Orientierungswandel auch der Universitätsverwaltung in Tübingen aufgefallen sein, als die Stelle eines leitenden Gärtners im Botanischen Universitätsgarten neu besetzt werden sollte. Dazu nahm der Leiter des Botanischen Gartens, Professor Hugo von Mohl, wie folgt Stellung: „Auf Lucas, welcher in mancher Beziehung ein geeigneter Mann wäre, kann ich keinen Antrag stellen, weil er seit einer Reihe von Jahren, eine ganz spezielle Richtung, die Obstbaumkultur verfolgt, sich als Lehrer und Schriftsteller auf einen

anderen Standpunkt, als den des praktischen Gärtners stellte und in Hohenheim die für seine Richtung geeignete Anstellung gefunden hat.“⁸⁹

Über sein literarisches Schaffen äußert sich Lucas in seinen Lebenserinnerungen: „Meine literarische Tätigkeit in Reutlingen war neben der praktischen, immerhin eine nicht unbedeutende. Professor R., damals in Hohenheim, sagte mir, als ich von dort fortging, nun würde es aus sein mit literarischen Arbeiten! Er hat sich sehr getäuscht; im Gegentheil erhielt ich hier [in Reutlingen] höhere Buchhändlerhonorare als früher und hätte, wenn ich allen Anträgen entsprochen hätte, noch weit mehr als so schon schreiben müssen. Selbstverständlich machten die vielen neuen Auflagen der frühern Schriften auch viele neue Arbeit.“⁹⁰

Der Themenkreis dieses umfangreichen Werkes reicht vom Obstbaumschnitt (Erziehung der Bäume ohne Pfahl unter Anwendung des Rückschnitts und der wissenschaftlichen Begründung des Baumschnitts überhaupt) über verbesserte Methoden und Geräte zum Obstdörren sowie zur Obstweinherstellung bis zu neuen, selbst erfundenen oder verbesserten Werkzeugen und Hilfsmitteln, etwa zur Wundheilung und Schädlingsbekämpfung. Breiten Raum nimmt die Vorstellung der von ihm aufgefundenen wertvollen Obstsorten ein.⁹¹ Bis in unsere Gegenwart leisten Werke wie das „Illustrierte Handbuch der Obstkunde“ oder „Die Kernobstsorten Württembergs“ unersetzliche Dienste beim Wiederauffinden alter Obstsorten.

Eduard Lucas und der Obstbau in Württemberg

In seinem Vorwort zu den „Kernobstsorten Württembergs“ von 1854 hebt Lucas die Bedeutung des Obstbaus im damaligen Württemberg hervor: „Es gibt wohl kaum einen zweiten Staat in Deutschland, welcher einen so ausgedehnten Obstbau treibt wie Württemberg, wo der Obstmost das beliebteste Getränk des Landmanns, das tägliche Getränk des Handwerkers, wie überhaupt eines so großen Theiles der Bevölkerung geworden ist. Das Sprichwort der Landleute: ‚Wohlfeilheit der Lebensmittel wächst auf den Bäumen‘, spricht wohl genügend die Bedeutung der Obstcultur für die Wohlfahrt der Bevölkerung aus, und in der That ist es der Obstbaum, der zugleich Speise und Trank bietet, welcher als das beste Hülfsmittel bei Mangel an Mehlfrüchten betrachtet werden kann. Reiche Obstjahre gleichen den Verlust an Bodenfrüchten, den ein ungünstiger Jahrgang veranlaßt, nahezu aus, und der Obstbaum, wenigstens der Apfel- und Birnbaum, ist weitaus nicht so jenen climatischen Einflüssen, die ein Mißrathen der übrigen Nahrungspflanzen herbeiführen, unterworfen; er erträgt ohne Schaden eine länger dauernde

⁸⁹ Universitätsarchiv Tübingen, 117/871, Universitätsgärtner Christian Wilhelm Hochstetter.

⁹⁰ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 66.

⁹¹ W. Seelig, Nachruf (wie Anm. 30), S. 266.

Trockenheit und leidet auch durch anhaltende Feuchtigkeit weit weniger. Soll aber der Obstbau diesen segensreichen Einfluß ausüben, so muß er auch rationell betrieben werden, es ist vor allem darauf hinzuwirken, daß nur solche Obstsorten angepflanzt und vermehrt werden, welche für die verschiedenen climatischen und Bodenverhältnisse geeignet sind, reichliche Ernten liefern und deren Früchte auch einen wirthschaftlichen Wert haben.“⁹²

In der Einleitung zu „Württembergs Obstbau“ verweist Lucas auf die Tradition des Landes:

„Württembergs Obstkultur ist seit vielen Jahren durch ihre große Ausdehnung berühmt, und unsere Obstwälder, welche die Städte und Ortschaften umgeben, unsere Obstalleen, welche die Landschaften durchziehen und sie so malerisch machen, werden von allen Fremden, besonders von den Besuchern aus dem Norden Deutschlands, mit Bewunderung und Freude betrachtet. Fragen wir, woher eine solche außerordentliche Entwicklung des Obstbaues in Württemberg rühren mag, so ist die Antwort, daß mehrere frühere Landesfürsten, namentlich Herzog Christoph (1560–1568) und dann später Herzog Karl Eugen von Württemberg (1737–1793) den Obstbau sehr energisch förderten und daß vor etwa 150 Jahren eine sehr große und sehr gut gehaltene Herzogliche Obstbaumschule eine lange Reihe von Jahren auf der Solitude bestand, welche Major Schiller, Vater Friedrichs von Schiller, leitete, aus welcher wenigstens 100 Jahre lang nach und nach viele Hunderttausende von Obstbäumen in meist passenden guten, fruchtbaren Wirthschaftsobstsorten um ungemein billige Preise oder auch unentgeltlich an Gemeinden abgegeben wurden, was leicht thunlich war, da Soldaten und Invaliden zur Pflege der Baumschulen verwendet wurden. Hierdurch wurde es möglich, die Landesherrlichen Befehle bezüglich der regelmäßigen Bepflanzung der Straßen mit Obstbäumen leicht und zweckmäßig zur Ausführung zu bringen.

Neben dieser großartigen Baumschule auf der Solitude existierte auch in damaliger Zeit eine cameralamtliche Baumschule auf dem Einsiedel bei Tübingen, welche dann später nach Hohenheim verlegt wurde, aus welchen beiden Baumschulen, deren jede 40–50 Morgen Flächenraum umfaßte, ebenfalls eine außerordentlich große Anzahl, jedenfalls auch über Hunderttausend Obstbäume für's Land erzogen und abgeliefert wurden. Naturgemäß finden wir in der Nähe und auf etwa 10 Stunden Entfernung von diesen Baumschulen ziemlich die bedeutendste und älteste Obstkultur des Landes.

Aber auch die späteren Fürsten und Könige des Landes waren für die Hebung der Obstkultur mit Vorliebe tätig und zwar verdankt der württembergische Obstbau dem hochseligen König Wilhelm und seiner Majestät,

⁹² Eduard Lucas: Die Kernobstsorten Württembergs, Stuttgart 1854, S. III.

unserem König Karl gewiß nicht minder Aufschwung, welchen diese Kultur in der jetzigen Zeit gewonnen hat. Unter der Regierung beider Fürsten wurden weise, die Obstkultur fördernde Gesetze gegeben, Lehranstalten, in denen die Obstkultur gelehrt wurde, namentlich die Gartenbauschule in Hohenheim (1844) und die Königliche Weinbauschule in Weinsberg (1868) in's Leben gerufen und durch größere allgemeine Landes-Obstausstellungen das Interesse für das edlere und werthvollere Obst besonders gefördert und genährt. [...]

In diese Zeit fällt auch die Gründung des Pomologischen Instituts zu Reutlingen (1860), welches im Jahr seiner Gründung durch den Besuch des hochseligen Königs Wilhelm und am ersten Juni 1865 durch den Besuch Ihrer Majestäten des Königs Karl und der Königin Olga beglückt und beehrt wurde. [...]

Es wurde dem Verfasser damals, einige Jahre nach der Berufung in den württembergischen Staatsdienst als Institutsgärtner und Vorstand der Gartenbauschule in Hohenheim (1843), zu seinen angenehmsten Pflichten, jungen, strebsamen Leuten, welche nach Hohenheim kamen, um den Obstbau kennen zu lernen, neben dem regelmäßigen Unterricht in der Gartenbauschule einen besonderen kurzgefaßten Unterricht im Obstbau zu erteilen.

Mit vier Schülern, welche 1844 als sog. Hospitanten auf kurze Zeit nach Hohenheim kamen, wurde der Anfang gemacht. Als dann in den nächsten Jahren die Zahl dieser Obstbauschüler sich auf 6–7 vermehrte, und ich den Obstbau des Landes durch mehrere Reisen kennen gelernt hatte, schien es mir die nächste Aufgabe zu sein, tüchtige Baumwärter heranzuziehen, welchen die Pflege der Obstbäume in allen Obstbau treibenden Gemeinden übertragen werden könne. [...] Auch die Königliche Landwirthschaftliche Zentralstelle sprach sich dahin aus, daß sie das Institut der Baumwärter für das wirksamste Mittel zur Förderung der Obstkultur im Großen halte.“⁹³

In diesem Zusammenhang sei auf Robert Gradmanns „Pflanzenleben der Schwäbischen Alb“ verwiesen, der das Kapitel „Der Obstbau und andere Baumpflanzungen“ folgendermaßen einleitet: „Der Obstbau läßt sich nicht einfach dem Getreidebau oder Wiesenbau an die Seite stellen. Er ist bescheidener, trotz seiner mächtigen Wirkung in der Landschaft. Abgesehen von Baumschulen, verlangt er fast niemals eine Fläche für sich allein; er fügt sich in den Gartenbau, den Getreidebau, die Graswirtschaft ein in Form von Baumgärten, Baumäckern, Baumwiesen und baumbepflanzten Allmenden. Er besäumt besonders auch die Straßenränder und begnügt sich auch mit Dorf- und Hofplätzen, mit Hauswänden in Form von Spalieren oder Kammerzen. Es betritt kein Fremder das wirtenbergische Land, ohne über die Obstwälder zu staunen, die unabsehbar die Täler füllen, die Hügel überkleiden, ein wonniger An-

⁹³ E. Lucas, Württembergs Obstbau (wie Anm. 7), S. 1–5.

blick im bräutlichen Maienschmuck wie im Fruchtseggen des Herbstes. Es ist berechtigt, darin den sprechenden Ausdruck zu sehen für die Fruchtbarkeit des Landes, wie für den Fleiß seiner Bewohner. Aber so einzigartig ist weder das Land noch seine Bewohnerschaft. Wenn das württembergische Unterland in Beziehung auf Obstreichthum an der Spitze des ganzen Reiches steht, so hat das schon noch seine besonderen Gründe. Einmal in der ganz außergewöhnlichen Förderung des Obstbaus durch die altwürttembergische Regierung, wobei sich bereits Schillers Vater unter Herzog Karl besondere Verdienste erworben hat. Das Bepflanzen aller Straßenränder mit Obstbäumen wurde zur obrigkeitlichen Pflicht erhoben; die Bauern wurden auch gegen ihren Willen dazu gezwungen, wobei ihnen die jungen Bäumchen unentgeltlich geliefert wurden. Und der Apfel- und Birnenwein wurde als leichtes, gesundes Getränk so angelegentlich empfohlen, daß sein Genuß mit der Zeit eine wahre Volksleidenschaft geworden ist. Dadurch wurde nun allerdings in den meisten Landesteilen der Branntwein aus dem täglichen Gebrauch verdrängt; der ‚Most‘ ist zum alleinigen Hastrunk geworden, den jeder rechte Bauer und Bürger im Keller hat und täglich genießt, zum Teil in ungeheuren, gesundheitlich keineswegs unbedenklichen Mengen. Der Bedarf an Mostobst ist daher so groß geworden, daß man gar nicht Obstbäume genug pflanzen kann; es wird nicht bloß die ganze Obsternte im Lande selbst verbraucht: es müssen aus dem Ausland, besonders aus der Schweiz, auch aus Frankreich, alljährlich noch große Mengen zugeführt werden, um den gewaltigen Bedarf zu decken.“⁹⁴

Eine königliche Verordnung vom 23. Juni 1808, auf die sich Lucas noch 1851 bezieht, bestimmte, daß „die Obstbaumzucht in allen Theilen des Königreiches, wo derselben nicht etwa durch Klima und Lage natürliche Hindernisse im Wege stehen, verbreitet und auf alle Weise befördert werde. Dieselbe ordnet ferner an, daß in allen Oberämtern, in welchen noch keine Baumschulen vorhanden sind, mithin die Bäume mit größeren Kosten herbeigebracht werden müssen, baldmöglichst entweder durch Privatunternehmung oder auf Kosten der Amtspflegen umso mehr *dergleichen Baumschulen angelegt werden sollen, als solche für diesen so nützlichen Vortheil gewähren, daß die Bäume sich schon von ihrer ersten Entstehung an, an Boden und Klima gewöhnen.*“⁹⁵

Eine im Herbst 1850 „in höherem Auftrag“ durchgeführte „pomologische Reise“ über die Alb, durch Oberschwaben und einen Teil des Schwarzwaldkreises zeigte Lucas den „oft sehr beklagenswerthen Zustand vieler Gemeindebaumschulen“ in den genannten Gegenden. Besondere Mängel sieht Lucas im Fehlen „einer geordneten schlagweisen Bewirthschaftung des zur Baum-

⁹⁴ Robert Gradmann: Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, 4. Auflage, Stuttgart 1950, S. 247.

⁹⁵ E. Lucas, Die Gemeindebaumschule (wie Anm. 6), Vorwort zur 1. Auflage.



Die Knausbirne, auch Pfullinger Birne genannt, war eine der am häufigsten vorkommende Birnensorte in Württemberg. Sie eignete sich besonders zur Dörrobstherstellung und trug wie der Luikenapfel – so Lucas – wesentlich zum Aufschwung des Obstbaus in Württemberg bei.

der Saat bis zu dem Zeitpunkt, wo dieselben als *gehörig erstarkte Hochstämme* auf ihre festen Standorte gebracht werden.“⁹⁹ „Die Gemeindebaumschule“ als „Dienstanweisung für Gemeindebaumschulwärter“ erschien auch in ungarischer Sprache und fand Verbreitung und Anwendung in Norddeutschland und benachbarten Ländern wie Böhmen und Kärnten.

Nach 20 Jahren der durch Lucas eingeleiteten und durchgeführten Fördermaßnahmen gibt ein Jubiläum Anlaß zu einer Bestandsaufnahme. Zur silbernen Hochzeit des württembergischen Königspaares Karl und Olga veröffentlicht Lucas eine Festgabe des Pomologischen Instituts in Reutlingen mit dem Titel „Württembergs Obstbau“, eine „Kurze Darstellung des Zustandes unserer Obstkultur in den verschiedenen Bezirken des Landes, der Vorzüge oder

schule angewiesenen Grundstücks und das leidige Zwischenpflanzen junger Wildlinge⁹⁶ zwischen erwachsenen Baumreihen, wodurch nach und nach die sämtlichen vorhandenen Bäume in einen kläglichen Zustand kommen mußten.“⁹⁷

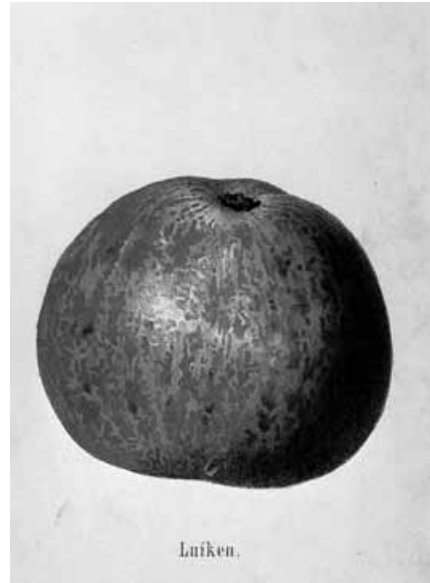
Die Folge solcher Mängelberichte waren verstärkte Bemühungen um eine Verbesserung der Zustände in den Baumschulen des Landes, wozu auch Lucas' Schrift „Die Gemeindebaumschule“⁹⁸ gehörte. Sie behandelte unter vielem anderen „die Erziehung und Pflege der *verschiedenen Obstbaumarten, welche einen allgemeinen Werth für die Anpflanzung im Großen haben*, die Erziehung junger Aepfel- und Birnbäume, Süßkirschen, Weichseln, Zwetschgen, Pflaumen und Welschnüsse von

⁹⁶ In seiner „Lehre vom Obstbau auf einfache Gesetze zurückgeführt“ (wie Anm. 48) definiert Eduard Lucas unter § 20 u. a. den Begriff „Wildling“: „Der abgeschnittene Zweig einer Pflanze, der in der Erde Wurzel treibt und eine neue Pflanze bildet, heißt *Steckling*, dagegen, wenn er noch mit seiner Mutterpflanze zusammenhängt, *Ableger*; ein Zweig, der auf einen anderen Zweig oder Stamm gleichsam gepflanzt und mit letzterem in so innige Verbindung gebracht wird, daß er auf demselben fortwächst, heißt *Edelreis*; die Pflanze, worauf das Edelreis gesetzt wird, *Unterlage*, *Wildstamm* oder *Wildling*, und die Operation, wodurch beide in Verbindung gebracht werden, wird *Veredelung* genannt.“

⁹⁷ E. Lucas, Die Kernobstsorten (wie Anm. 92), S. IV.

⁹⁸ E. Lucas, Die Gemeindebaumschule (wie Anm. 6).

⁹⁹ Ebd., S. IV ff.



Der Luikenapfel, dargestellt in den „Abbildungen württembergischer Obstsorten“ von 1858. Lucas beschreibt ihn in der Einleitung als den „Stolz unsers württembergischen Obstbau’s, eine Obstsorte, die gar nicht genug geschätzt und angepflanzt werden kann, besonders von Gemeinden auf Allmandplätzen“. Tatsächlich war der Luikenapfel, hochgeschätzt als Tafel- und Mostapfel, um 1900 die meistverbreitete Apfelsorte Württembergs.

Mängel derselben und die Mittel zur Hebung der letzteren“.¹⁰⁰ In ihr verweist Lucas auf die in Hohenheim ab 1850 durchgeführten regelmäßigen Unterrichtskurse, durch die in den ersten zehn Jahren, bis zu seinem Weggang von Hohenheim, etwa 300 Baumwärter ausgebildet wurden. Auch danach blieb die Hohenheimer Einrichtung erhalten, so daß 1870 etwa 600 dort ausgebildete Baumwärter im Lande tätig sein konnten. Hinzu kamen weitere 600 Zöglinge und Hospitanten des Reutlinger Instituts, unter denen 250 Württemberger waren. Wegen eines großen Andrangs zu den Baumwärterkursen betrug der Unterricht in Hohenheim 1870 nur 5–6 Wochen, was Lucas nicht für ausreichend hielt, selbst schon vorgebildete Leute genügend mit den Lehren der rationalen Obstkultur und der denselben entsprechenden Praxis bekanntzumachen. Im Reutlinger Institut dauerte dann auch ein „Grundkurs“ 10 Wochen und konnte auf 7 Monate ausgeweitet werden. Jedoch, räumt Lucas 1871 ein, hätten „alle höheren Anordnungen und aller Unterricht es nicht vermocht,

¹⁰⁰ E. Lucas, Württembergs Obstbau (wie Anm. 7).

unseren Obstbau zu einer solchen Ausdehnung und Bedeutung zu bringen, wie er sie verlangt hat; es war das Bedürfniß des Volkes; es war das Verlangen nach dem ihm zum Lieblingsgetränk gewordenen Obstmost, welches der mächtigste Hebel zur Ausbreitung der Obstkultur wurde.“¹⁰¹

Die Volkstümlichkeit und die Verbreitung des württembergischen Obstbaus führt Lucas aber auch auf zwei Obstsorten zurück: den „Luikenapfel“ und die „Knausbirn“, die sich „durch vorzügliches Gedeihen auch in minder günstigen Lagen, durch sehr hohe Fruchtbarkeit und hohen Nutzungswerth der Früchte für wirthschaftliche Zwecke auszeichnen. Diese Sorten sind durch das ganze Land verbreitet und werden noch jetzt von den Landleuten gern gepflanzt. [...] Diesen beiden, von jedem Landmanne schon am Baum gekannten Sorten, schließen sich noch viele werthvolle Wirtschaftsobstsorten an, welche aber doch mehr nur eine lokalere Verbreitung haben, wenigstens den beiden genannten bezüglich ihres Werthes nachstehen.“¹⁰²

Wie bedeutend der Obstbau einzelner Gegenden war, verdeutlicht Lucas an Reutlinger Zahlen, die „auf genauer stadträthlicher Schätzung“ im Jahr 1860 beruhen: „Die ganze Markung besitzt 1500 Morgen Baumfeld. Nach annähernder Schätzung stehen auf dieser Fläche 60 000 Stück Kernobstbäume, 18 000 Stück Steinobstbäume, was durchschnittlich 52 Stück auf den Morgen ausmacht, oder richtiger 36 bis 40 Kernobstbäume und 60–70 Zwetschgenbäume, die auf 1 Morgen kommen. Der Obstertrag 1860 ist geschätzt auf 300 000 Simri Kernobst, 40 000 Simri Steinobst, zusammen 340 000 Simri Obst. Rechnet man 2½ Simri durchschnittlich = 1 Ctr., so hat Reutlingen in dem Jahr 1860 136 240 Ctr. Obst geerntet. Es ist uns nicht bekannt, daß in irgendeinem deutschen Lande ähnliche Ziffern auf einem Areal von gleicher Ausdehnung nachgewiesen werden könnten.“¹⁰³

Weitere Maßnahmen zur Verbesserung der Obstkultur Württembergs, auf die Lucas hinwies, waren der Unterricht in den Ackerbauschulen, der Gartenbauschule und Weinbauschule des Landes, sowie in den immer mehr sich verbreitenden landwirtschaftlichen Abendschulen. Letztere waren für die „einfachen Landleute“ vorgesehen, die den größten Anteil unter den Obstzüchtern ausmachten. In vielen Gegenden des Landes war die Zahl der Bäume weit größer als sie sein sollte, um *alle* durch Baumwärter pflegen und warten zu können.

Die erforderlichen Ratschläge vermittelte Lucas mit einfachen und auf das Nötigste beschränkte Schriften, wie zum Beispiel die „Unterhaltungen über Obstbau“ aus der Reihe „Des Landmanns Winterabende“ (Stuttgart 1876). In dieser Veröffentlichung läßt Lucas in 16 Abendunterhaltungen Dorfbewohner, unter ihnen ein erfahrener Gärtner, der Schultheiß, Gemeinderäte, Bau-

¹⁰¹ Ebd., S. 5.

¹⁰² Ebd., S. 6.

¹⁰³ Ebd., S. 7 f.

ern, Schullehrer und Pfarrer, ihre Erfahrungen mit Obstanbau in direkter Rede austauschen. Die letzte der 16 Abendunterhaltungen ist eine Zusammenfassung in Versform, das „Lehrgedicht eines Obstfreundes über Baumzucht“, mit dem „manches nochmals in das Gedächtnis zurückgerufen wird“.¹⁰⁴

Lucas Beschreibung des Standes der Obstkultur in den einzelnen Bezirken des Landes

In der erwähnten Festschrift von 1871 beschreibt Lucas den Stand der Obstkultur in jedem einzelnen der 64 Oberämter des Landes und stützt sich dabei auf die um 1870 „von der Königlichen Zentralstelle des Landes erstellten Erhebungen und eigene Wahrnehmungen“. Zu den Beschreibungen gehört auch die des Oberamtes Reutlingen:

„Der Obstbau des Bezirks ist, soweit der Bezirk in den Albtäälern liegt, sehr bedeutend, wogegen die Orte auf der rauhen Alb erst in neuerer Zeit mit der Einführung der Obstkultur begonnen haben. Reutlingen, Pfullingen, Eningen, Unter- und Oberhausen nebst Honau haben den bedeutendsten Obstbau. Unter den angepflanzten Bäumen sind im Allgemeinen die Äpfel überwiegend. Zwetschgen werden im Pfullinger und Honauer Tal in großer Ausdehnung gebaut. Kirschen kommen in Ohmenhausen und Gomaringen vor. Von den Alborten ist besonders Großengstingen neuerdings bemüht, eine ausgedehntere Obstkultur einzuführen. Der aus älterer Zeit stammende Obstbau auf der Alb bei Genkingen, 2714 Wttb. Fuß ü. M. mit ungefähr 1500 Obstbäumen, die zum Teil gute Erträge liefern, ist noch besonders hervorzuheben. Die auf den Baumgütern Reutlingens und den der Talorte des Bezirks vorzüglich verbreiteten Obstsorten sind: *Luiken, Korällesäpfel, Bronnapfel, Schneiderapfel, Weinapfel, Rother Baschesapfel (Schmied-Bastle), Danziger Kantapfel, Stettiner, Gestreifter Süßapfel, Gaisbühler, Fellbacher und noch verschiedene Streiflinge*. In den letzten Jahrzehnten sind zu diesen Sorten vorzüglich gekommen die *Canada-Reinette* (hier *Rümelins-Reinette*), *Gold-Parmäne, Bohnapfel, Parkers Pepping, Gäsdonker-R., Königl. Kurzstiel, Kleiner Langstiel, Große Casseler-R., Kaiser Alexander, Carmeliter-R., Gravensteiner, Rother Taubenapfel (hier Hannoveraner), Muscat-R., Langtons Sondergleichen u. a.*

Von Birnen sind sehr verbreitet unter allen die *Knausbirn*, besonders bei Pfullingen, woher sie auch *Pfullingerbirn* genannt wird; ferner *Palmischbirn, Gelbe Wadelbirn, Große Rommelterbirn, Adams Giesersbirn (Lokalsorte), Wildling von Einsiedel*, wozu in neuerer Zeit die *Weilersche Mostbirn* und die *Normännische Ciderbirn* gekommen sind. In den Gärten finden

¹⁰⁴ Eduard Lucas: Unterhaltungen über Obstbau, 5. Auflage, Stuttgart 1914.



Der Gewölberaum im Direktorenhaus mit einer Präsentation von Früchten, 1862.

sich eine Menge edler Sorten in häufiger Verbreitung, namentlich die *Grumkower Butterbirn*, *Napoleons Butterbirn*, *Grüne Sommer-Magdalene (Glasbirn)*, *Weißer Herbstbutterbirn*, *Gelbe Sommer-Herrenbirn (Adelsbirn)*, *Hardenponts Winterbutterbirn*, *Holzfarbige Butterbirn*, *Diels Butterbirn*, *Weißer Herbstbutterbirn* (als *Wulliwuschbirn*) usw. und es dürfte die Zahl der besseren Sorten, welche sich jetzt rasch verbreiten, bald beträchtlich zunehmen.

Von den Baumschulen des Bezirks sind 6 zu nennen. Zunächst die des Pomologischen Instituts in Reutlingen mit einem Flächenraum von über 15 Morgen und einem Bestand von etwa 70 000–80 000 veredelter Bäume; die des Gemeinderaths Weckler und die des städtischen Baumaufsehers Pfennig, jede etwa $\frac{1}{2}$ Morgen groß. Handelsgärtner Rall in Reutlingen und dessen Bruder in Eningen haben ebenfalls Baumschulen von je 1–2 Morgen Flächenraum. Außer diesen werden von den Weingärtnern eine Menge Bäume, einzeln stehend in den Weinbergen erzogen und auf den Markt ge-

bracht. Im Frühjahr bei Beginn der Pflanzzeit ist der Baummarkt in Reutlingen oft sehr bedeutend.

Eigentliche Baumwärter sind im Bezirk nicht aufgestellt. Reutlingen hat einen städtischen Baumaufseher; dagegen wird seitens des landwirthschaftlichen Vereins durch Stadtrat Weckler und den pomologischen Wanderlehrer Fritzgärtner in Reutlingen auf Verbesserung der Obstkultur, namentlich der Baumpflege, welche noch sehr Vieles (namentlich in der Pfullinger und Eninger Gegend) zu wünschen läßt, hingewirkt.

Das geerntete Obst wird in großartigem Maßstab gemostet, aber auch in ziemlicher Menge gedörft. Größere Sortimente von Obstsorten finden sich in dem Garten des Pomologischen Instituts (von über 3000 Sorten); in einem zu einer Obstanlage umgestalteten Weinberg des Kaufmann W. Fink (über 500 Sorten) und in der Baumpflanzung des Baumaufsehers Pfennig, welcher etwa 300 Sorten angepflanzt hat.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß bei Reutlingen eine Anzahl Baumgüter durch die Herren Pfennig und Weckler musterhaft ausgeputzt wurden und als Beispiel für andere dastehen, ebenso ist das 7 Morgen umfassende *Musterbaumgut des Pomologischen Instituts* zu bemerken, worin sich über dreihundert 30jährige, kräftige, junge Bäume, meist reihenweise mit den werthvollsten Sorten veredelt, befinden, bei welchen theilweise in den letzten Jahren die Sommergejüngung mit dem glänzendsten Erfolg angewendet wurde, sehr erwähnenswerth. Es hat dieses Baumgut in seiner sehr praktischen Einrichtung den Beweis geliefert, wie auf derselben Fläche der Obst-, Getreide- und Wiesenbau nebeneinander und zwar so betrieben werden können, daß keine dieser Kulturen durch die andere beeinträchtigt wird. Es dürfte diese Baumanlage vielleicht eine der schönsten des ganzen Landes sein. Das Baumgut wurde vor 30 Jahren auf einer früheren Lehmgrube seitens der Stadt Reutlingen angelegt und gelangte 1864 in den Besitz des Pomologischen Instituts. Für die Obstkultur des Bezirks hat sich der verstorbene Apotheker Fehleisen in Reutlingen früher sehr verdient gemacht.¹⁰⁵

Lucas' Beschreibung des Bezirks Tübingen enthält folgenden Hinweis: „Zu bemerken ist, daß sich in Mähringen, OA. Tübingen, der sehr ausgedehnte *Deutsche Obstmuttergarten*, eine Anlage von circa 1000 Hochstämmen, mit den werthvollsten Aepfel- und Birnsorten veredelt, befindet, welcher später einen großen Einfluß auf die Verbreitung werthvoller und ergiebiger Obstsorten im Lande ausüben wird.“¹⁰⁶

Auf den Mähringer Obstmuttergarten verweist auch der bereits erwähnte biographische Bericht über Eduard Lucas in der „Deutschen Gärtnereizeitung“ des Jahres 1881: „Der Obstmuttergarten in dem nahen Mähringen enthält die

¹⁰⁵ E. Lucas, Württembergs Obstbau (wie Anm. 7), S. 30 ff.; Hervorhebungen im Original.

¹⁰⁶ Ebd., S. 34. Das Areal dieses einstigen „Deutschen Obstmuttergartens“ existiert als ausgedehnte Streuobstwiese heute noch. Es hat eine Fläche von etwa 17 ha.

meisten Probe- und Sortenbäume und ist zugleich Schule für Baumpflege. Derselbe gehört aber der Ortsgemeinde und ist nur an Lucas verpachtet.“¹⁰⁷

Lucas und die Pomologie im 19. Jahrhundert

Die Pomologie war im 19. Jahrhundert ein beliebtes Hobby naturkundlich interessierter Pfarrer, Ärzte, Lehrer, Apotheker, Schloß- und Klostergärtner. Eine riesige Zahl unterschiedlicher Obstgehölze und deren Früchte, besonders Apfel- und Birnensorten, regte zum Sammeln und genauen Beschreiben an. Daraus wiederum ergaben sich Bemühungen um systematische Einteilung der (Kern-)Obstsorten. Eine solche wissenschaftlich angelegte Beschäftigung mit den damaligen Obstsorten, zu denen im weiteren Verlauf auch die übrigen Obstarten wie Steinobst, Beerenobst usw. hinzukamen, bezeichnete man als „Pomologie“. Der Begriff geht zurück auf das Werk „Pomologia“ (Leuwarden 1758) des Niederländers J. H. Knoop (1706–1769). Es enthält, worauf schon im Titel hingewiesen wird, Beschreibungen und farbige Abbildungen in natürlicher Größe, insgesamt eine Auswahl der „besten Sorten der Äpfel und Birnen, welche in Holland, Deutschland, Frankreich, Engelland und anderwärts in Achtung stehen, und deswegen gebauet werden.“

Im Verlauf von 100 Jahren folgten ähnliche Werke; die Zahl der beschriebenen Sorten nahm dabei stetig zu. Waren es bei Knoop noch 103 Apfel- und 82 Birnensorten, so beschrieb F. W. Hinkert, Vorsteher der Obstbauschule Weihestephan, in seinem „Systematisch geordneten Handbuch der Pomologie“ (München 1836) 918 Apfel-, 293 Birnen-, 50 Pflaumen-, 90 Kirsch- sowie einige Beeren- und Schalenobstsorten.

Die steigende Anzahl der beschriebenen Sorten war eine Folge der Intensivierung des Obstbaues im 18. und 19. Jahrhundert. Zuvor schon, im Laufe von Jahrhunderten, hatte sich ein riesiges Potential an Obstbaumsorten für die Auslese gebildet. Aus Wäldern und Hecken, aber auch von den Rändern der Siedlungen oder Baumschulen wurden junge Bäume oft als „billige Ware“ ausgegraben, besonders wenn unter dem Druck der Obrigkeit zu pflanzen war und die erforderlichen Bäume nicht in ausreichender Menge zur Verfügung standen. Jungpflanzen wurden häufig aus den Kernen der Tresterabfälle der Mostbereitung herangezogen.¹⁰⁸

Fast alle unsere heutigen alten Sorten sind „Zufallssämlinge“¹⁰⁹, die von Obstbauern, Baumschulen oder den berühmten Pomologen jener Zeit ausge-

¹⁰⁷ H. Jäger, Dr. Eduard Lucas (wie Anm. 15), Nr. 11, V. Jg., S. 128.

¹⁰⁸ Walter Hartmann: Farbatlas Alte Obstsorten, Stuttgart 2000, S. 7 ff.

¹⁰⁹ Die heutigen (Kern)Obstsorten sind das Ergebnis einer langen Auslese. Die Bäume wurden und werden unter Anwendung schon in der Antike bekannter Verfahren gezogen: Aus Kernen gezogene „Wurzelunterlagen“ werden mit einem sproßbildenden „Edelreis“ verbunden. Ein solcher Zweipflanzen-Aufbau ist deshalb erforderlich, weil die mit Samen vermehrten Obstbäume ihren Sortencharakter verlieren. Aus jedem Samen geht eine erblich

lesen wurden, deren Mutterpflanzen unbekannt sind und die durch Pfropfung oder Okulation vermehrt wurden. Je nach Qualität und Anpassungsfähigkeit entstanden dann lokale, regionale oder überregionale Sorten.

Erfolgreiche Obstzüchtungen durch künstliche Befruchtungen sollen einzeln bereits im 18. Jahrhundert, etwa durch den Abbé Hardenpont (1705–1774) gelungen sein, der in Mons im Hennegau hochgeschätzte Birnensorten züchtete.¹¹⁰ Tatsächlich wurden jahrtausendlang Pflanzen und Tiere gekreuzt in der Hoffnung, wünschenswerte Eigenschaften der Kreuzungspartner zu kombinieren. Dies geschah jedoch rein empirisch. Eine gezielte, auf wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhende Obstzüchtung war erst nach 1900 möglich, als Gregor Mendels Erbgesetze¹¹¹ wiederentdeckt und ihre Allgemeingültigkeit bestätigt worden waren.

Ihre Hauptaufgabe sahen die Pomologen des 19. Jahrhunderts – die Vielfalt der Obstsorten war noch unüberschaubar – in einer wissenschaftlich genauen Beschreibung, Systematisierung und Klassifizierung der Sorten. Richtungsweisend für sie war vor allem die Einstellung des schwedischen Naturforschers Carl von Linné (1707–1778), nach der ein Botaniker um so bedeutender sei, je mehr „Species“ er kenne. Systematisch wurden die beschriebenen Sorten gesammelt und häufig mit der ausgesprochenen Absicht der Sortensichtung und Sortenerhaltung in Obstgärten kultiviert. Um 1800 wurden die ersten pomologischen Vereine gegründet, deren Haupttätigkeit darin bestand, ihre Mitglieder mit Edelreisern wertvoller Obstsorten zu versorgen und die allgemeine Sortenkenntnis zu vertiefen. Indem man die Obstgärten der Dörfer durchmusterte, fand man viele neue, unbekanntere Sorten, denen klangvolle Namen gegeben wurden.

neue Form, eine neue Sorte hervor. Eine sortenechte Vermehrung kann daher beim Obst nur auf ungeschlechtlichem Weg erfolgen. Dies geschieht entweder durch Okulieren, indem eine Knospe, das „Edelauge“, in einen T-förmigen Schnitt in der Rinde der Unterlage eingesetzt wird, oder durch „Pfropfung“, bei der die Unterlage mit einem Zweigstück, dem „Edelreis“, zusammengebracht wird. Die Unterlagen entstehen aus Samen (daher „Sämlinge“), die entweder kontrolliert gezogen werden oder wild heranwachsen, weshalb man sie „Wildlinge“ nennt. Wächst ein Sämling zu einem Baum heran, so erzeugt er viele Samen mit jeweils eigener, neukombinierter Erbinformation. Kein einziger der aus diesen Samen sich entwickelnden Bäume hätte genau dieselben Merkmale und Eigenschaften wie die Mutterpflanze oder die „Geschwister“. Sie sind alle Unikate. Unter den vielen Samen aber könnte ein „Zufallssämling“ sein, mit neuen, wertvollen Eigenschaften seiner Früchte. Will man einen solchen „Zufallssämling“ unter Bewahrung seiner wertvollen Merkmale vermehren, so gelingt dies nicht durch Samen, sondern nur über dessen Organteile wie Knospen oder Zweige mit konstanter Erbinformation, die mit der genetisch verschiedenen Unterlage verbunden werden, was man „Veredelung der Unterlage“ nennt. Die genetischen Grundlagen der Veredelung, wie überhaupt der Pflanzen- und Tierzüchtung, waren allerdings im 19. Jahrhundert noch unbekannt.

¹¹⁰ Nicolas Gaucher: Handbuch der Obstkultur, Berlin 1889, S. 7.

¹¹¹ Gregor Mendel (1822–1884): Versuche über Pflanzenhybriden, Brünn 1865.

In dieser Zeit entstand der „Sortenwirrwarr“ mit den vielen Synonymen, unter dem der deutsche Obstbau bis weit in das 20. Jahrhundert zu leiden hatte. Stark verbreitete Sorten führten örtlich unterschiedliche Benennungen. So nennt Matthieu 92 Namen für die Apfelsorte „Roter Stettiner“, 62 für „Orleans Reinette“, 53 für „Kanadarenette“ und „Weißer Winterkalvill“, 47 für „Königlichen Kurzstiel“, 43 für „Karmeliter Reinette“, 40 für „Edelborsdorfer“, 26 für „Blenheim“ usw.¹¹²

Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts bemühten sich Pomologen, Klarheit in die verwirrende Vielfalt von Sorten zu bringen und ihnen eindeutige Namen zu geben. „Dabei sind die Namen nicht Schall und Rauch, sondern für Praxis und Theorie die Basis aller Anzucht-, Ernte-, Lager- und Handelsmaßnahmen für Bäume und Früchte mit ihren bestimmenden Merkmalen, die nur mit diesem Namen verbunden sind, und eine Sorte von äußerlich ähnlichen Sorten eindeutig abgrenzt. Stimmen Name und Sorte nicht überein, so entstehen die Fehlleistungen in Pflanze, Ernte und Lagerung.“¹¹³

Die steigende Zahl der Obstsorten führte schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Bestrebungen, die Sortenzahl zu beschränken. Auf der ersten Versammlung deutscher Pomologen in Naumburg 1853 wurde erstmals ein „Reichsobstsortiment“ vorgeschlagen: Sorten, „die bei guter Qualität in ganz Deutschland gedeihen möchten“. Es waren dies die 10 Apfelsorten: Gravensteiner, Roter Wintertaubenapfel, Kanadarenette, Wintergoldparmäne, Großer Rheinischer Bohnapfel, Borsdorfer, Luiken, Winterzitronapfel, Karmeliter Reinette, sowie 9 Birnensorten: Großer Katzenkopf, Napoleons Butterbirne, Forellenbirne, Colomas Herbstbutterbirne, Hardenpontos Herbstbutterbirne, Liegels Winterbutterbirne, Capiaumont, Weiße Herbstbutterbirne und Weiße Apothekerbirne.¹¹⁴

Auch Lucas stellte bereits in Hohenheim ein „Württembergisches Normal-sortiment“ auf und veröffentlichte als Empfehlung „Württembergs verbreitetste Obstsorten“.¹¹⁵ Ein nachhaltiger Erfolg aber war den Bestrebungen nach Sortenreduzierung zunächst nicht beschieden. Dem Bemühen der „Modernisierer“ um Sortenvereinheitlichung stand das Verlangen der „Traditionalisten“ nach Sortenvielfalt entgegen. Die Auseinandersetzungen in dieser Frage hielten beispielsweise im Deutschen Pomologenverein bis über dessen Auflösung im Jahr 1919 hinaus an.

Als im weiteren Verlauf, vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg, mit der Zunahme des Marktoftbaues rationellere Produktionsmethoden zu einer

¹¹² C. Matthieu: *Nomenclator Pomologicus*. Verzeichnis der im Handel und in Kultur befindlichen Obstsorten mit ihren Synonymen oder Doppelnamen, Berlin 1889, in: Herbert Petzold: *Apfelsorten*, Leipzig-Radebeul 1979, S. 38.

¹¹³ H. Petzold, *Apfelsorten* (wie Anm. 112), S. 38.

¹¹⁴ [http://www. Weihenstephan.de](http://www.Weihenstephan.de): „Von der Pomologie zur Chemotaxonomie“, 1994.

¹¹⁵ G. Schaal, *Das Pomologische Institut* (wie Anm. 5), S. 36.



Titelseite des Werks „Pomologia“ von Johann Hermann Knoop (Lewwarden 1758) in der deutschen Übersetzung von G. L. Huth. Der Titel begründete den allgemeinen Begriff „Pomologie“ für Obstsortenkunde. In J. H. Knoops Publikation sind die Obstsorten erstmals farbige und in natürlicher Größe dargestellt.

fortschreitenden Spezialisierung auf wenige Standardsorten führten, geriet die Pomologie im engeren Sinne (Beschreibung, Bestimmung, Empfehlung von Sorten) in ein Schattendasein. Das Wissen um die vielen alten Obstsorten mit ihren unterschiedlichsten Merkmalen und Eigenschaften ging vielfach verloren,¹¹⁶ auch wenn manche der alten Sorten in Beständen alter hochstämmiger Bäume die wechselvollen Zeiten überdauern konnte.

In der „Festschrift zum fünfzigjährigen Bestehen des Pomologischen Instituts in Reutlingen“ von 1910 findet sich eine Würdigung der Arbeit einstiger Pomologen unter Hervorhebung der Leistungen Eduard Lucas': „Die pomologische Wissenschaft, die heute in gewissen Kreisen nur noch gerade geduldet ist, [...] ist mit dem Namen Lucas aufs engste verknüpft. Dr. Ed. Lucas hat die

¹¹⁶ Wie stark beispielsweise die Kenntnis unterschiedlicher Apfelsorten im Alltagswissen verankert war, zeigt folgendes Beispiel: Das „Praktische Kochbuch für die gewöhnliche und feinere Küche“ von 1910 verlangte als Zutaten eines Gänsebratens mit Apfelkompott nicht „Äpfel“, sondern ausdrücklich „Borsdorfer Renetten“.



J. G. C. Oberdieck, Franz Jahn und Eduard Lucas, die Herausgeber des „Illustrierten Handbuchs der Obstkunde“.

schwierigste aller Arbeiten im Obstbau mit seinen damaligen Freunden Oberdieck und Jahn bewältigt, die Sammlung und Sichtung der unendlich vielen in Deutschland eingeführten, entstandenen und angebauten Obstsorten. Ein wahres Riesenwerk, das Fundament auf dem wir heute weiterbauen. Der Rückblick, den wir heute auf die 50jährige Tätigkeit des Pomologischen Instituts werfen, macht es uns ganz besonders zur Pflicht, der Baumeister an diesem Werk zu gedenken.“¹¹⁷

Zu diesem Riesenwerk gehört auch das unvergleichliche „Illustrierte Handbuch der Obstkunde“ von E. Lucas, F. Jahn und J. G. C. Oberdieck. Es enthält, ausführlich beschrieben und gezeichnet, 689 Apfel-, 762 Birnen-, 232 Kirschen-, 280 Pflaumen-, 88 Pfirsich-, 150 Stachelbeer-, 36 Johannisbeer-, 36 Himbeer- und 11 Brombeersorten. Den acht Hauptbänden folgte ein Ergänzungsband mit weiteren 150 Apfel-, 150 Birnen-, 3 Kirschen-, 9 Pflaumen-, 20 Pfirsich- und 35 Aprikosensorten. Insgesamt also 2700 Sorten, darunter 839 Apfel- und 912 Birnensorten.

¹¹⁷ G. Schaal, Das Pomologische Institut (wie Anm. 5), S. 36.

Eine einschränkende, kritische Beurteilung allerdings erfährt dieses Werk bereits durch Lucas selbst in seinen Lebenserinnerungen: „Meine Beteiligung an dem 2. und folgenden Bänden war deshalb so gering, weil ich mit der Richtung, welche Oberdieck und Jahn genommen, nicht einverstanden war und sein konnte. Theils wurden Sorten aufgenommen, die absolut keine Verbreitung hatten und auch keine verdienten, dann beschrieb Jahn gar manche Sorten, z. B. viele württembergischen Mostbirnen, die er so gut wie gar nicht kannte und schliesslich machten beide ihre Beschreibungen viel zu umständlich und lieferten meistens *statt systematischer Beschreibungen*, wie sie in ein Handbuch zum Nachschlagen gehören, *Monographieen*, welche den gegebenen Raum weit überschritten [...]. Trotzdem ist das Werk ein sehr brauchbares, nützlich, ja unentbehrliches.“¹¹⁸

Dieser Beurteilung stimmen auch noch heutige Pomologen zu, wenn es darum geht, alte Obstsorten zu bestimmen, deren Namen niemand mehr weiß. Die systematische Erfassung aller bekannten Obstsorten sah Lucas als wichtigste Aufgabe der Pomologie an. Die Obstsorten sollten nach ihren Merkmalen so beschrieben sein, daß es möglich wäre, unbekannte Früchte schnell und sicher zu bestimmen. Die Bearbeitung und Veröffentlichung eines „Systematischen Leitfadens zum Bestimmen der Obstsorten“ sah er als „notwendigste Arbeit auf dem Feld der Pomologie“ an.¹¹⁹ Bereits 1849 veröffentlichte er ein „Künstliches System zur Eintheilung der Apfelsorten“.¹²⁰ Diesem lag ein System des bedeutenden Pomologen A. F. A. Diel, dem „Linné der deutschen Pomologen“, aus dem Jahr 1799 zugrunde, das Lucas später von 7 auf 15 Klassen erweiterte, um die zur Landesausstellung 1852 gezeigten Kernobstsorten geordnet vorlegen zu können. In diesem „Diel-Lucas'schen System der Apfelsorten“¹²¹ sind die Früchte nach folgenden Merkmalen geordnet: Gestalt und Größe der Frucht, Beschaffenheit der Schale, Fruchtfleisch und seine Eigentümlichkeiten, Kernhaus.

Beispiele für die Einteilung in Klassen

Jede Klasse ist in zwei bis fünf Ordnungen unterteilt, wobei „Farbe der Schale“ und „Beschaffenheit des Kelches“ die bestimmenden Merkmale sind. „Nach diesem System ergaben sich 78 Unterabtheilungen, die sehr leicht aufzufinden sind und innerhalb welchen eine uns unbekannte Apfelsorte sicher und doppelt so schnell aufzufinden ist, als nach dem ursprünglichen Diel-

¹¹⁸ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 57.

¹¹⁹ Eduard Lucas: Clavis pomologica. Systematischer Leitfaden zum Bestimmen der Obstsorten, in: Pomologische Monatshefte, Heft 4, 1882, S. 97 ff.

¹²⁰ Eduard Lucas: Künstliches System zur Eintheilung der Apfelsorten, in: Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft Nr. 42, 1848 sowie Nr. 39, 1849.

¹²¹ Eduard Lucas: Einleitung in das Studium der Pomologie, Bd. II, Stuttgart 1877, S. 129.

schen System, während dasselbe doch nur wenig verändert ist.“¹²² 1860 wurde dieses System von Lucas auch im „Illustrierten Handbuch der Obstkunde“¹²³ angewandt.

Obwohl Lucas sein System als brauchbar befand, trachtete er ständig nach Verbesserungen, vermutlich deshalb, weil er in der praktischen Anwendung seines Systems immer wieder mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. So variieren die dem System zugrundeliegenden Unterscheidungsmerkmale beträchtlich, weil verschiedene Faktoren wie Beschaffenheit des Standortes, Lichtverhältnisse oder Anbautechniken die Merkmalsausbildung modifizieren können. Allein dadurch ist eine zweifelsfreie Bestimmung erschwert, oft unmöglich. Hinzu kommt, daß die Zahl der möglichen Apfelsorten unendlich groß ist und sich schon deshalb das Lucassche Obstsortensystem als ein „offenes“ System von dem Botanischen System Linnés¹²⁴ unterscheidet.

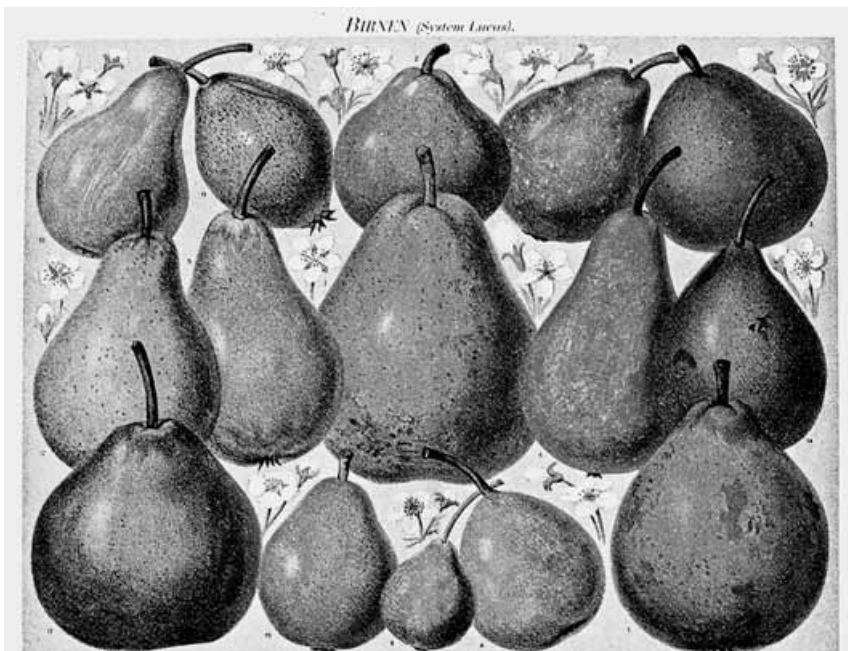
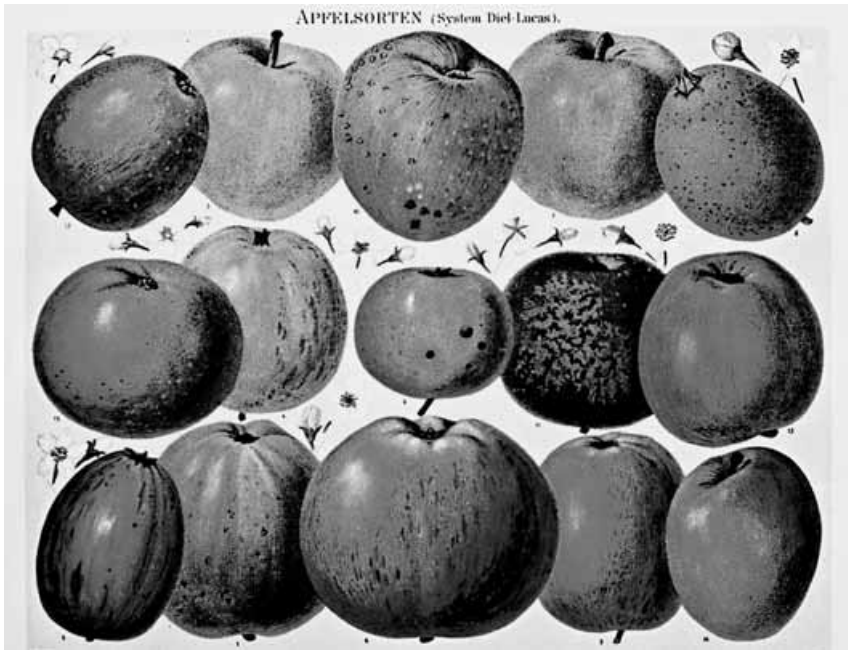
Die Schwierigkeiten, die ein „offenes System“ für die Erfassung der Obstsorten mit sich bringt, wurden früh erkannt, wie folgender Antrag eines Teilnehmers an der Versammlung deutscher Pomologen 1872 in Braunschweig hinsichtlich der Benennung neu auftauchender Obstsorten zeigt: „Es war vor noch nicht allzulanger Zeit eine ungeheure Confusion in der Benennung unseres Obstes und eine kolossale Synonymie. Das ‚Illustrierte Handbuch‘, in welchem sich für die eben aufgestellte Behauptung die genügenden Belege finden, hat Ordnung in die Pomologie gebracht. Die Synonyme sind beschrieben und passend benannt. Die im Handbuch gewählten Namen haben für alle deutschen Pomologen Geltung erlangt. Die Pomologie befindet sich in Deutschland verhältnismäßig in einem günstigen Zustand. Nun ist aber die

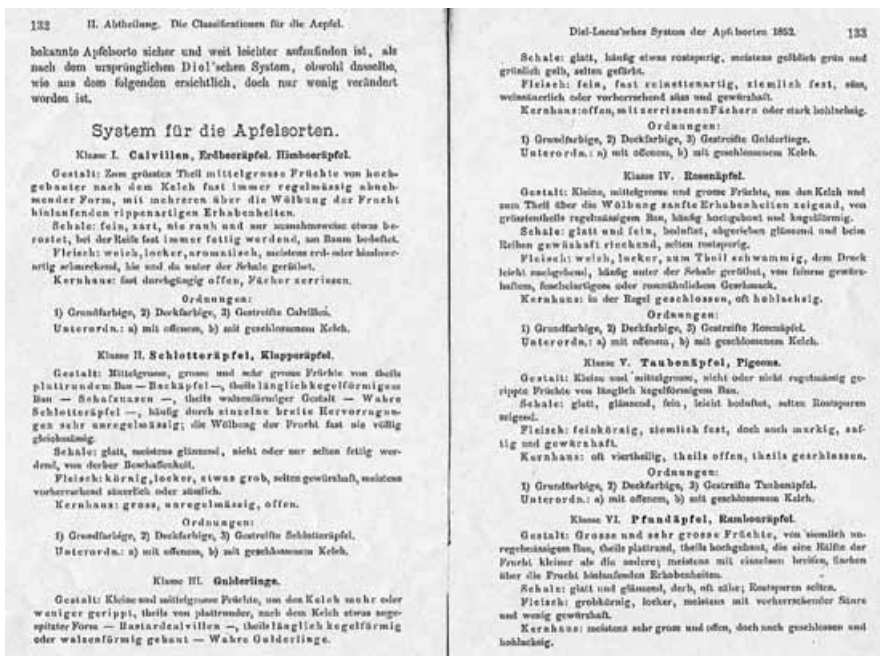
¹²² E. Lucas, Die Kernobstsorten (wie Anm. 92), Stuttgart 1854, S. 4.

¹²³ Lucas, Oberdieck, Jahn, Illustriertes Handbuch der Obstkunde (wie Anm. 35).

¹²⁴ Carl von Linné (1707–1778) ist der Begründer der modernen Systematik und der einheitlichen binären Nomenklatur, nach der jedem Lebewesen ein Gattungs- und Artnamen zugeordnet wird. Mit seinem Werk „Systemae naturae“ von 1735 klassifizierte er alle bekannten Pflanzenarten. In späteren Ausgaben überarbeitete er seine Einordnungen und weitete sie auf das Tierreich aus. Basis seiner Klassifikation in der Botanik waren die pflanzlichen Geschlechtsorgane, Staub- und Fruchtblätter der Pflanzen.

Abb. gegenüberliegende Seite: Darstellung von Apfel- und Birnensorten unter Erwähnung des „Systems Diel–Lucas“ als Farbtafeln in Meyers Konversationslexikon von 1897. Äpfel (von oben links): Großer Bohnapfel, Goldgulderling, Karmeliterrenette, Renette von Kanada, Ananasrenette, Gelber Edelapfel, Virginischer Rosenapfel, Edelborsdorfer, Graue französische Renette, Wintergoldparmäne, Roter Wintertaubenapfel, Weißer Winterkalville, Kaiser Alexander, Prinzenapfel, Kleiner Fleiner. Birnen (von oben links): Römische Schmalzbirne, Eierbirne, Sommerbergamotte, Gute Graue, Rote Dechantbirne, Kamper Venus, Pastorenbirne, Herzogin von Angoulême, Boscs Flaschenbirne, Grünbirne, Großer Katzenkopf, Wildling von Einsiedel, Muskateller, Juli-Dechantbirne, Diels Butterbirne. ▷





Auszug aus dem „System für die Apfelsorten“ von Eduard Lucas (aus Eduard Lucas: Einführung in das Studium der Pomologie, Bd. II, S. 132 und 133).

Beendigung des ‚Illustrierten Handbuchs‘ für die nächste Zeit angekündigt. Was ist jetzt zu befürchten? Es kann kaum ausbleiben, dass wir bald wieder eine den Obstbau schädigende Unordnung und Namensverwirrung bekommen. Neue Obstsorten werden in Deutschland erzogen oder aufgefunden, beschrieben und benannt, werden, auch namentlich durch die Handelsgärtner aus dem Ausland bei uns eingeführt, und der fremdländische Name wird, wie das immer geschehen und in vielen Fällen auch nicht zu vermeiden ist, in eine deutsche Bezeichnung umgewandelt. Haben wir kein Zentralorgan, so werden die Namen und Beschreibungen in den verschiedenen, nicht allen Pomologen bekannten Lokal- und Vereinsblättern aufgenommen. Da kann es nicht ausbleiben, dass manche beliebte Früchte mit verschiedenem Namen benannt werden, oder auch derselbe Name verschiedenen Früchten gegeben wird. Dem deutschen Obstbau steht eine neue Namensverwirrung bevor, der sich die Handelsgärtner und selbst die grösseren pomologischen Gärten werden nicht entziehen können.“¹²⁵

¹²⁵ E. Lucas, Einleitung (wie Anm. 121), Bd. II, S. 249.

Wie sollte der kommenden Namensverwirrung vorgebeugt werden? Zwei Möglichkeiten wurden zur Diskussion gestellt: „Erstens beschliesst die Versammlung, dass jede Benennung einer neuen Obstsorte, welche natürlich mit einer, möglichst denen des ‚Illustrierten Handbuchs‘ ähnlichen Beschreibung verbunden sein muss, denn *ohne dieselbe hat ein Name noch keine Berechtigung*, in dem Organ des Deutschen Pomologenvereins, den ‚Pomologischen Monatsheften‘ bekannt gemacht werden soll, wenn sie auf die Anerkennung der Deutschen Pomologen Anspruch machen will. Dieser Weg dürfte dem beabsichtigten Zweck ganz gut entsprechen, hat aber doch einige Bedenken, indem vielleicht die meisten Vereine wünschen würden, dass die neuen Obstsorten, welche von den Vereinsmitgliedern geprüft, benannt und beschrieben sind, in dem eigenen Vereinsblatt bekannt gemacht werden. Oder die Versammlung beschliesst, dass jeder auf allgemeine Anerkennung Anspruch machende Name einer Frucht mit dem Citate der Beschreibung an das Organ des Deutschen Pomologenvereins eingeliefert und in demselben bekannt gemacht werden soll. Die Bekanntmachung könnte etwa jährlich erfolgen, würde wenig Raum einnehmen und dürfte gegen die Namensverwirrung gute Dienste leisten, indem die Redaktion in den meisten Fällen im Stande wäre, derselben vorzubeugen.“¹²⁶

Die Braunschweiger Versammlung stimmte dem Antrag ohne Gegenstimme zu und ersuchte den Deutschen Pomologenverein, alle neu zu benennenden Sorten mit kurzen Beschreibungen und Abbildungen in die „Pomologischen Monatshefte“ aufzunehmen und den dort festgestellten Namen als gültig auszuweisen. Dabei sollte es dem Vorstand überlassen bleiben, über eventuelle Irrtümer zu entscheiden, worüber der Entdecker oder Benenner einer Sorte aufmerksam gemacht werden soll.

Natürlich hatte auch diese Maßnahme nur einen begrenzten Erfolg. Recht polemisch wandte sich Nicolas Gaucher¹²⁷ 1889 gegen eine Überschätzung der pomologischen Systematik: „Beim Studium der pomologischen Fachliteratur kommt man bald zu der Überzeugung, daß von verschiedensten Seiten, und sehr häufig von den in hervorragenden Stellungen befindlichen Fachleuten, ein Hauptgewicht auf die Weiter- und Durchbildung der rein pomologischen Systematik gelegt wird, denn die Mehrzahl unserer Fachwerke widmet ihr den größten Teil des Raumes. [...] Die Autoren, welche aus neunundneunzig vorhandenen Werken das hundertste zusammenschreiben, können ihrer erst recht nicht entbehren, denn kein anderer Stoff gestattet ihnen ein so bequemes Füllen der Seiten und Bogen ihrer Werke, wie gerade dieser; bei

¹²⁶ Ebd., S. 250.

¹²⁷ Nicolas Gaucher, geb. 1846 in Chaumont (Haute-Marne, Frankreich), gest. 1911 in Stuttgart, war Besitzer und Direktor einer Obst- und Gartenbauschule in Stuttgart. Von 1885 bis 1894 war er Herausgeber der Zeitschrift „Gauchers praktischer Obstbaumzüchter“. 1880 war er Gründungsmitglied des württembergischen Obstbauverbandes.

keinem läßt sich schwerer nachweisen, daß man abschrieb. Die periodische Fachpresse und andere Blätter legen ihr ebenfalls einen großen Wert bei und füllen den größten Teil ihres Raumes mit endlosen Sortenbeschreibungen, so daß man eigentlich annehmen sollte, die reine Pomologie (Sortenkunde), d. h. die pomologische Systematik, sei das A und O des ganzen Obstbaues.“¹²⁸

Mit drastischen Beispielen und ätzender Ironie führt er die pomologische Systematik ad absurdum und verweist auf „wissenschaftlich gebildete Botaniker“, denen es nicht einfallen würde, ein pomologisches System allein auf die Frucht einer Art aufzubauen, oder noch weniger eine Art nach ihren Früchten in verschiedene Klassen einzuteilen. Und als gebürtiger Franzose stellt Gaucher die Frage, warum Frankreich keine pomologischen Systeme kenne, dafür aber „vorzügliche, von uns [Deutschen, d. Verf.] und anderen Nationen nicht übertroffene pomologische Werke, sehr tüchtige Pomologen und – das ist die Hauptsache – einen umfangreichen Obstbau besäße.“ Die Antwort sieht er in den Schriften zur pomologischen Systematik einer Reihe von „deutschen Autoren, wie Möller, Meyer, Rößler, Christ, Sickler, Diel, Liegel, Dittrich, Oberdieck, Jahn, Lucas“ und anderer mehr, „die den Beweis geliefert hätten, daß die Praxis sich in den Willen der Theorie fügen muß.“¹²⁹

Diesen Autoren und damit auch Lucas hält Gaucher entgegen: „Nicht aus Beschreibungen, nicht durch Nachschlagen in pomologischen Büchern, nur durch alljährlichen regen Verkehr mit den Obstsorten ist es möglich, die Gestalt einer Frucht dem Gedächtnis so einzuprägen, daß man sie immer erkennt, und dann muß man sie noch in allen Phasen ihrer Entwicklung gesehen haben, so daß also auch hier nur die Praxis, und nur sie allein, die nötige Erfahrung und Sortenkenntnis gewährt. Die Pomologie resp. die systematische Klassifizierung der Früchte ist eine ganz unschuldige Liebhaberei für Leute, welchen daran liegt, sich durch eine nicht ganz uninteressante Beschäftigung nebenbei noch den Schein einer gewissen Gelehrsamkeit zu geben, und in diesem Fall liegt kein Grund vor, sie zu bekämpfen. Beansprucht sie aber auch Zeit von dem, der sie besser und nützlicher verwerten könnte, dann sagen wir: Hinweg mit dir in die Antiquitätensammlung oder in die Rumpelkammer, wohin du gehörst.“¹³⁰ Dementsprechend wünscht Gaucher im „Interesse des Obstbaues dringend, daß die pomologische Systematik wenigstens von den Unterrichtsplänen unserer *staatlichen Lehranstalten* verschwinden möge“.¹³¹

Schätzte Gaucher die Schwierigkeiten der Pomologen bei der Aufstellung eines Systems der Sorten durchaus richtig ein, so schoß er deutlich über das Ziel hinaus, wenn er dem vorangehenden Abschnitt noch hinzufügte: „Uns will es erscheinen, als hätten sie [die staatlichen Lehranstalten, d. Verf.] alle

¹²⁸ N. Gaucher, Handbuch der Obstkultur (wie Anm. 110), S. 553 ff.

¹²⁹ Ebd., S. 559.

¹³⁰ Ebd., S. 560.

¹³¹ Ebd., S. 562.

Veranlassung, den sogenannten wissenschaftlichen Obstbau verschwinden zu lassen, um sich dem produktiven praktischen Obstbau zuzuwenden.“ Seiner Abneigung gegen die „Theorie“ entsprechend, nennt er sein Buch mit den ihm wichtig erscheinenden Obstsorten „Pomologie des praktischen Obstbauzüchters“.¹³²

Eduard Lucas – Merkmale seiner Persönlichkeit

„Überblickt man die mannigfache angestrengte Tätigkeit, welche Lucas nach den verschiedensten Seiten hin entfaltete, so muss man in der Tat erstaunen, wie ein Mann dieses Alles bewältigen konnte“, schreibt Wilhelm Seelig in seinem Nachruf¹³³ auf Eduard Lucas und setzt fort: „Es war eben allein dadurch möglich, daß Lucas, der seine beste Erholung nur in seinem Hause und seiner Familie suchte, seine Zeit streng zu Rathe hielt und mit großer Leichtigkeit zu arbeiten im Stande war.“¹³⁴ Bisweilen erschien selbst seinen näheren Freunden diese Schnelligkeit, besonders der literarischen Produktion fast bedenklich, sie glaubten wohl, ihm größere Zurückhaltung, längeres Ausreifen der Pläne empfehlen zu sollen. Allein, dies war nicht in Lucas' Sinne, der von jedem neuen Gedanken und jeder neuen Erscheinung auf das Lebhafteste ergriffen wurde und einen einmal gefassten Vorsatz gleich im ersten Anlauf auszuführen sich gedrängt fühlte. Und meistens gelang ihm dies auch vollkommen. [...] Sein unerwartet früher Tod hätte viele von seinen Unternehmungen unvollendet gelassen, wenn Lucas den Mahnungen zum Abwarten Folge geleistet hätte.“¹³⁵

Neben der umfangreichen literarischen Produktion, zu der auch die Betreuung neuer Auflagen gehörte, war Lucas durch seine Lehrtätigkeit in Hohenheim und Reutlingen in Anspruch genommen. Über sie äußert sich W. Seelig: „Er war von der Natur mit einer hervorragenden didaktischen Begabung ausgerüstet, welche ihn befähigte, seinen Lehrstoff dem Fassungsvermögen seiner jedesmaligen Zuhörer entsprechend zu gestalten und, die Aufmerksamkeit fesselnd, vorzutragen. Der Eifer, welcher ihn selbst dabei beseelte, ging unwillkürlich auf seine Hörer über.“¹³⁶

Jedes Jahr unternahm Lucas Reisen zu den zahlreichen Ausstellungen, wo er oft „Leiter und Ordner, Preisrichter und Prüfer der ausgestellten Obstsorten war“, jedoch auch selber oft „Aussteller der wichtigsten Sortimente“. Nebenher trat er als Redner und Ratgeber auf. „In immer weiteren Kreisen sah er

¹³² Nicolas Gaucher: *Pomologie des praktischen Obstbauzüchters*, Stuttgart 1894.

¹³³ W. Seelig, Nachruf (wie Anm. 30), S. 269.

¹³⁴ Die Leichtigkeit, mit der Lucas arbeitete, zeigt sich auch darin, daß ihm für das Schreiben von 48 Büchern – von den vielen Beiträgen zu Fachzeitschriften ganz abgesehen – 37 Lebensjahre zur Verfügung standen, also die Zeit von 1844 bis 1881.

¹³⁵ W. Seelig, Nachruf (wie Anm. 30), S. 269.

¹³⁶ Ebd., S. 267.

sich veranlasst, diese Tätigkeit zu entfalten. Nicht bloss aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, sondern auch aus dem Ausland, aus Österreich, aus der Schweiz, Belgien, Frankreich, Rußland kamen Ersuchen, welche seine Hilfe bei Ausstellungen in der einen oder anderen Art in Anspruch nahmen, so zahlreich, dass er immer nur einen Theil derselben erfüllen konnte.“¹³⁷ In seiner Autobiographie sind die wichtigen Reisen der Jahre 1860 bis 1881 aufgelistet.¹³⁸ Der Aufstellung läßt sich entnehmen, daß Lucas in 30 Jahren jede größere Obstausstellung und pomologische Versammlung im In- und Ausland besuchte.

„Eifrig bemüht, jeden auch im Ausland gemachten Fortschritt dem deutschen Obstbau zu Gute kommen zu lassen, war Lucas gleichsam der oberste Rathgeber in Angelegenheiten der Pomologie und des Obstbaues für Deutschland nicht nur, sondern vielfach auch über dessen Grenzen hinaus.“ Sein Lebenslauf, so schrieb W. Seelig in seinem Nachruf, bedeute eine Mahnung für die jüngere Generation: Sie habe hier „das Bild eines Mannes vor sich, der lediglich durch eigene Kraft, durch unermüdlichen Fleiss es zu einer in seinem Fach dominierenden, im bürgerlichen Leben beglückten und geachteten Stellung gebracht hat. Dass er dieses Ziel erreichte, war neben seinen glücklichen Naturanlagen und seiner Energie, wesentlich dadurch bedingt, dass er mässig im Lebensgenusse seine liebsten Freuden in seinen Arbeiten und deren Gelingen suchte.“¹³⁹

Schließlich sei auf ein Zitat eines Freundes, des Eisenacher Hofgarteninspektors H. Jäger, verwiesen, das eine weitere Seite von Lucas' Wesensart aufzeigt: „Der Dilettantismus, welcher sich in Sachen des Obstbaues besonders breit macht und auch hier eine große Berechtigung hat, schreibt oft recht ausführlich – zu ausführlich, und Schülerarbeiten mußten doch auch angenommen werden. Da galt es denn zu verbessern, zu streichen oder auch, was am häufigsten geschah, durch eine kleine Nachschrift die Sache klarer zu stellen, oder auch, wenn es nötig war, am Schlusse eines Kompliments für den Schreiber, das Falsche auszuschneiden. Diese Art, sich Arbeitskräfte für seine Zeitung heranzuziehen und zu erhalten, versteht Lucas ganz vortrefflich. In einer ähnlichen Lage war er auch mit seinem Mitherausgeber Oberdieck, den er sogar auf dem Titel vorangestellt hat, weil er etwa 20 Jahre älter war. Nun hatte zwar Oberdieck eine ganz bedeutende Erfahrung und eine scharfe Beobachtung, aber er war in seinen Schreibereien unsäglich lang und langweilig. Für ihn war es von Wichtigkeit, ob ein Rüsselkäfer das rechte oder linke Bein zuerst an einen Baum setzt. Damit will ich nur sagen, wie er sich mit unwesentlichen Kleinigkeiten aufhielt. Lucas durfte dem alten Manne, der auch sehr genau rechnete, nichts abstreichen; aber er wußte durch einen geschickten Nachsatz

¹³⁷ Ebd., S. 268.

¹³⁸ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 70.

¹³⁹ W. Seelig, Nachruf (wie Anm. 30), S. 273.

die überlangen, daher schwer zu begreifenden Artikel oft einigermassen klarzustellen. Lucas hat diesen Punkt gegen seine Freunde nie berührt, aber man merkte es auch so. Ich habe Lucas' Verhalten diesem verdienten Pomologen und alten Mann gegenüber oft bewundert.“¹⁴⁰

Arbeit im Deutschen Pomologenverein

Der Deutsche Pomologenverein wurde bei der 3. Pomologenversammlung 1860 in Berlin begründet. Von 1860 bis 1877 war Eduard Lucas dessen „Geschäftsführer“ bzw. „1. Vorstand“. Mit diesem Amt verband sich eine sehr aufwendige Arbeit. Vereinsmitglieder konnten zum Bestimmen von Namen unbekannte Obstsorten nach Reutlingen, dem Vereinsmittelpunkt schicken. Lucas nahm diese Aufgabe besonders ernst: „Ich habe diese schwierige Arbeit immer mit grosser Vorliebe besorgt und gewöhnlich die Sammlungen mit in den Hörsaal genommen und meine Schüler dabei mit in der Obstkenntniss unterrichtet, indem es sehr lehrreich ist, dieselbe Sorte aus ganz verschiedenen Lagen und Gegenden sehen zu können.“¹⁴¹

Nach seinen genauen Aufzeichnungen waren es jährlich 50 bis 60 Sendungen mit durchschnittlich 30 Sorten. Diese Zahlen konnten mitunter erheblich höher liegen: Im Herbst 1881 nahm die Zahl der eingehenden Einzelsendungen auf über 90 zu. Unter diesen war eine mit 244 verschiedenen Sorten. Den Fragestellern war dabei auferlegt, von einer Sorte jeweils drei Früchte einzusenden. Auch durften es nur Früchte von der dritten Ernte an sein, da die Erstlingsfrüchte zu sehr variierten und die Bestimmung unsicher machten.¹⁴²

20 Jahre lang hat Lucas auf diese Weise zur Verbreitung richtiger Namen beigetragen. Beispielhaft für die Bekanntmachung und Verbreitung einer neuen und erprobten Sorte ist die Beschreibung des „Spätblühenden Taffetapfels“ („Ebners Taffetapfel“), erstmals im „Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde“ 1860, später nochmals in den „Pomologischen Monatsheften“, wodurch diese Sorte, wie sich Lucas erinnert, „stark verbreitet wurde“.¹⁴³

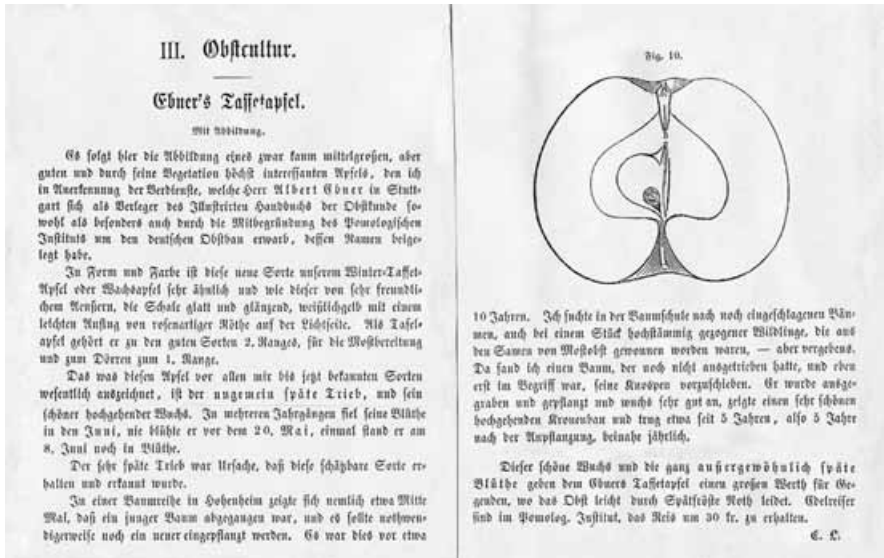
Bei der Pomologenversammlung 1877 in Potsdam bildete sich eine Partei, welche einen Wechsel des Vorstandes wollte und auch durchsetzte. Dieser Wechsel war legal, und auch Freunde von Lucas waren der Ansicht, daß ein Wechsel des Vereinszentrums von Württemberg nach Norddeutschland sowie neue Persönlichkeiten im Vorstand nützlich wären. Hierzu äußert sich

¹⁴⁰ H. Jäger, Dr. Eduard Lucas (wie Anm. 15), S. 129.

¹⁴¹ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 75.

¹⁴² Kurze Notizen: Obstbestimmungen betreffend, in: Pomologische Monatshefte, 1883, S. 319.

¹⁴³ Eduard Lucas: Ebners Taffetapfel, in: Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde, Stuttgart 1860, Nr. 1, S. 24; Eduard Lucas: Zwei württembergische Obstsorten, in: Pomologische Monatshefte, 1879, S. 7 f.



„Ebner's Taffetapfel“. Beschreibung einer Apfelsorte durch Eduard Lucas.

H. Jäger in der „Deutschen Gärtnerzeitung“ im April 1881: „Den widerwärtigen Streit um den Vorsitz, welcher zum Teil nicht mit anständigen Mitteln geführt wurde, und sich zur Verbitterung steigerte, will ich übergehen, kann aber mein persönliches Urtheil dahin aussprechen, daß von beiden Seiten nicht bloß Fehler in der Behandlung des Streites, sondern auch gegen die Statuten begangen worden sind.“¹⁴⁴

Die Auseinandersetzungen im Pomologenverein beanspruchten Lucas so, daß er in seinen letzten Jahren die organisatorischen Aufgaben im Reutlinger Institut kaum noch bewältigte und diese schließlich seinem Sohn Friedrich Lucas überließ.

Die Pomologischen Monatshefte

1854 gründete Eduard Lucas eine „größere Zeitschrift für die deutsche Pomologie und Obstcultur“. Mitherausgeber wurde auf Bitten Lucas' der als „Sortenkenner“ hochgeachtete Superintendent Oberdieck. In einem „Rückblick auf die 24 Jahrgänge der Pomologischen Monatshefte“ verweist Lucas auf seine damaligen Beweggründe: „Im Anfang der fünfziger Jahre war in Deutschland ein reges pomologisches Leben. Die reichen Obstjahre 1847 und 1849, 51, 52, 55 hatten ebensowohl die Freude an der Obstcultur geweckt, wie

¹⁴⁴ H. Jäger, Dr. Eduard Lucas (wie Anm. 15), S. 129.

die zahlreichen, neueren edlen Birnensorten, welche wir aus Belgien in dieser Zeit erhielten, das Interesse an dieser Cultur mächtig gehoben.“¹⁴⁵ Die Folge waren stark beachtete Landesobstausstellungen in Deutschland und die „erste systematisch geordnete beschreibende Zusammenstellung der Obstsorten eines der wichtigsten Obstländer Deutschlands“ in dem Werk „Die Kernobstsorten Württembergs“.¹⁴⁶

Im weiteren Verlauf seines Rückblicks geht Lucas auf den schwierigen Start seiner Zeitschrift ein, die im Oktober 1854 erstmals unter dem Titel „Monatschrift für Pomologie und praktischen Obstbau“ im Verlag Franz Köhler Stuttgart erschien. Lucas war verantwortlicher Redakteur, Oberdieck stand ihm mit seinen Sortenkenntnissen zur Seite. Im ersten und zweiten Erscheinungsjahr hatte die junge Zeitschrift nicht einmal 250 Abonnenten. Als dem Verleger die Sache zu riskant erschien, übernahm Lucas den 3. und 4. Jahrgang (1857 und 1858) auf eigene Rechnung („allerdings unter manchen Opfern“) und konnte die Abonnentenzahl auf 350 steigern. Ab da übernahm der Verlag Ebner und Seubert in Stuttgart die Zeitschrift bis zum Jahr 1864, in welchem er dann seine pomologische Produktionsrichtung aufgab und sie an den Buchhändler Karl Maier (Dornsche Verlagsbuchhandlung) in Ravensburg verkaufte.

Damit begann eine neue Folge der Zeitschrift unter dem Titel „Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau“. In die Redaktion trat Apotheker Philipp Fehleisen aus Reutlingen ein, der aber wenige Jahre später (1866) durch Tod ausschied, so daß die Redaktion wieder, wie von Anfang an, von Lucas und Oberdieck geleitet wurde. Oberdieck redigierte weiterhin den pomologischen Teil, während Lucas die Verantwortung für das Ganze behielt. Um den eingehenden Beiträgen eine bestimmte Reihenfolge zu geben, hatte die Zeitschrift zwölf Rubriken: Spezielle Pomologie und Systemkunde, Praktischer Obstbau, Baumschnitt und Topfobstzucht, Weinbau, Obst- und Rebschutz, Obsternte und Obstbenützung, Geräte und Materialien für den Obst- und Weinbau, Berichte über den Stand der Obstkultur und über Ausstellungen, Literarische Rundschau, Literatur, Angelegenheiten des deutschen Pomologenvereins sowie Berichte über pomologische Institute, kurze Notizen und Personalnachrichten.

Bei der Gründung des Deutschen Pomologenvereins 1860 wurden die Monatshefte zum Vereinsorgan erklärt. Die Abonnentenzahl stieg bis 1866 auf 800 an. Die Zeitschrift wurde auch ins Ausland verkauft. Unter der Bedingung, daß die Texte in Lateinschrift gedruckt würden, stellte ein Amerikaner um 1860 einen großen Absatz in den USA in Aussicht.

¹⁴⁵ E. Lucas: Rückblick auf die 24 Jahrgänge der Pomologischen Monatshefte, in: Pomologische Monatshefte, Heft 1, 1879, S. 1.

¹⁴⁶ Ebd.



Bei der Gründung des Deutschen Pomologenvereins 1860 wurden die „Illustrirten Monatshefte für Obst- und Weinbau“ zum Vereinsorgan erklärt.

hefte, eine neue Ära begann. Bis dahin waren die Buchhändler nämlich nicht bereit gewesen, für pomologische Schriften ein Honorar zu bezahlen, was besonders Oberdieck in Norddeutschland zu spüren bekam. Sein großes Werk „Anleitung zur Kenntnis und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland“ hatte er 13 Buchhandlungen erfolglos angeboten. In Ravensburg fand er schließlich einen Verleger, der ihm aber kein Honorar zahlte.

So war zunächst Süddeutschland Mittelpunkt für pomologische Versammlungen, und erst 1846 nahmen norddeutsche Pomologen an ihnen teil. Es kam die „ungünstige Zeit der Märzrevolution“ und erst danach, etwa ab 1855, nahm die Pomologie den für Lucas wünschenswerten Aufschwung.¹⁴⁸

Dennoch schienen die vielen Publikationen nicht der rechte Weg zu sein, pomologisches Wissen zu befördern. Dies bewiesen etwa die schwindenden Abonnentenzahlen für das „Illustrirte Handbuch für Obstkunde“, das in acht

1868 erwarb Eugen Ulmer die Dornsche Verlagsbuchhandlung und betreute fortan die Lucassche Zeitschrift und den größten Teil der literarischen Produktion von Eduard Lucas, zu der auch das große „Illustrirte Handbuch der Obstkunde“ zählte, das zuvor bei Ebner und Seubert verlegt worden war. So konnte Roland Ulmer 1968 in der Festschrift des Verlages Eugen Ulmer feststellen: „Die Entwicklung des Verlages hängt in ihren Anfängen aufs engste zusammen mit der Persönlichkeit von Eduard Lucas [...] er war nicht nur ein vorzüglicher Gärtner und Pomologe sowie meisterhafter Lehrer, sondern auch ein ungewöhnlich fleißiger Autor, einer der produktivsten in der stattlichen Reihe des Eugen Ulmer Verlags.“¹⁴⁷

Umgekehrt aber läßt sich auch nicht bestreiten, daß es auch an der Aufgeschlossenheit der süddeutschen Verleger gelegen hatte, daß für die Pomologie mit dem Jahr 1854, dem Erscheinungsjahr der Monats-

¹⁴⁷ R. Ulmer, Wurzeln des Eugen Ulmer Verlags (wie Anm. 88), S. 8 f.

¹⁴⁸ E. Lucas, Einleitung in das Studium der Pomologie (wie Anm. 121), Bd. II, S. VI.

Folgebänden über einen größeren Zeitraum hinweg verkauft wurde. Waren es anfänglich 1200 Abonnenten, so gingen diese auf kaum 250 (nach Erscheinen des letzten Bandes 1875) zurück.¹⁴⁹ Die Gründe dafür sah Lucas im Fehlen echter Pomologen: „Die Freunde des Obstbaues und der Pomologie nehmen immer zu, aber die eigentlichen Pomologen, [...] welche aus Lebensaufgabe oder als eifrige Nebenbeschäftigung sich der Systematischen Obstkunde widmen, welche darnach streben, eine möglichst große Zahl von Obstsorten sicher kennen zu lernen, sie zu classificieren und neu aufgefundenen oder neu gewonnenen Sorten richtig in das System einzureihen und sie pomologisch richtig zu beschreiben, welche sich so weit in der Pomologie orientieren, um unbekannte Obstsorten nach den vorhandenen Handbüchern (soweit diese ausreichen) zu bestimmen, die Zahl dieser ist sehr gering und scheint immer kleiner zu werden, je mehr wir mit neuen Obstsorten aus Belgien und Frankreich überschwemmt werden.“¹⁵⁰

Die Ursachen für diese Entwicklung sah Lucas in dem gewaltigen Anstieg der Obstsortenzahlen, die Kunst- und Obstgärtner, die vorwiegend mit dem Anbau und der Pflege von Obstbäumen beschäftigt waren, überforderten. Nicht anders schien es den Liebhaberpomologen aus den Reihen der Ärzte, Pfarrer, Apotheker und Lehrer zu gehen, denen für das Studium der Pomologie die erforderliche Zeit fehlte. Deswegen forderte Lucas die

1. Anlage von pomologischen Gärten, nicht nur im Sinne einer bloßen Vermehrung von Baumschulen, sondern Anlagen von Muttergärten mit Pyramiden, Halb- oder Hochstämmen in richtig benannten Sorten und zwar in gehöriger Ausdehnung, so daß von allen Sorten ein größeres Sortiment angepflanzt ist. Solche Muttergärten würden dann richtig benannte Früchte für Ausstellungen und Edelreiser zur Verteilung liefern. Das Anlegen solcher Gärten müsse von Gartenbauvereinen vorgenommen werden.
2. Pomologie als Lehrfach an Universitäten. Lucas stellte sich vor, daß Studierenden der Theologie, Medizin, Pharmazie, Naturwissenschaften, im Grund aber aller Fakultäten, ein Kurs für Pomologie angeboten werden könnte, ein Semester lang mit wöchentlich zwei Stunden.
3. Herstellung einer systematischen Übersicht über alle beschriebenen und auch sonst verbreitet irgendwo vorkommenden Obstsorten. Ein solcher Schlüssel zur Pomologie sollte die wichtigste Aufgabe der Pomologen sein. Er mußte nach Lucas' Auffassung alle seit Diel beschriebenen Obstsorten systematisch geordnet enthalten.

Mit seinen Forderungen konnte sich Lucas jedoch nicht durchsetzen. Am ehesten vielleicht noch mit der erstgenannten: So richtete er selbst in den Anlagen seines Instituts einen seinen Vorstellungen entsprechenden vorbildlichen Baumgarten ein. Drei weitere Orte mit pomologischen Gärten wurden von ihm

¹⁴⁹ Ebd., S. VIII.

¹⁵⁰ Ebd., S. VIII.

der Nachahmung empfohlen: Braunschweig, Klosterneuburg bei Wien sowie Mähringen zwischen Reutlingen und Tübingen. Hier vor allem, in dem vom Deutschen Pomologenverein überwachten „Deutschen Centralobstgarten“ seien „bereits gegen 600 wertvolle Kernobstsorten auf Hochstämmen veredelt und soll der Umfang dieser ganzen Anlage sich auf etwa 1000 Kernobstbäume, die mit ebensoviele Sorten veredelt sind, erstrecken“. ¹⁵¹

Die Hoffnung auf Einführung eines Lehrfaches „Pomologie“ an Universitäten erfüllte sich jedoch ebensowenig wie die Fertigstellung einer „Clavis pomologica“, eines Bestimmungsschlüssels für sämtliche Obstsorten Deutschlands, unter Beteiligung aller deutschen Pomologen, was freilich auch in der Natur der Sache lag.

Der Deutsche Zentralobstgarten in Mähringen

Etwa um 1856 gründete der Landwirtschaftliche Bezirksverein Tübingen einen Obstgarten in Mähringen, zu dem die dortige Gemeinde ein großes, erweiterungsfähiges Areal, im Bereich der sog. „Halde“, zur Verfügung gestellt hatte. An der Spitze des Unternehmens stand, neben dem Vereinsvorstand, Eduard Lucas. In der Zeit von 1857 bis 1862 wurden, vermutlich unter seiner Anleitung, 900 Obstbäume, durchweg Hochstämme gepflanzt.

Als 1860 im Zusammenhang mit der Gründung des Deutschen Pomologenvereins in Berlin der Wunsch nach einem „Deutschen Zentralobstgarten“ laut wurde, schlug Lucas für diesen Zweck den Mähringer Mustergarten vor. Am 24. August 1861 kam es zu einem Vertragsabschluß zwischen dem Deutschen Pomologenverein und der Gemeinde Mähringen, dem die feierliche Einweihung folgte. Der Vertrag legte fest, daß die Gemeinde Mähringen nach fünf Jahren vollkommene Eigentümerin der Gesamtanlage werden sollte. Dafür verpflichtete sie sich zur regelrechten Pflege der Bäume, Erstellung eines Plans, Führung eines Registers und Abgabe der fallenden Reiser in den ersten fünf Jahren zur Hälfte, in den übrigen Jahren zu dem, was ohne Gefährdung der Bäume geschnitten werden konnte. Der Pomologenverein übernahm die Lieferung der Pfropfreiser sowie das Veredeln der Bäume.

Über die weitere Entwicklung schrieb der Tübinger Universitätsgärtner Schelle im Oktober 1891: „Allein, wie es eben manchmal geht, nach mehreren Jahren ließ das so rege Interesse nach, teils weil einige der Gründer mit dem Tod abgegangen waren, teils weil sich andere sehr wenig des weiteren um das Unternehmen kümmerten. Die Gemeinde selbst behandelt das Feld als sog. Allmandhut, und leider vergab sie Bäume und Feld getrennt. Die jeweiligen Besitzer suchten natürlich ihren Nutzen aus dem ihnen zugefallenen Anteil zu ziehen, wie auch die Gemeinde abgängige Bäume durch andere, tragbare

¹⁵¹ Eduard Lucas: Wo stehen wir?, in: Illustrierte Monatshefte, Heft 1, Jg. 1865, S. 6.

Bäume ihrer Wahl ersetze; kurz, die Idee der Gründer machte in keiner Weise Fortschritte.“ Der Bericht endet mit einem Aufruf zur Wiederbelebung der mit der Gründung verbundenen Zielsetzungen. „Und wenn auch unseres Erachtens die Idee eines ‚Deutschen Zentralobstgartens‘ sich nicht erhalten wird, so steht es doch außer allem Zweifel, daß ein ‚Württembergischer Zentralobstgarten‘ jederzeit aus der Anlage gemacht werden kann.“¹⁵² Es kam auch dazu nicht.

Im Archiv der Gemeinde Mähringen befindet sich ein Gedenkbuch, das mit den Eintragungen vieler Gäste aus allen Teilen Deutschlands an den Tag der Einweihung des Deutschen Zentralobstgartens erinnert. Ein unbekannter Verfasser hielt den Ablauf der Feierlichkeiten fest: „Viele Gäste waren von nah und fern gekommen, welche am Eingang durch einen Lehrer begrüßt und von jungen Bauernburschen mit Freudenschüssen empfangen wurden. Unter Janitscharia-Musik zog man nun auf den am Ende der ‚Halde‘ gelegenen Festplatz, wo unter den noch übrig gebliebenen Eichen, deren manche 10 Jahrhunderte gesehen haben mag, Tische und Bänke aufgeschlagen waren. Die Weingärtner-Liederkränze von Reutlingen sangen das Lied ‚Brüder reicht die Hand zum Bunde‘, worauf Herr Prof. Roth von Tübingen die Rednerbühne bestieg und in trefflicher Rede die Geschichte und Bedeutung des Obstbaues, speziell die Bestimmung, welche diesem Obstgarten gegeben sei, hervorhob; diesem folgte sodann Herr Garteninspektor Lucas, welcher die Entstehungsgeschichte und die Bedeutung des Unternehmens näher erläuterte und mit einem Hoch auf den Tübinger Verein schloss. – Nun begann das eigentliche Volksfest, bestehend in Volkstänzen, Musik, Gesang, Eierlesen, Wassergöltenlaufen, Klettern, Ketspringen und anderen Volksspielen [...]. Den Schluss bildete ein recht artiges Feuerwerk [...] und es zeigte sich auch hierbei wieder, wie derartige Feste in dem Wesen unseres Volkes wurzeln.“¹⁵³

Ehrungen

Dem hohen Ansehen der Pomologie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprechend, wurden Lucas, als ihrem wichtigsten Förderer, eine Fülle von Anerkennungen und Auszeichnungen zuteil, zu denen auch seine Ernennungen zum Ehren- oder korrespondierenden Mitglied vieler Vereine zählten.

Höhepunkt aller Ehrungen war die Verleihung der Ehrendoktorwürde am 19. Juli 1866, dem 50. Geburtstag von Eduard Lucas, durch die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen. In der Begründung heißt es:

¹⁵² Universitätsgärtner Schelle (Schriftführer der Obstbausektion Tübingen): Der Zentralobstgarten in Mähringen, in: Der Obstbau, Februarheft 1892, S. 23.

¹⁵³ Gemeindefacharchiv Mähringen, „Deutscher Zentralobstgarten“ X 701–03, Bericht eines unbekanntenen Verfassers, 25. August 1861.



Urkunde zur Verleihung der Ehrendoktorwürde für Eduard Lucas am 19. Juli 1866, seinem 50. Geburtstag, durch die Naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Tübingen.

liegen nicht nur in Fachkreisen verstanden und gewürdigt wurde. Der Naturwissenschaftler Otto Volger hatte das Frankfurter Hochstift 1859 in der Absicht gegründet, den politischen Idealen der gescheiterten Revolution von 1848 eine ins Geistig-Kulturelle gewendete Heimstatt zu erhalten. Er selbst war ein aktiver 48er gewesen. Der Verein des Hochstifts verstand sich als Akademie im Sinne einer „Volkshochschule“, frei von Bevormundungen und offen für den Gedanken an die deutsche Einheit und die gemeinsame kulturelle Identität.

Im Herbst 1866 wurden in Frankfurt a. M. erstmals die sogenannten „Hochstiftstage“ durchgeführt. Damals sprachen u. a. Dr. Ernst Förster, der Schwiegersohn Jean Pauls, über „Werke altdeutscher Kunst in Italien und über Raffaels Jugendzeit“, Dr. Alexander Büchner aus Caen, der Bruder von Georg und Ludwig Büchner, über „Bühnenkunst in Frankreich“, der Naturforscher Karl Schimper aus Mannheim über „Luftschiffahrt“ und „Garteninspektor“

„Virum, cum de docenda plantarum educandarum arte tum de augenda et promovendaque per patriam nostram pomorum cultura optime meritum“ (Ein Mann, der sowohl durch seine Lehrtätigkeit in der Kunst der Pflanzenzucht als auch durch das Vermehren und Fördern der Obstkulturen für unser Vaterland größte Verdienste erworben hat). An der beschlußfassenden Dekanats-sitzung am 25. Juni 1866 nahmen als Dekan Professor Reusch sowie die Professoren von Mohl, Quenstedt, Leydig und Hoppe-Seyler teil. Außer den Unterschriften enthält das Dekanatsbuch kein erläuterndes Protokoll.¹⁵⁴ Eduard Lucas war der erste deutsche Gärtner, dem die Ehrendoktorwürde zuteil wurde.

Eine besondere Ehrung war die Verleihung der „Meisterurkunde“ durch das „Frankfurter Hochstift für Wissenschaft und allgemeine Kunst im Goethe Haus“. Sie machte deutlich, daß Lucas' pomologisches An-

¹⁵⁴ Universitätsarchiv Tübingen, 136/145.

An äusseren Anerkennungen fehlte es auch nicht, zahlreiche Vereine für Gartenbau, Landwirtschaft und Naturwissenschaften ermahnten mich zu ihrem Ehren- oder correspondirenden Mitglied. Möge es nur als ein Ausdruck des Dankes betrachtet werden, wenn ich dieser Auszeichnungen, die mir durch dieselben geworden, hier Erwähnung thue, wobei ich abgekürzt Ehrenmitglied mit EM. und correspondirendes Mitglied mit CM. bezeichne.

Kais. Königl. Landwirthschaftsgesellschaft in Wien, CM., 1860.
Svenska Trädgårds För. (Schwed. G.B.V.) Stockholm, EM., 1860.
Gartenbau-Verein für Rostock, EM., 1860.
Thüringer Gartenverein zu Gotha, EM., 1861.
Landw. Bezirksverein des Oberamts Tübingen, EM., 1861.
Verein z. Beförd. d. Obstbaues i. d. Oberlausitz, Zittau, EM., 1861.
Gartenbauverein zu Magdeburg, EM., 1861.
Comice horticole de Malne et Loire, Angers, EM., 1861.
Gartenbauverein in der Oberlausitz, Görlitz, EM., 1861.
Gartenbauverein zu Hall, EM., 1862.
Anhaltischer Gartenbauverein zu Dessau, EM., 1862.
Königl. Gesellschaft „For Norges Hel“ Christiania, EM., 1862.
Pomona, Verein zur Beförderung des Obstbaues in Frankfurt a. M., EM., 1862 (später in die Gartenbaugesellschaft übergegangen).
Bayerische Gartenbaugesellschaft in München, CM., 1863.
Pomologisch-zoologischer Vereinsausschuss für Mähren und Schlesien, Bräun, EM., 1863.
Esthländischer Gartenbauverein zu Reval, EM., 1863.
Gartenbau-Verein zu Bamberg, EM., 1864.
Gartenbau-Verein zu Nürnberg, EM., 1864.
Freies Deutsches Hochstift für Wissenschaften und allgemeine Kunst im Göthe-Hause zu Frankfurt a. M., EM. und Meister, 1864.
Verein für Gartenkultur und Botanik in Köln, EM., 1864.
Verein für Land- und Forstwirtschaft im Herzogthum Braunschweig, Braunschweig, CM., 1865.
Cercle professoral pour le progres de l'arboriculture Belgique, in Gent, CM., 1865.

Pomologischer Verein für das Königreich Hannover, EM., 1865.
Gartenbauverein für Frankfurt a. O. und Umgegend, Frankfurt a. O., E. und CM., 1867.
J. N. Societät Agraria Gorizia in Görz, CM., 1867.
Flora, Gesellschaft für Botanik und Gartenbau im Königreiche Sachsen, Dresden, CM., 1868.
Land- u. forstwirthsch. Bezirksverein zu Weidenau, EM., 1868.
Flora, Kunstgärtnergehilfsverein in Wien, EM., 1870.
K. K. landwirthschaftliche Gesellschaft im Erzerzogthum Oesterreich ob der Enns, Litz, CM., 1871.
Verein zur Beförderung des Gartenbaues, Cassel, EM., 1871.
K. K. Gartenbaugesellschaft in Wien, CM., 1871.
Akademie der Wissenschaften in New-Orleans, CM., 1872.
Sällskapet Hortikulturers Männer, Goedeburg, EM., 1874.
Societè pomologique de France, EM., 1875.
Landwirthschaftliche Gesellschaft in Belgrad, EM., 1876.
Oberpflanzliche Gartenbaugesellschaft Regensburg, EM., 1877.
Land- und forstwirthschaftlicher Verein zu Gresten, EM., 1880.
Obst- und Gartenbauverein zu Freiburg i. S., EM., 1881.
Gartenbauverein in Guben, EM., 1881.
K. K. landw. Verein für Vorarlberg in Feldkirch, EM., 1881.
Gartenbauverein in Riga, EM., 1881.
Siebenb. Landwirthschaftsgesellschaft in Klausenburg, EM., 1881.
Landwirthschaftlicher Bezirksverein Reutlingen, EM. des Vereinsausschusses, 1881.

Ausser diesen Anerkennungen darlich noch folgende hier verzeichnen:
Ihre Majestät die Königin Pauline von Württemberg liess mir ihr Portrait in prachtvollen Goldrahmen mit sehr schmeichelhafter Zuschrift zuzenden (1867).
Im Juni 1866 erhielt ich von der naturwissenschaftlichen Facultät in Tübingen den Doctorgrad in sehr schmeichelhafter Weise. Das Diplom sagt „virum, cum de docenda plantarum educandarum arte, tum de augenda et promovendaque per patriam nostram pomorum cultura optime meritum“.

Ehrungen von Eduard Lucas, von ihm selbst in seiner Autobiographie zusammengestellt.

Dr. Eduard Lucas aus Reutlingen über die „nationale Bedeutung der Obstkultur“.¹⁵⁵ Bei dieser Gelegenheit wurde Lucas Ehrenmitglied des Hochstifts, was mit der Verleihung der „Meisterurkunde“ verbunden war. Jeder in die Meisterschaft Gewählte erhielt eine große, mit dem Siegel des Hochstifts versehene Urkunde, an deren Kopf zwischen Eichenzweigen der Spruch steht

„Wer soll Lehrling sein?
Jedermann!
Wer soll Geselle sein?
Wer was kann!
Wer soll Meister sein?
Wer was ersann!“¹⁵⁶

Was Volger mit der Einrichtung der Meisterschaft bezweckte, teilte er in einem Rundschreiben an die Mitglieder vom 1. Januar 1860 mit: „Der ursprüngliche Sinn und Zweck dieser [...] Würde war, theils die für das äussere Auftreten des freien deutschen Hochstiftes notwendige Unterscheidung seines *weiteren*, alle Freunde der deutschen Bildung umfassenden, und seines *enge-*

¹⁵⁵ Fritz Adler: Freies Deutsches Hochstift. Seine Geschichte 1859–1885, Frankfurt am Main 1959, S. 66.

¹⁵⁶ Ebd., S. 49.

ren, die auf irgendeinem Gebiet als Meister bewährten Mitglieder umfassenden Kreises, theils die Schaffung eines zeitgemäßen, an die Stelle der von den Universitäts-Fakultäten verliehenen Doktoren-Würde tretenden, durchaus unentgeltlich und nur nach wahren Verdienste, aber ohne Rücksicht auf Schulzwang der Bewerber zu ertheilenden Ersatzes.“¹⁵⁷

Otto Volger besuchte Lucas 1875 in Reutlingen, was Egmont Fehleisen in seiner Reutlinger Chronik festgehalten hat: „Das Pomologische Institut hatte in diesen Tagen Besuch von zwei Herren, deren Namen in ganz Deutschland einen guten Klang haben, der eine der Besucher war Herr v. Hoverbeck, der bekannte unerschrockene Kämpfer im preußischen Verfassungskonflikt, der andere Dr. Otto Volger, dessen Namen bei allen Geologen den besten Klang hat, und der als Obmann des freien deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. sich schon viele und große Verdienste um dieses Institut erworben hat. Die beiden Herren zeigten sich von dem, was sie gesehen hatten, ungemein befriedigt, es ist aber auch ein wirklich herrlicher Genuß, im Maienmond auf der Pomologie, wie sie im Volksmund heißt, lustzuwandeln.“¹⁵⁸

Der Gelegenheitsdichter

Tagebuchaufzeichnungen von Eduard Lucas sind unbekannt. Im Nachlaß befindet sich jedoch ein Büchlein mit handschriftlichen Eintragungen, Zeitungsausschnitten, Briefauszügen und unfreiwillig komisch adressierten Briefen, und unter all diesen Kuriositäten Handschriftliches von Justinus Kerner, dem schwäbischen Dichter aus Weinsberg.¹⁵⁹

Tatsächlich geht die Bekanntschaft Lucas' mit Justinus Kerner auf eine Begegnung beider anlässlich der Versammlung deutscher Wein- und Obstproduzenten in Heilbronn 1846 zurück, bei welcher Lucas zum Sekretär der „Section für Obstcultur“ gewählt wurde.¹⁶⁰ Lucas hatte der Versammlung ein eigenes launiges Gedicht „Der Mosttrinker an die Weintrinker“ vorgetragen, das vermutlich gemeinsam gesungen wurde, woraufhin Justinus Kerner ihn als „seinen Bruder in Apoll“ nannte. Es kam zu gegenseitigen Besuchen und Lucas erinnert sich, immer glücklich gewesen zu sein, wenn er den „liebenswürdigen alten Sänger“ wiedersah.

Fragmente eines Briefwechsels mit Justinus Kerner lassen auf einen Austausch von Gedichten schließen, der möglicherweise Lucas ermutigte, 1850 einen eigenen kleinen Gedichtband drucken zu lassen. Er trug den Titel „Klänge aus meinem Leben“¹⁶¹ und war „Lieben Verwandten und Freunden“ gewid-

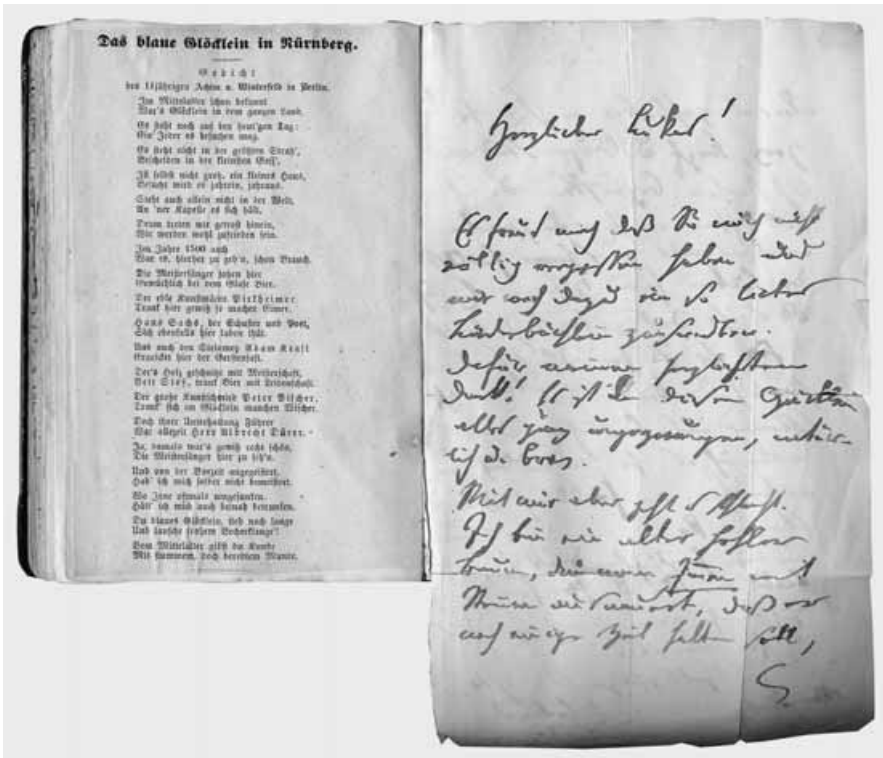
¹⁵⁷ Ebd., S. 48.

¹⁵⁸ Egmont Fehleisen: *Chronica der Stadt Reutlingen 1874–1900*, Reutlingen 1900, S. 80.

¹⁵⁹ Das Büchlein befindet sich im Besitz der Familie Stiegler, Reutlingen.

¹⁶⁰ E. Lucas, *Aus meinem Leben* (wie Anm. 9), S. 40 und 58.

¹⁶¹ Eduard Lucas: *Klänge aus meinem Leben*, Stuttgart 1850.



Ein kleines Taschenbuch von Eduard Lucas mit Eintragungen und Briefauszügen, darunter Handschriftliches von Justinus Kerner. Das Büchlein stammt aus Lucas' Hohenheimer Zeit.

met. Über seine Entstehung schreibt Lucas: „Um über die Gärtnerei und Pomologie nicht Alles Andere zu vergessen, muß ich kurz erwähnen, dass ich seit meiner Jugend hie und da Verse machte und in Hohenheim als Gelegenheitsdichter galt. Eine ganze Schublade voller Gedichte hatte ich und da suchte ich dann 1851 mit Hilfe eines praktischen Freundes von den verschiedenen Jahrgängen von 1836 an eines oder einige Gedichte aus und überraschte meine Frau damit als Weihnachtsgabe, indem ich sie in einem kleinen Büchlein im Druck vereinigt hatte. Ich hatte sie zugleich meinen Freunden gewidmet, welche sie auch recht freundlich aufnahmen.“¹⁶²

Die Reihe der Gedichte im erwähnten Bändchen wird eingeleitet mit einem Geburtstagsgruß für die Ehefrau Walburga zum 22. Dezember 1850.

¹⁶² E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 53. Jahresangabe muß richtigerweise 1850 heißen.

**Am Geburtstag meiner Wally
Bei Überreichung dieser Gedichte**

Zehn Jahre sind's, seitdem der heut'ge Tag
Ein Tag mir ward der wärmsten, süßen Freude:
Was damals noch im Schoos der Zukunft lag,
Was als der höchste Wunsch im Herzen sprach:
Wie sehr beglückt mich „Deine Lieb“ auch heute!

Laß mich an diesem Tag den Wunsch gewäh'r'n,
Den Du schon oft gewünscht, schon oft erbeten
Des Lebens Klänge aus der Näh' und Fern',
Den ich erfülle d'rum auch doppelt gern:
Laß sie noch einmal freundlich zu Dir reden!

Zwar wirst Du manches Lied nicht finden d'rin,
Das heiße Jugendliebe Dir gesungen,
Doch nur für Dich war ja des Herzens Glüh'n,

Dein Herz verstand allein des Liedes Sinn,
Verstand die Saite, der der Klang entklungen!

Mit diesen Versen hab' ich neu durchlebt
Vergang'ner Tage wechselvolle Zeiten!
Und was vor Jahren meinen Geist durchbebt,
Was in den Tiefen meiner Brust gelebt,
Ich sah's an meinem Blick vorübergleiten!

So nimm sie denn zu dem Geburtstag heut'!
Was wir durchlebt, liegt klar vor unseren Blicken –
Mög auch der Zukunft dich verhüllte Zeit
Uns bieten Hoffnung und Zufriedenheit,
Und stiller Friede unser Haus beglücken!

Die Mosttrinker an die Weintrinker

Ihr singt vom Rhein, der Heimat edler Reben
Von Mosel, Neckar, Main
Und wo es nur mag Traubentöcke geben,
Ihr trinkt – und singt vom Wein!

Allein es gibt auch noch ein gut Getränke,
schmeckt fast wie euer Wein!
Es labt, erquickt, ist sanft und ohne Ränke.
Pomona schenkt es ein!

Ihr, die nur Bacchus Ehre wollt' bezeugen,
Seid stets in seiner Hand
Er spielt mit euch, läßt sinken euch und steigen
Macht Jammer euch und Brand!

Pomona's Milde aber spendet Gaben,
Die jedes Herz erfreu'n,
Die auch als Wein erquickten und uns laben
Und ohne zu zerstreu'n.

Sie gibt der edlen Früchte süße Spende
Zu jeder Zeit im Jahr,
Nicht nur den Reichen, nein, für Aller Hände
Beut sie dir Gaben dar!

Und meint ihr Bacchusfreunde, daß vom Feuer
Der Wein aus Obst sei leer?
So trinkt Champagnerbratbirnmist von heuer
Bekenn: Wir irrten sehr.

Lied zum Linnäusfest¹⁶³ 24. Mai

Zum frohen Feste zieh'n wir hin
Durch grünen Wald und Flur,
Zu rühmen ihn, zu preisen ihn,
Den Priester der Natur

Chor: Linné, Dein Name hochgeehrt,
Ist theuer uns und ewig werth
Wir rufen auf zur Höh'
Es lebe hoch Linné

Und neu belebt vom Frühlingshauch
Steht alles um uns her,

Wer sollte freudlos bleiben auch
In solchem Wonnemeer!

Chor: Linné, Dein Name hochgeehrt [...]

So oft der Tag, der ihn erschuf,
Von neuem wiederkehrt,
Ertöne unser Freuderuf,
Daß er's da droben hört:

Chor: Linné, Dein Name hochgeehrt [...]

Neujahrswunsch für das Jahr 1839

Dieses nur wünsche ich mir bei dem Beginn des Jahres:

Immer den Geist der da siehet,
und Tugend die prüfet und handelt,
Wahrheit nur stets um mich her,
wahrhafte Freundschaft und Treue.

Endlich ein Leben voll Leben,
zu nutzen die Freuden der Jugend
und ein Herz voll Wärme
für alles was schön ist und edel.

Einige Kostproben aus dem Gedichtbändchen des Gelegenheitsdichters Eduard Lucas.

¹⁶³ Das Geburtstagsfest Linnés wurde jedes Jahr mit Rede und Gesang im Kreise der Lehrer und Zöglinge gefeiert.

Eduard Lucas' Verhältnis zur Politik

Eduard Lucas wird ein Jahr nach dem Wiener Kongreß geboren. Seine Jugend fällt in die Zeit der Metternichschen Restauration, später erlebt er den Sieg des Liberalismus, den Wandel im Zeitgeist, Märzrevolution, Versammlung in der Paulskirche, die industrielle Revolution, ihre Vorbereitung durch Friedrich List (den Sohn der Stadt Reutlingen), Zollverein und Eisenbahnnetz. Er erlebt zwei Kriege, den preußisch-österreichischen und den deutsch-französischen. Beide fordern Opfer unter den Zöglingen des Instituts.

Auf alle diese das Jahrhundert prägenden Ereignisse geht Lucas in seiner Autobiographie nicht ein. Seine politische Einstellung erwähnt er nur einmal, sie bleibt unverbindlich. Über alle Ereignisse stellt er seine Arbeit: „Es kam das Jahr 1848 mit seinen Umwälzungen. Trotz der damals herrschenden Unruhen verfasste ich doch auch in diesem Jahre eine Schrift, welche bis jetzt 5 Auflagen erlebte und sehr vielfache Verbreitung fand, betitelt: *Der Obstbau auf dem Lande, als belehrende Instruction für Gemeindebaumwärter*.“¹⁶⁴ Und kurz danach: „An dem politischen Treiben von 1848 und 49 betheiligte ich mich in keiner Weise, wie ich überhaupt auf dem Felde der Politik in meinem ganzen Leben nichts, was der Erwähnung werth gewesen, geleistet habe. Ich bin von Natur aus conservativ und da der Gartenbau nur im Frieden sein Gedeihen findet, so erklärt es sich von selbst, daß ich mich nicht viel um Politik gekümmert habe. Auch hatte ich ja nie die Zeit, auch noch an andere Dinge, als die meines Berufes zu denken.“

Solch politischer Gleichmut macht dann wohl auch die nie nachlassenden freundschaftlichen Beziehungen zu den französischen Pomologen in Troyes verständlich, die später von Friedrich Lucas fortgesetzt wurden.

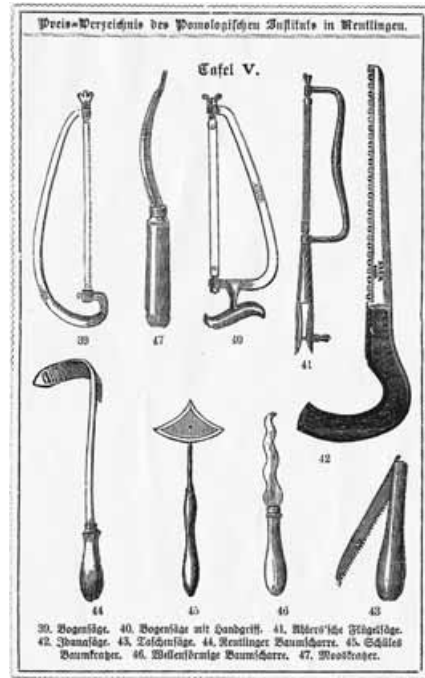
3 Das Pomologische Institut in Reutlingen

Das Handelsunternehmen

Wie schon in der Einleitung erwähnt, war das Pomologische Institut ein Handelsunternehmen, dessen erfolgreiches Wirtschaften einen Schulbetrieb überhaupt erst ermöglichte. Dies macht Friedrich Lucas 1910 in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Instituts am Ende einer 47 Seiten umfassenden Vorstellung der vom Institut zum Verkauf angebotenen Obstsortimente¹⁶⁵ in einer „Mitteilung“ deutlich: „Das Pomologische Institut muss als Privatlehr-

¹⁶⁴ E. Lucas, Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 41; das folgende Zitat ebd., S. 42.

¹⁶⁵ Dieses Obstsortiment von 1910 umfaßte 240 Apfel- und 240 Birnensorten, die als Standbäume den Muttergarten bildeten. Hinzu kamen weitere Sorten, die auf den Baumgütern in der Umgebung angepflanzt waren, sowie noch viele namentlich aufgeführte Sorten von Kirschen, Pfirsichen, Aprikosen, Beerenobst, Nüssen, Hagebutten und sogar Maulbeeren.



Das Pomologische Institut war auch ein Handelsunternehmen. Unter den zum Verkauf angebotenen Gartenwerkzeugen befanden sich etliche aus eigener Konstruktion wie die „Reutlinger Baumscharre“, das „Reutlinger Veredlungsmesser“ und die „Lucas'sche Wanderdörre“.

anstalt, einesteils um sich zu erhalten, andernteils, um den Schülern Gelegenheit zu geben, in allen Teilen des Obst- und Gartenbaues sich praktische Fertigkeiten zu erwerben, einen gärtnerischen Betrieb unterhalten. Dasselbe hat aus diesem Grunde in der Hauptsache Baumschulenbetrieb, wo Obstbäume in allen üblichen Formen, wie Hoch- und Halbhochstämme, Pyramiden, Buschbäume, Spaliere, senkrechte und wagerechte Kordons, ferner alle Beerensträucher und Erdbeeren, Zierbäume und -sträucher, Stauden, Rosen, Dahlien usw. in grosser Anzahl herangezogen und zum Verkaufe gebracht werden. Ferner hat dasselbe aus seinen Obstmuttergärten und Baumgütern einen der jeweiligen Ernte entsprechenden grossen Versand in Tafelobst, insbesondere in Äpfeln und Birnen, und ist darin sehr leistungsfähig. Ausserdem ist mit dem gärtnerischen Betriebe ein umfangreicher Verkauf von Gemüse- und Blumensamen, Blumenzwiebeln u. dergl. verbunden, während Gemüse- und Blumenzucht nur soweit betrieben werden, als für die eigenen Anlagen und für den eigenen Bedarf in Küche und Haushalt notwendig ist. Auch die wertvollsten Gartengeräte, vor allem praktische Veredelungs- und

Gartenmesser, Scheren, Bodenbearbeitungsgeräte, verschiedene Maschinen, Pilz und Insekten tötende Mittel, sowie auch Gartenbauliteratur führt das Institut in Kommissionslager. Über alle Gegenstände, die wir zum Verkauf anbieten, erscheinen alljährlich illustrierte Preisverzeichnisse, die jedem Interessenten umsonst und frei zugesandt werden. Wir bitten um Ihre gütigen Aufträge und versichern Sie der besten Ausführung derselben.“¹⁶⁶

Dokumente über Entwicklung, Ablauf und Ausdehnung der Geschäfte sind nicht mehr verfügbar. Zuverlässige Informationen über Umfang und Art des Verkaufsangebotes ergeben sich nur noch aus den jährlich versandten Preisverzeichnissen. Einige aufbewahrte Briefe an das Institut belegen die bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges weltweit unterhaltenen Geschäftsbeziehungen.

Die Fachschule

Genauere Beschreibungen des Reutlinger Instituts erschienen regelmäßig in den „Pomologischen Monatsheften“ unter der Überschrift „Programm und Statuten des Pomologischen Instituts in Reutlingen“. Das im folgenden wiedergegebene Beispiel stammt aus dem Jahr 1882.¹⁶⁷

„Das Institut liegt dicht vor dem Tübinger Thore, nicht ganz 10 Minuten vom Bahnhof entfernt und 5 Minuten von dem die Mitte der Stadt bildenden Marktplatz auf einem sanft ansteigenden, etwa 50 Fuss über der Stadt und 1258 Fuss = 391,12 M. über dem Meer gelegenen Plateau in sehr schöner, gesunder Lage, umgeben von drei dazu gehörigen Baumschulen; während eine vierte Baumschule etwa eine viertel Stunde weit und das Baumgut

In Weihnachtsgechenken empfehle ich alle Sorten
Sonn- und Regenhitze
 unter Zusage guter Stoffe und möglichst billiger Verfert.
 Das Ueberziehen und Repariren derselben führe ich schnell und pünktlich aus.
 Jakob Köhlinger, Maler und Schirmfabrikant,
 am selben Wohnort.

(1)

Zu Weihnachtsgeschenken
 empfehle ich zu billigen Preisen Meeresschwamm-Gigarrenspitzen, Tabakspitzen,
 Zahnbürsten, Spektelröhren, Cigarren- und Gelb-Grün, Bräusen und
 Tannengürtel, Photographie-Rahmen in verschiedenen Sorten, Dooß und
 Kistchenarten-germat. (2)

G. Gaiser, Carlplatz zunächst am Bahnhof.

Passend zu Weihnachts-Geschenken.
 Zu den bevorstehenden Feiertagen bringen wir wieder eine Reihe wein- und Champagner in empfehlende Erinnerung.

1863 Kabinettweine	Preis pro Flasche	1865 Ober-Ingelheimer	Preis pro Flasche
1863 Niersteimer	„ „ 40	1865 Rudesheim (St. Julian)	„ „ 1 20
1863 Deutscher	„ „ 34	Alter rother Portwein	„ „ 1 20
1863 Rheinhaller Berg	„ „ 1	„ „ „ „ „ „	„ „ 1 10
1863	„ „ 1	Cherry old Pale	„ „ 1 40
1863 Mosbacher	„ „ 1	„ „ „ „ „ „	„ „ 1 40
1863 Rastbacher Berg	„ „ 1 10	Zweiliger Champagner I. Qual.	„ „ 1 40
1863	„ „ 1 20	Roth- & Weiss-Champ. II. Qual.	„ „ 1 20
1863 Altkobler	„ „ 1 20	„ „ „ „ „ „	„ „ 1 10
1861 Ober-Ingelheimer	„ „ 1	„ „ „ „ „ „	„ „ 1 10

Zu Weihnachts-Geschenken
 empfehle ich eine Auswahl Trankweine, Tafel- u. Dessertweine, feine u. erfindliche
 Tafelweine, Scheren, Messer, nebst meinen bekannten Writzen zu günstigen
 Abzügen liefert.

Gesand Gaiser, Weinstück, beim Tübinger Thor.
Selbstgebrannter Brannwein die Maas von 28 fr. an,
 immer billiger, empfiehlt
 (1) **Johann Köhlinger, Tübinger Vorstadt.**

Das Pomologische Institut als Handelsunternehmen unterhielt auch eine Weinkellerei. Die Werbeanzeige ist dem Reutlinger Amtsblatt vom 19. Dezember 1869 entnommen.

¹⁶⁶ Friedrich Lucas: Mitteilung, in: Festschrift 1910 (wie Anm. 42), S. 132.

¹⁶⁷ Programm und Statuten des Pomologischen Instituts in Reutlingen, in: Pomologische Monatshefte, Januar 1882, S. 1 ff.

des Instituts mit über 300 älteren Obstbäumen eine halbe Stunde entfernt gelegen ist. Das Gesamtareal des Instituts dahier beträgt jetzt ca. 9 Hectare, wozu noch in Unter-Leningen außerdem noch 7 Hectare Baumschulen, Hopfenanlagen, Weinberge und Felder kommen.

Die sehr geräumigen Gebäude enthalten (außer 4 Familienwohnungen) in Einzelzimmern und Schlafsälen zu 4–5 Betten Raum für wohnliche Unterkunft von 45–50 Zöglingen; ferner die Hörsäle, einen Speisesaal, einen großen Sammlungssaal, das Bureau, ein Arbeitszimmer u. s. w. Außerdem sind 2 kleine Glashäuser, vorzüglich zur Vermehrung und zu Versuchen dienend, ein geräumiges luftiges Gewölbe, welches als Kalthaus benutzt wird, die erforderlichen Mistbeete, eine große Packscheuer, Stallungen, Obstkeller u. s. w. vorhanden.

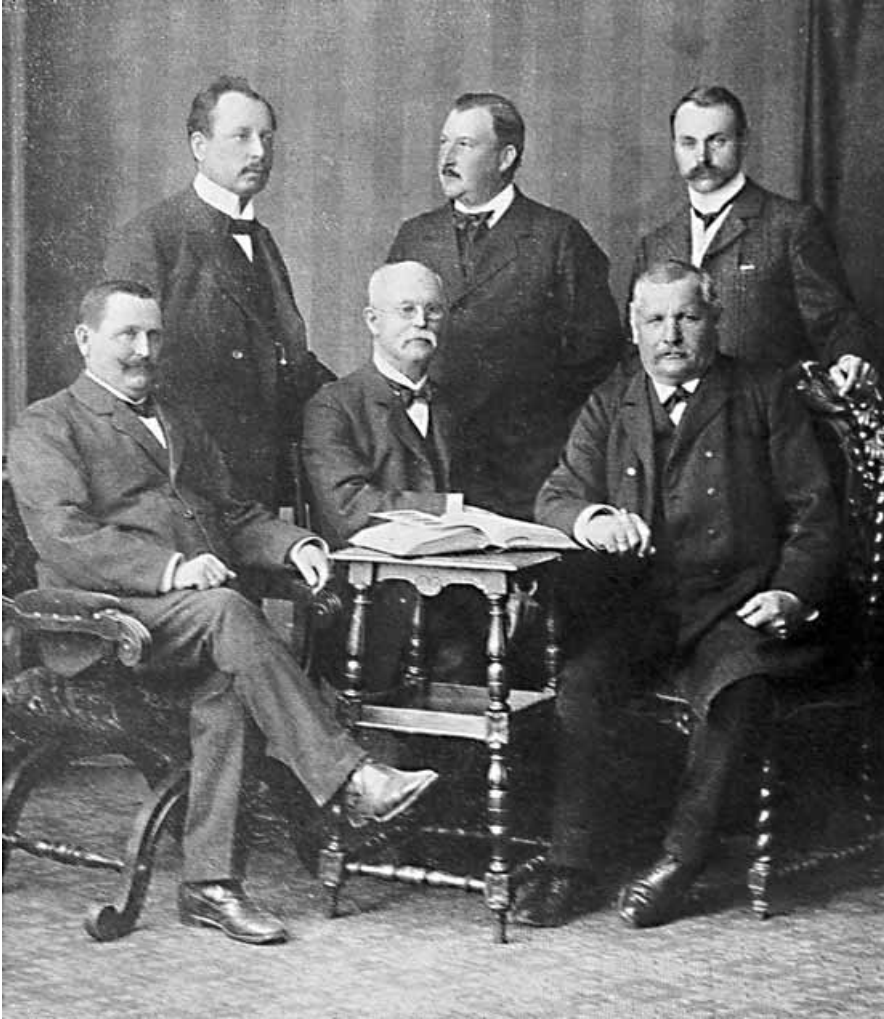
Das Institut hat die Aufgaben:

- Die wissenschaftliche Pomologie in jeder Weise zu fördern und tüchtige Pomologen heranzubilden.
- Fleißige Baumgärtner theoretisch und praktisch zu erziehen und sie besonders im Baumschnitt gut einzuüben.
- Jungen Kunstgärtnern Gelegenheit zu weiterer allgemeiner Ausbildung, namentlich auch durch das Studium der Naturwissenschaften, zu bieten.
- Landwirthen, Beamten u. s. w. Gelegenheit zu geben, sich mit der Praxis des Gartenbaues und speziell mit der Pomologie bekannt zu machen.
- Jünglingen, welche sich der Gartencultur widmen wollen, dazu in entsprechender Weise die Gelegenheit zu bieten, indem ausser dem Unterricht in Pomologie, Obst- und Weinbau, auch Landschaftsgärtnerei, Gemüsebau, Blumenzucht u. s. w. gelehrt und *praktisch* eingeübt wird und die Grund- und Hilfswissenschaften des Gartenbaues umfassend vorge-
tragen werden.

Auf dem Areal des Instituts wird Obstbaumzucht in weitester Ausdehnung betrieben. Es befindet sich da ein gegen 2000 Formbäume umfassender Muttergarten und wird ausserdem Gehölzzucht, Weinbau, Rebzucht, Gemüsebau und um die Gebäude herum Blumenzucht und Pflanzencultur betrieben, so dass die Zöglinge Gelegenheit haben, sich allseitig tüchtig *praktisch* heranzubilden, eine Aufgabe des Instituts, auf welche ein ebenso grosser Werth gelegt wird, wie auf die wissenschaftlichen Studien.

Die Zahl der in den Baumschulen gewöhnlich vorhandenen veredelten Obstbäume beträgt zwischen 90- und 100 000 Stück.

Zur Ausstattung der Lehranstalt gehört die an ältern wie neuern Pomologischen und Garten-Werken sehr reiche Bibliothek, eine reichhaltige geognostische Sammlung, das Arnoldische Obstkabinett, die Liegel'sche Pflaumensammlung. Eine große Sammlung von Kirschen- und Pflaumensteinen, eine Haselnuss-Sammlung, eine sehr reichhaltige Sammlung von Garten- und Obstbaugeräthen aller Art, eine kleinere carpologische Sammlung, sowie verschiedene Holzdurchschnitte, Verwachsungen und



Lehrer und Mitarbeiter des Pomologischen Instituts um 1910. Von links nach rechts stehend: die Gartenbaulehrer Peter Arnold und Eduard Lucas jr. sowie Kaufmann Karl Stiegler, sitzend: Buchhalter Gustav Klein, Garteninspektor Max Goerlich und der Verwalter der „Landwirtschaftlichen Gartenbauschule“ in Unterlenningen, Wagerschauser.

Präparate, Modelle und andere Gegenstände für den Unterricht in den Naturwissenschaften und im Gartenbau, zahlreiche Unterrichtswandtafeln usw.“

Die Lehranstalt führte die Kurse in zwei Abteilungen durch: 1. Die Höhere Lehranstalt für Pomologie und Gartenbau, 2. Die Fachschule für Obst- und Gartenbau. Die Aufgaben der beiden Abteilungen sowie die Bestimmungen für das Unterrichtsangebot sind im Folgenden ebenfalls wörtlich wiedergegeben.

„§ 1. Aufgabe der beiden Abtheilungen

Die ‚Höhere Lehranstalt‘ soll vorzüglich jungen Kunstgärtnern, welche ihre praktische Lehrzeit vollendet haben, zur weiteren Ausbildung dienen, besonders zur Ausbildung in der Pomologie, sowie auch Landwirthen zur Erwerbung von gründlichen Kenntnissen im Gartenbau Gelegenheit geben.

Die ‚Garten- und Obstbauschule‘ dient theils als Vorbereitung für die höhere Lehranstalt, indem noch weniger vorangeschrittene Zöglinge zuerst in dieselbe eintreten und erst später zu der obern Abtheilung übergehen, theils sollen in derselben tüchtige praktische Gärtner, sowie auch besonders tüchtige Obstgärtner und Baumwärter herangebildet werden.

Für ärmere und mittellose junge Leute, welche sich von ihrem 14. Jahr an dem ökonomischen Gartenbau widmen wollen, findet in der Landwirtschaftlichen Gartenbauschule in Unter-Lenningen ein passender, sehr billiger Vorkurs in dem praktischen Obst-, Wein-, Hopfen- und Gemüsebau statt.

§ 2. Lehrer-Personal

Die pomologischen und Gartenbaufächer werden durch den Direktor Dr. Eduard Lucas, dessen Sohn, den Inspector der Baumschulen, Herrn Friedrich Lucas und den jeweiligen Obergärtner des Instituts vorgetragen, Landwirtschaft und Buchführung durch Herrn Kassier Maassen¹⁶⁸. Für die Naturwissenschaften ist gewöhnlich ein besonderer Lehrer der hiesigen Realanstalt angestellt und Zeichnen wird durch Herrn Inspector Lachenmair gelehrt. Geometrie und Rechnen lehrt der Pomologische Wanderlehrer, Herr Fritzgärtner.

Die praktischen Demonstrationen werden durch den Direktor, dessen Sohn, sowie durch den Obergärtner und Herrn Fritzgärtner ertheilt.

§ 3. Unterrichtsfächer

Die einzelnen Lehrfächer, in welchen die Zöglinge, in der hier angegebenen wöchentlichen Stundenzahl, Unterricht erhalten, sind:

I. Hauptfächer

Theorie des Gartenbaus: nach M. Kolb, „Anatomie und Physiologie der Pflanzen“, Pflanzenchemie, in Bezug zur Gartencultur, Lehre vom Boden, Feuchtigkeit, Wärme, Klima, Düngung u. s. w., Winter und Sommer 2 St.

¹⁶⁸ Hubert Maassen war der Schwiegersohn von Eduard Lucas. Er starb 1886.

Gemüsebau und Gemüsetreiberei: nach Lucas, „Der Gemüsebau“, 4. Aufl., im Winter allgemeiner Theil, im Sommer spezieller Theil. 2 St.

Obstcultur: Obstbaumzucht und Obstbaumpflege, nach Lucas, „Kurze Anleitung zur Obstcultur“, 5. Aufl., Anf. März bis Mitte Mai. 4 St.

Obstbenutzung: Dörren, Musbereitung, Obstweibereitung, April bis Mitte Mai, 2 St. Nebst praktischen Demonstrationen im September und Oktober.

Baumschnitt: nach Lucas, „Die Lehre vom Baumschnitt“. Allgemeiner Theil: enthaltend die Naturkunde des Obstbaus, März bis Mai; Spezieller Theil: die Formen, deren Bildung und Behandlung, sowie der Weinschnitt. Juni bis Ende September 2–3 St. mit praktischen Demonstrationen.

Obsttreiberei: nach Tatter, „Lehrbuch der Obsttreiberei“; Juni–Sept. 2 St.

Pomologie: Systemkunde, Pomologische Terminologie, Specielle Pomologie, nach Lucas, „Einleitung in das Studium der Pomologie“; Kenntnis der wichtigeren Kern-, Stein-, Schalen- und Beerenobstsorten, nach Lucas, „Auswahl werthvoller Obstsorten“; Übungen im Bestimmen von Obstsorten und im Anfertigen von Beschreibungen derselben. Winter und Sommer 3–4 St.

Obstschutz: nach Taschenberg und Lucas, Winter 1 St., März bis Juni 1 St.

Taxation der Baumschulen und Baumgüter: 10–12 Stunden im Sommer.

Gehölzzucht und Gehölzkunde: nach Hartwig, „Gehölzzucht“ Winter 2 St.

Landschaftsgärtnerei: nach Sckell-Lucas, „Anleitung zur Landschaftsgärtnerei“, mit Übungen im Zeichnen in der Natur und im Ausstecken; Juni bis Sept. 2 St.

Weinbau in Gärten: nach „Lucas'-Christ's Gartenbuch, 5. Aufl., Juni bis Sept. 1 St. wöchentlich.

Blumenzucht: die Cultur der Zierpflanzen für den Garten, das Treib- und Pflanzenhaus, nach Lucas'-Christ's Gartenbuch, 5. Aufl.; Sommer 2 St. wöch.

Kurzer Abriss der Landwirthschaft: die Bodenbearbeitung, Saatbestellung, Cultur der Getreidearten, der Wurzelgewächse, Futtergewächse mit besonderer Rücksicht auf kleineren Besitz, nach Ad. Müller, „Lehrbuch der Landwirthschaft“, Winter 1–2 St.

Gartenbauliteratur: das Wichtigste aus der periodischen Gartenbauliteratur, 1–2 St, wöchentlich Somm. und Wtr.

II. Hilfsfächer

Botanik: Allgemeiner Theil, Terminologie, Systemkunde, Winter 2 St. Spezieller Theil, die wichtigsten Nutzpflanzen, die Pflanzen der Umgegend von Reutlingen; Sommer, 2 St. mit Exkursionen.

Physik und Chemie: Eigenschaften der Körper, die Naturkräfte und ihre Anwendung auf das tägliche Leben; Winter 2 St.; Chemie, Sommer 2 St.

Geognosie: Bildungsgeschichte der Erde. Winter 2 St.

Zeugnis.

Es wird, dem/ _____

Hiermit bezeugt, daß, er/ an/ dem/ vom/ _____ bis _____
im hiesigen/ Institute/ abgehaltenen/
Baumwörter-Lehrkursus
teilgenommen/ hat, und/ sich/ während/ dieser/ Zeit/ an/ dem/ Arbeiten/
in/ der/ Obstbaumschule/ und/ den/ sonstigen/ zum/ Institute/ gehörigen/
Obstanlagen/ _____ beteiligte/
Er/ erwarb/ sich/ im/ Beschneiden/ Pflanzen/ Veredeln/ und
Ausputzen/ der/ Obstbäume/ _____ Fertigkeiten/ wie/ er/ sich
auch/ in/ den/ Fächern/ des/ theoretischen/ Unterrichtes/ als/ Naturkunde/ des/
Obstbaus/ Obstbaumzucht/ Baumpflege/ Baumschnitt/ Obstverwertung/
Pomologie/ und/ Geometrie/ _____ Kenntnisse/ erwarb/
Sein/ Betragen/ während/ des/ hiesigen/ Aufenthaltes/ war/ _____

Reutlingen, dem/ _____ Der Direktor/ des/ Pomologischen/ Instituts.

Zeugnisblatt zum Abschluß eines „Baumwörter-Lehrkursus“.

Geometrie: Planimetrie, Übungen im Feldmessen, Anfangsgründe der Stereometrie. Sommer 2 St.

Mathematik: die Decimal- und Schlussrechnungen, Proportionen; Winter 2 St.

Buchführung: vereinfachte doppelte Buchführung mit Zugrundelegung der Bücher des Instituts, Juni–Sept. 2 St.

III. Allgemeinbildende Fächer

Zeichnen: Plan- und Situationszeichnen, Freihandzeichnen und Früchtemalen nach Vorlagen und nach der Natur; Winter und Sommer 1½–2 St. wöchentlich, immer Sonntags vor der Kirche.

Außerdem finden unter Leitung des Obergärtners oder eines der älteren Zöglinge wöchentliche, freie wissenschaftliche Abendunterhaltungen statt, in denen die Zöglinge Vorträge halten und über aufgestellte Themata debattieren.

§ 4. Vertheilung der Lehrfächer für beide Abtheilungen

Die Zöglinge der Höhern Lehranstalt haben das Recht, sämtliche Vorlesungen zu besuchen; für die Zöglinge der Gartenbauschule fallen gewöhnlich folgende Fächer aus: Obsttreiberei, Physik, Chemie, Geognosie, Gartenbauliteratur.

Die Zöglinge, welche nur den Frühjahrs- und Sommerkurs durchmachen – Obstgärtner-Cursus –, haben ganz die gleichen Vorlesungen wie die der Obst- und Gartenbauschule.

Die Zöglinge des Baumwärtercursus erhalten in täglich 2–3 St. Unterricht in Naturkunde des Obstbaus, Obstcultur, Obstbenutzung, Baumschnitt, Obstkunde und Geometrie; bei diesen ist die praktische Ausbildung die vorherrschend wichtige.

§ 5. Dauer der Studien- und Lehrzeit

Der Cursus ist für Gärtner, welche bereits 2–3 Jahre in der Praxis waren, sowie für junge, schon vorgebildete Landwirthe in beiden Abtheilungen einjährig.

Für Anfänger in der Gärtnerei wird der Unterricht auf 2–3 Jahre vertheilt und diese haben zu ihrer tüchtigen Ausbildung in der Regel 3 Jahre lang die Anstalt zu besuchen. Aeltere Zöglinge und solche, welche genügend vorgebildet sind, vollenden ausnahmsweise in 2 oder 2½ Jahren diesen Cursus.

Der Baumwärtercursus beginnt in den ersten Tagen des März und endigt gewöhnlich am 20. bis 24. Mai, während der ebenfalls Anfang März beginnende Obstgärtnerkurs bis Ende September fortdauert.

Als Hospitanten können Freunde der Gartencultur, Landwirthe, Beamte u. s. w. gegen besondere Taxe auf beliebige Zeit die Anstalt besuchen.

§ 6. Aufnahme-Bedingungen

Die regelmäßige Aufnahme der Zöglinge für den Jahreskursus findet Anfang Oktober statt. Doch können auch zu anderen Zeiten, namentlich Anfang März Zöglinge eintreten. [. . .]

Jeder Eintretende für den 1jährigen Curs, sowie für den Baumwärter- und Obstgärtnerkurs muss das 16., für den 3jährigen Curs das 14. Jahr zurückgelegt haben.

Die Zöglinge für den 1jährigen Cursus haben ein abschriftliches Zeugnis ihres bisherigen Prinzipals einer von ihnen selbst geschriebenen und von Eltern und Vormündern unterschriebenen Meldung beizulegen; für den Baumwärter- und Obstgärtnerkurs genügt die Anmeldung einer Behörde, eines Vereins oder der Eltern. Die Zöglinge für die 3jährigen Course haben ihr Schulzeugnis vorzulegen.

Der in die höhere Lehranstalt und die Gartenbauschule Aufzunehmende muss eine geläufige deutsche und lateinische Handschrift schreiben und im Rechnen bewandert sein, auch einen guten Aufsatz ausarbeiten können.

Ein gesunder Körper, der die nothwendigen praktischen Arbeiten leisten kann, ist, sowie allgemeine geistige Befähigung, unumgängliche Bedingung zur Aufnahme aller Zöglinge.

Über alle diese Punkte hat sich der zur Aufnahme in die Anstalt Meldende in seinem Anmeldungsschreiben auszusprechen. Bei der Anmeldung muss auch bemerkt werden, wer die Kosten des Aufenthalts in der Anstalt bestreitet.

Eine Aufnahmeprüfung findet nicht statt: dagegen wird vorausgesetzt, dass die Zöglinge in solchen Schulfächern, worin sie etwa noch zurück sind, sich durch Privatunterricht hier noch die nöthige Nachhülfe verschaffen.“¹⁶⁹

Weitere Bestimmungen betrafen die Freistellung der Zöglinge von ihrer Arbeit, die Einteilung der Arbeits- und Lehrstunden, Gegenstände, die mitzubringen waren oder selbst angeschafft werden mußten, Disziplinfragen sowie Prüfungen und Zeugnisse. Freistellung von der Arbeit war nur möglich, wenn die Situation im Garten es zuließ und der Schüler die gewonnene Zeit zum Lernen nutzen wollte. Er mußte sein Vorhaben morgens oder mittags beim „Verlesen“ anmelden. Für diese Zeit bekam er keine Arbeitsentschädigung.

Die Unterrichtsstunden fielen im Sommer in die Zeit zwischen 5 und 7 Uhr, im Winter von 6 bis 8 Uhr, mittags von 11 bis 12 Uhr, abends von 18 bis 19 Uhr. In den restlichen Tageszeiten wurde im Garten und in den Baumschulen praktisch gearbeitet. Nach 2 bis 2½ Stunden trat eine Ruhepause von ¼ bis ½ Stunde ein. Regentage wurden zu Wiederholungen, Zeichenübungen oder zu besonderem Unterricht genutzt. Zum Aufstehen, bei Beginn und Schluß der Arbeit und zum Beginn des Unterrichts wurde das Zeichen mit einer Glocke gegeben.

Ausdrücklich wurde den Zöglingen aufgetragen, „reinerliche und anständige Kleidung und ein Trinkglas mitzubringen“. Zur Arbeit mußte jeder ein eigenes „gutes Gartenmesser, eine Baumschere, ein Veredelungsmesser, eine

¹⁶⁹ Programm und Statuten (wie Anm. 167). Die folgenden Angaben sind ebenfalls dem Programm und den Statuten für das Jahr 1882 entnommen.



Zeugnis des Pomologie-Zöglings Johannes Hohloch aus Reutlingen, 1. Mai 1899.

Der Zögling Johannes Hohloch, vermutlich am Tag seiner Abschlußprüfung.

Baumsäge, einen Spaten und eine Hacke“ haben. Die Werkzeuge konnten gegen ein geringes Entgelt vom Institut entliehen werden.

Die Bestimmungen zur „Disziplin“ unterschieden zwischen kleineren und größeren Verfehlungen. Kleinere waren etwa „Liegenlassen von Büchern, Gerätschaften usw.“ Sie wurden durch kleine Geldstrafen geahndet. Das Geld floß in eine „Exkursionskasse“ und kam der Gemeinschaft zugute. Ernstere Verfehlungen sah man in „Unfolgsamkeit, Vergehen gegen Statuten und Hausordnung“. In solchen Fällen gab es „Verweise“ oder „Anzeige bei Eltern oder Vormündern“. Fortgesetzte Verfehlungen, grobe Vergehen wie Betrinken, Unredlichkeit, Verleiten anderer Zöglinge zu Unordnungen, unsittlichen Aufführungen usw. hatten die Androhung der Ausweisung aus der Anstalt zur Folge. Bei polizeilich strafbaren Vergehen konnte die Ausweisung unmittelbar erfolgen. Eine Ausweisung aus der Anstalt konnte auch im Fall des Auftretens einer ansteckenden Krankheit verfügt werden, allerdings nicht ohne vorherige ärztliche Konsultation (§ 12 der Statuten). Prüfungen fanden jeweils am Ende des Semesters, die Hauptprüfung mit Preisverleihung Ende September statt. Die Prüfungen bestanden in der schriftlichen Beantwortung von Fragen, die zu jedem Unterrichtsfach gestellt wurden und in der Ausarbeitung bestimmter Aufgaben.

Bei „regelmäßigem oder sonst gestattetem Austritt aus der Anstalt oder nach Vollendung des Cursus“ erhielt jeder Zögling ein Zeugnis über sein Verhalten, seinen Fleiß und seine Kenntnisse in den einzelnen Unterrichtsfächern. Die Zeugnisse gingen „aus der Berathung sämtlicher Lehrer des Instituts mit Zugrundelegung der Resultate der schriftlichen Prüfungen“ hervor. Ab 1870 erhielt der jeweils beste Schüler eines Jahreskurses den sogenannten „Donauerpreis“.¹⁷⁰ Eine ausführliche Benachrichtigung über „Leistungen, Fortschritte, Fleiß und Betragen“ erhielten Eltern oder Vormünder jedes einzelnen Zöglings durch ein „Semesterzeugnis“ am Ende des Semesters. Das Abgangszeugnis wurde erst ausgestellt, „wenn der betreffende Zögling seinen Zahlungsverbindlichkeiten vollständig nachgekommen“ war.

Ökonomische Verhältnisse der Zöglinge

Zöglinge und Gehilfen erhielten Unterkunft und Verpflegung innerhalb des Instituts. Die Statuten sahen vor, daß Lehr- und Speisesaal durch das Institut beleuchtet und geheizt wurden, daß aber für Aufenthalts- und Schlafräume die Zöglinge selbst aufkommen mußten. Das Institut stellte ihnen jedoch „so viele Lichter als zum Beleuchten der Schlafsäle beim Aufstehen und Schlafengehen nötig sind“ zur Verfügung. Falls die Zöglinge ihre Wohnzimmer beheizen wollten, so mußten sie für Holz und Licht selber sorgen. Die Unterkünfte bestanden aus Einzelzimmern und Schlafsälen. Die Zöglinge konnten ihr eigenes Bett mitbringen, was ihnen mit 2 Mark pro Monat vergütet wurde. Über die Beschaffenheit eines eigenen Betts gab es klare Bestimmungen: Es mußte aus „einer reinlichen, womöglich eisernen Bettlade, Strohsack oder Federmatratze, Deckbett und 2 Kopfkissen und dazu der doppelten Bettwäsche“ bestehen. Zöglingen, die von weit her kamen, konnte ein Bett zur Verfügung gestellt werden. Es wurde mit 2 Mark pro Halbjahr in Rechnung gestellt. Für ein Einzelzimmer waren 10 Mark, für ein Doppelzimmer 12 Mark pro Monat zu entrichten.

Die Kost wurde durch einen „Kostgeber unter der Controlle des Instituts“ verabreicht und bestand aus folgendem Angebot: „Morgens: Kaffee und zwei Weißbrote; Mittags: Suppe, Gemüse und Fleisch, oder Suppe, Braten und Salat nebst Brot (an Fasttagen Mehlspeisen); Abends: Suppe, Kartoffeln und Butter oder Käse und Butter, oder Suppe, Wurst und Brot und dergl.“ Das „Kostgeld“ wurde nach den „durchschnittlichen Lebensmittelpreisen reguliert“ und betrug 1882 1 Mark pro Tag. Für Kaffee und Brot am Nachmittag wurden

¹⁷⁰ Friedrich Wilhelm Donauer (1788–1870), Pomologe und Leutnant in der K. und K. österreichischen Armee, stiftete in seinem Testament dem Pomologischen Institut in Reutlingen 100 Gulden mit der Bestimmung, daß der jährliche Zins als Preis für den jeweiligen besten Zögling der Anstalt verwendet werden sollte. Die „Donauerpreisträger“ sind in der Festschrift von 1910 (wie Anm. 5) namentlich aufgeführt.

12 Pfennige zugeschlagen. Weitere Kosten in Höhe von 50 Pfennig pro Monat entstanden den Zöglingen für „das tägliche Aufbetten sowie das Reinigen der Wohn- und Schlafzimmer“.

Die Vorlesungen folgten bestimmten Lehrbüchern, die den Zöglingen zur Anschaffung empfohlen wurden. Die geleistete Arbeit wurde den Zöglingen mit 40 Pfennig pro Tag vergütet. Der sich ansammelnde Betrag wurde monatlich mit den Kosten für die Verpflegung verrechnet. Wer nicht regelmäßig an den praktischen Arbeiten teilnahm, bekam keine Arbeitsvergütung.

Recht genau informierte das Institut die Anwärter über die tatsächlichen Kosten der verschiedenen Unterrichtskurse: Baumwärtnerkurs, Obstgärtnerkurs, Jahreskurs der Obst- und Gartenbauschule, Jahreskurs der höheren Lehranstalt für Pomologie und Gartenbau, Dreijähriger Kurs der Obst- und Gartenbauschule und Dreijähriger Kurs der höheren Lehranstalt.

Zu den Kosten für einen Baumwärtnerkurs zum Beispiel gehörten 30 Mark Honorar, 80 Mark Kostgeld für etwa 80 Tage, etwa 15 Mark für Bücher und Geräte, 3 Mark für Krankenhausbeitrag und Aufbetten, 11 Mark Taschengeld für Vesper (wöchentlich 1 Mark) sowie 1 Mark Trinkgeld für die Dienstboten beim Abgang. In der Summe betragen die Kosten also 140 Mark, wovon 22 Mark als Arbeitsvergütung wieder abgezogen wurden.

Die Kosten für einen dreijährigen Kurs der Höheren Lehranstalt teilten sich wie folgt auf: 1. Jahr: Honorar 180 Mark, Kostgeld 350 Mark, Bücher und Geräte etwa 25 Mark, Krankenhaus und Aufbetten 11 Mark, Trinkgeld für Dienstboten zu Weihnachten 2 Mark, Summe: 620 Mark; 2. Jahr: Dasselbe abzüglich einer Arbeitsvergütung in Höhe von 120 Mark. Summe: 500 Mark; 3. Jahr: Honorarfrei, Arbeitsvergütung: 120 Mark. Summe: 320 Mark. Gesamtaufwand für den dreijährigen Kurs: ca. 1450 Mark.

Das pro Semester zu entrichtende Honorar betrug für die höhere Lehranstalt 90 Mark, für die Obst- und Gartenbauschule 60 Mark, für den Obstgärtnerkurs 60 Mark und für den Baumwärtnerkurs 30 Mark pro Semester. Ausdrücklich wurde darauf hingewiesen, daß das Honorar für „Unterricht, Unterkunft, Bett, Heizung und Beleuchtung in den Lehr- und Speisesälen“ vorgesehen war.

Ein Vergleich der anfallenden Kosten mit den 40 Pfennigen Arbeitsvergütung pro Tag macht deutlich, daß dem Pomologischen Institut mit seinen Schülern billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen.¹⁷¹ Ohne sie wäre die wirtschaftliche Absicherung des Instituts und aller seiner Mitarbeiter kaum

¹⁷¹ Über die Gehälter der Lehrer und Mitarbeiter im Institut sind keine Informationen bekannt. Allerdings gibt es gewisse Hinweise darauf, daß dem Institut auch in den Mitarbeitern „billige Arbeitskräfte“ zur Verfügung standen. So schreibt der Sohn von Max Goerlich im Februar 1917 (nach dem Tod seines Vaters) in einem Brief an seine Ehefrau über den Vater: „Er hat der Anstalt, [...] der er trotz geringer Gegenleistung in unerschütterlicher Treue diente, viel genützt.“ (Der Brief befindet sich im Besitz von Forstdirektor Werner Goerlich, Kohlstetten.)

möglich gewesen. Dankbar vermerkte Eduard Lucas deshalb in seiner Rede zum 20jährigen Bestehens des Instituts: „Die Arbeit unserer Zöglinge ist es, welcher das Institut sein Gedeihen und seinen Fortbestand zu verdanken hat.“¹⁷²

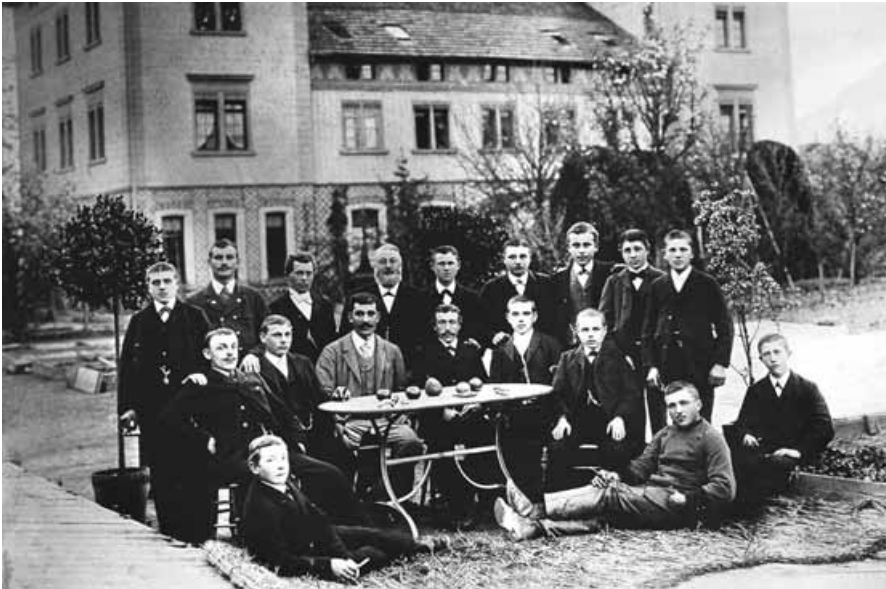
Der Nutzen für die Schüler wiederum lag darin, daß sie umfassend ausgebildet wurden, was spätere Arbeitgeber hoch einschätzten. Das Institut sah es als Verpflichtung an, seine Zöglinge in gute Stellen zu vermitteln – dies war sogar in § 16 der Statuten festgeschrieben: „Allen tüchtigen und zu empfehlenden Zöglingen verschafft das Institut nach vollendetem Kursus passende Stellen als Gehilfen, Obstgärtner, Obergärtner oder als Pomologen. Der Nachfrage nach hier herangebildeten Obst- und Kunstgärtnern konnte bisher selten ganz genügt werden. Auch später sorgt das Institut gern noch für seine früheren Zöglinge.“ Daß dies keine leeren Versprechungen waren, belegte der starke Zulauf von Schülern aus aller Welt und die Besetzung führender Positionen durch ehemalige Zöglinge des Instituts.

Ein „Gehilfenstellen-Gesuch“ das Eduard Lucas in den „Pomologischen Monatsheften“ 1878 veröffentlichte, ist ein weiteres Beispiel für seine Bemühungen, die Zukunft der Zöglinge sicherzustellen: „Einige empfehlenswerthe, brave, fleißige und geschickte frühere Zöglinge unseres Instituts möchten passende Gehilfen- oder auch Kunstgärtner- oder Obstgärtner-Stellen; auch haben sich mehrere gut empfohlene ältere Kunstgärtner an mich gewandt, um ihnen Stellen zuzuweisen. Da von hier niemand empfohlen wird, der es nicht verdient, so dürfen sich die Vorstände von Baumschulen u. s. w. oder Herrschaften vertrauensvoll hierher wenden. Zugleich bemerke ich, daß ich gewöhnlich im Januar oder im August in der Lage bin, Zöglinge unseres Instituts zu empfehlen. Auch ein verheirateter Lehrer, ein sehr tüchtiger und in allen Schulfächern und Realien gut ausgebildeter Mann, der sich auch ganz besonders für Pomologie und Baumzucht herangebildet hat, wünscht eine Stellung an einer Obstbauschule oder Gärtnerlehranstalt durch meine Vermittlung zu erhalten. Dr. Lucas.“¹⁷³

Zu welchen hohen Stellungen die Absolventen des Pomologischen Instituts gelangen konnten, ist in der Festschrift zu dessen 50jährigem Bestehen festgehalten. „Von den außerordentlich vielen jungen Leuten, die hier ihre Ausbildung genossen haben und jetzt eigene Handelsgärtnereien, Baumschulen, Obstplantagen und dergl. besitzen oder die jetzt sich in angesehenen Stellungen als Schloß- oder Herrschaftsgärtner, Obergärtner, Inspektoren und Direktoren befinden, oder die als Oberamts- und Distriktsbaumwarte, Obstbauwanderlehrer und Gartenbaulehrer tätig sind und deren Namen wir nicht alle aufführen können, seien nur einige wenige genannt, die sich zu hohen und

¹⁷² W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 13.

¹⁷³ Pomologische Monatshefte, 1878, S. 352.



Ökonomierat Friedrich Lucas mit Zöglingen. Das Bild entstand vermutlich zum Abschluß eines Kurses.

höchsten Stellungen emporgeschwungen haben und im öffentlichen Leben tätig waren und noch sind.“

In der sich anschließenden Aufzählung sind folgende Persönlichkeiten genannt: Rudolf Goethe, Landes-Ökonomierat in Darmstadt, langjähriger Direktor an der Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau in Geisenheim; Professor Dr. Rudolf Stoll, Landes-Ökonomierat, Direktor des Pomologischen Instituts in Proskau bei Oppeln (Oberschlesien); L. Mauer, Garteninspektor in Jena; Gustav Ritter, Obergärtner und Lehrer für Gartenbau in Koloszmonostor, Ungarn; Karl Mader, Kaiserlicher Rat in Meran-Untermals, Südtirol; Karl Pohl, Gartendirektor in Olmütz, Mähren; Karl Bach, Landwirtschafts-Inspektor in Emmendingen, Baden; Ernst Lesser, Prov. Obstbauwanderlehrer in Kiel; Georg Kuphaldt, Städtischer Gartendirektor in Riga; J. Heiler, Landes-Ökonomierat in München; Professor Julius von Jablanczy, Leiter der niederösterreichischen Zentralstelle für Obstverwertung in Wien; Max Vieweg-Franz, Oberhofgärtner, Bad Liebenzell (Sachsen-Meiningen); Reinhold Mertens, Landes-Obstbaukonsulent in München; F. Rebholz, Landes-Inspektor für Obst- und Gartenbau in München; Professor Karl Reichelt, Oberlehrer an der Obstbauschule in Friedberg, Hessen; Albert Kiefner, Direktor der Victoria-Baumschule in Schöllschitz bei Brünn, Mähren; Gustav Schaal, Sekretär und Wanderlehrer des Württembergischen Obstbauvereins in Stuttgart; Fr. Klingmann, Obst- und Weinbauinspektor in Frankental, Pfalz;

H. Misvār, Oberlehrer im Gartenbau an der landwirtschaftlichen Hochschule Norwegens und Direktor der Gartenbau-Abteilung in Aas, Norwegen; Hugo Winkelmann, Obstbausachverständiger bei der Württembergischen Zentralstelle für die Landwirtschaft in Ulm; Fritz Jauchen, Direktor der landwirtschaftlichen Schule in Zerbst, Anhalt; P. Arnold, Lehrer für Naturwissenschaften am Pomologischen Institut, Reutlingen.¹⁷⁴

Hausordnung für die Zöglinge des Pomologischen Instituts

Eine eigene Hausordnung mit 42 Paragraphen legte detailliert fest, wie sich ein Zögling zu verhalten hatte. Man erwartete von ihm ein „wohlanständiges und gesittetes Verhalten“ innerhalb und außerhalb der Anstalt sowie ein „anständiges und höfliches Betragen“ gegenüber Lehrern und anderen Institutsangehörigen und daß er die „Achtung vor der Religion auf keine Weise verletzt, auch dem öffentlichen Gottesdienst möglichst regelmäßig beiwohnt und alle confessionellen Streitigkeiten vermeidet“. Kleidungs Vorschriften gab es nicht, der Zögling sollte jedoch „anständig gekleidet sein und seine Kleider stets ordentlich und reinlich halten“.

Sonntags und abends oder sonst in der arbeitsfreien Zeit war es den Zöglingen untersagt, ohne Erlaubnis das Institut zu verlassen. Ältere Schüler konnten sich in ein beim Hausmeister hinterlegtes Buch eintragen, wenn sie das Haus verließen. Jüngere Schüler mußten persönlich beim Direktor oder dessen Stellvertreter um Erlaubnis bitten. Die Ausgangserlaubnis galt bis 21.45 Uhr. Im Falle einer Verspätung mußte man „den Hausmeister wecken und demselben 10 Pfennige für das Aufschließen entrichten“.

Zum Frühstück, Mittag- und Abendessen läutete eine Glocke. Wer ohne Entschuldigung zu spät kam, „mußte sich mit den Speisen begnügen, die noch auf dem Tisch befindlich waren“. Die Tischaufsicht hatte der Obergärtner oder Hausmeister. Ihren Anordnungen war Folge zu leisten. Eine Tischordnung richtete sich „nach dem Alter, den Cursen und der Zeit des Eintritts“. § 14 besagte: „Bei Tische sollen alle Störungen und Unarten, lärmende Gespräche und dergl. unterlassen werden. Nachdem das Tischgebet gesprochen ist, nehmen die Zöglinge ruhig ihre Plätze ein.“

Die Zöglinge waren gehalten, vom Tage ihres Eintritts an ein Tagebuch zu führen, in das alle wichtigeren, jeden Tag vorkommenden Arbeiten, die jeweiligen Unterrichtsstunden sowie meteorologische Beobachtungen einzutragen waren. Für kleinere Ausgaben wie „Brot zum Frühstück, Porto, Schreibmaterialien“ war ein Taschengeld in Höhe von 1 bis 2 Mark pro Woche erforderlich. Eltern konnten das Geld durch die Institutskasse verwalten und auszahlen lassen. Dafür, wie auch für sonstige Zahlungen, Abrechnungen oder Geld-

¹⁷⁴ W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 31 und 32.



Ehemalige Wohngebäude der Schüler längs der Alteburgstraße vor ihrem Abbruch 1980.

deponierungen, war als regelmäßige Stunde die Zeit von 6 bis 7 Uhr am Samstagabend festgelegt.

§ 36 sah vor, daß abends nach „halb 10 Uhr weder in den Hörsälen noch im Speisesaal sowie in den Einzelzimmern ohne besondere Erlaubnis mehr geheizt“ werden und „daher nach 9 Uhr nirgends mehr nachgelegt werden“ durfte. Das Halten von Petroleumlampen bedurfte einer besonderen Genehmigung. Vorsicht im Umgang mit Feuer und Licht war eine besondere Verpflichtung.

Je drei bis vier Zöglinge hatten in einer festgelegten Reihenfolge Wochendienst zu leisten. Dieser begann Samstagmittag und sah vor, Arbeitszimmer und Packraum aufzuräumen, um die Gebäude herum wie im Garten für Ordnung zu sorgen, im Winter die Gewächshäuser zu heizen, diese und die Mistbeete auf- und zuzudecken, Wasser in den Sammelbecken aufzufüllen, den Hörsaal zu lüften und Kreide und Schwamm bereitzulegen. Außerdem mußte das Lehrerzimmer aufgeräumt und geheizt werden. Die „Diensthabenden“ hatten am Sonntag keinen Ausgang und mußten sich für kleine Aufgaben bereit halten, Mistbeete und Glashäuser versorgen, im Sommer Topfpflanzen gießen. Morgens wie mittags mußten die Zöglinge gleich nach dem Läuten der Glocke zur Verteilung der Arbeiten erscheinen, worauf die Namen der einzelnen vom Obergärtner verlesen wurden. Zu spät Kommende erhielten kleine Geldstrafen oder Strafarbeiten.

Vorlesungen und Unterrichtsstunden hatten die Zöglinge „nach Anordnung des Direktors regelmäßig und fleißig zu besuchen“. Ohne Erlaubnis durfte keine Lehrstunde versäumt werden. In den Hörsälen durfte am Tag

und besonders vor den Vorlesungen nicht geraucht werden. Erlaubt war das Rauchen nur abends und an Sonntagen, sofern es nichtrauchende Zöglinge nicht belästigte. In den oberen Schlafsälen war das Rauchen verboten. In den Schlafsälen des unteren Stockwerks, in welchen ältere Zöglinge untergebracht waren, war das Rauchen gestattet, wenn alle Zimmergenossen damit einverstanden waren. „Streng untersagt“ war „lärmendes Auf- und Abspringen auf den Treppe, jede Art von Störung der Ruhe in den Schlaflocalen, Unordnungen in den Hörsälen, starkes Zuschlagen der Türen sowie das Ausspucken in Zimmern und Gängen“, wie überhaupt jeder Zögling „im ganzen Institut auf Ordnung und Reinlichkeit“ zu achten hatte.

Wollte ein Zögling das Institut verlassen, so hatte er dies anzuzeigen und „zwar spätestens 6 Wochen vor Schluß des Semesters oder der Zeit, zu der er auszutreten wünscht“. Im Unterlassungsfall wurden zusätzliche Gebühren für ein weiteres halbes Semester berechnet. Das „Abschiedhalten für einzelne abgehende Zöglinge“ war untersagt. Ohne besondere Erlaubnis durfte kein sogenannter „Abschied“ gefeiert werden.

Das Pomologenlied, der Zöglingverein „Hortologia“ und der Verband der Ehemaligen

Etwa um das Jahr 1870 entstand das „Pomologenlied“.¹⁷⁵ Verfaßt wurde es von H. Gögginger, der 1868 Zögling des Pomologischen Instituts und später Kunst- und Handelsgärtner in Riga war. Die Zöglinge sangen das Lied auf Exkursionen:

Brüder hört den Glockenschlag,
Stehet auf und werdet wach,¹⁷⁶
Eilet schnell auf Euren Platz,
Höret dort des Wissens Schatz.

Aufmerksam auf weise Lehr,
Fällt dem Pomolog nicht schwer,
Gartenbau und Obstcultur,
Und die Lehre der Natur.

Kommt Ihr dann in Euren Kreis,
Habt studirt mit Lust und Fleiß,
Dann wird auch von Eurer Hand,
Schön bekleidet manche Wand.

Pyramiden und Fuseaux,
Und Spaliere, comme il faut.
Hochstämm' an der Strassen Rand –
Pflegt Ihr alle mit Verstand.

Nehmt vor Erisfrucht¹⁷⁷ in Acht
Euch, sie hat viel Streit gebracht,
Drum, ihr Brüder, froh und frei,
Harmonie Euch heilig sei.

Flora bleibt uns treu und hold,
Und Pomona¹⁷⁸ gibt uns Gold,
Trinket freudig auf ein Hoch:
Vivat jeder Pomolog.

¹⁷⁵ Kurze Notizen und Mitteilungen, in: Pomologische Monatshefte, 1876, S. 64.

¹⁷⁶ Die Vorlesungen begannen um 5 Uhr, daher der Zuruf „werdet wach“.

¹⁷⁷ Erisfrucht: Zankapfel, nach der Göttin der Zwietracht benannt.

¹⁷⁸ Pomona: römische Göttin der Obstfrüchte.

Vermutlich entstand das Lied im Zusammenhang mit der Gründung eines wissenschaftlichen Vereins der Gehilfen und Zöglinge im Jahr 1871, der den Namen „Hortologia“ erhielt. Über seine Zielsetzung schreibt der Zögling Gustav Wermig im ersten Jahresbericht 1872: „Im Oktober vorigen Jahres bildete sich unter den Zöglingen des Instituts ein Verein, der sich die gegenseitige wissenschaftliche und praktische Fortbildung, auf Grund gemachter Erfahrungen und mit Hülfe der neuesten Fachliteratur, zur Aufgabe stellte. Es wurden zu diesem Zweck jeden Sonnabend Abend in einem Saale des Instituts regelmäßige Versammlungen veranstaltet, in denen die einzelnen Mitglieder in Form von Vorträgen, sowohl eigene Erfahrungen mittheilten, als auch über besonders interessante Artikel aus verschiedenen Gartenzeitungen referirten. Diesen Vorträgen und Referaten folgte stets eine sehr lebhaft Diskussions über den betreffenden Gegenstand. Über diese Verhandlungen wurde ein genaues Protokoll geführt und bestimmt, daß jedes Jahr ein Auszug aus diesem als Bericht über die Thätigkeit des Vereins in dem Jahrbuch des Instituts veröffentlicht und allen Mitgliedern des Vereins zugestellt werde.“¹⁷⁹ In einem kurzen Vorwort machte Eduard Lucas deutlich, daß er es war, der die Vereinsgründung angeregt hatte. Er und sein Sohn hätten, so oft es die Zeit gestattete, an den Versammlungen teilgenommen. Welche Themen dabei abgehandelt wurden, wird an den folgenden Beispielen deutlich: Referat über einen Artikel, in welchem die durch zwei Fälle begründete Behauptung aufgestellt wurde, die Zwetschge verwandle sich in den meisten Gegenden Nordamerikas in eine Pflaume, Mittel das Anwachsen frischverpflanzter Bäume bei trockener Witterung zu befördern, Erfahrungen über das Beizen und Färben der Blumen, Angabe eines Mittels, Erdflöhe zu vertreiben, die Cultur hochstämmiger Fuchsien, die Cultur von *Epiphyllum truncatum*, das Abfallen der Cameliennospenn, Veilchentreiberei in Töpfen usw.¹⁸⁰ Lobend wird der Verein noch in der Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Instituts erwähnt.¹⁸¹

Am 25. Februar 1900 fand die 1. Generalversammlung des von Garteninspektor Max Goerlich gegründeten „Verbandes ehemaliger Reutlinger“ statt. In Goerlichs Händen lagen Leitung des Vereins und die Redaktion einer Vereinszeitschrift. In einem bewegenden Brief, den Max Goerlichs Sohn, Dr. med. Max Goerlich, am 22. Februar 1917 auf den Tod des Vaters, von dem er als Soldat in Frankreich erfuhr, seiner Ehefrau Elisabeth, geb. Votteler, schrieb, erwähnt er die Gründung mit folgenden Worten: „Dem sozialen Zug der Zeit folgend, hat er [Max Goerlich] den Verband ehemaliger Reutlinger gegründet, um den Gärtnern, welche nach ihrer Ausbildung in alle Welt zer-

¹⁷⁹ Gustav Wermig: Erster Jahresbericht des hortologischen Vereins der Gehilfen und Zöglinge des Pomologischen Instituts in Reutlingen, in: Jahrbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde, Ravensburg 1872, S. 10.

¹⁸⁰ Ebd., S. 11 ff.

¹⁸¹ W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 11.



Max Goerlich (1854–1917), Garteninspektor und Lehrer am Pomologischen Institut, gründete 1900 den „Verband ehemaliger Reutlinger“, dessen Vorsitzender er war.

streut wurden, einen wirtschaftlichen Zusammenhalt zu schaffen. Er hat dadurch der Anstalt, der er trotz geringer Gegenleistung in unerschütterlicher Treue diente, viel genützt. Hat doch der Verband dazu beigetragen, daß die Schüler die Anstalt nicht vergaßen und den guten Ruf des pomologischen Instituts auch fernerhin hochhielten. Das war umso mehr von Bedeutung, je größer die Konkurrenz durch andere und insbesondere staatliche Lehranstalten wurde. Er hat für die Geschäfte des Vereins ehrenamtlich manche Stunde geopfert und hat durch seinen persönlichen, uneigennütigen Einfluß den ehemaligen Schülern und der Reutlinger Lehranstalt manchen Dienst geleistet. Der Verband und das pomologische Institut werden ihn sehr vermissen, sie werden es ihm in Worten danken, mit materiellen Gütern haben sie ihn selten und dürftig bedacht, obwohl er sein ganzes Leben lang arm war. [...]“¹⁸²

Eine weitere interessante Information zu den Lebensverhältnissen der Pomologie-Zöglinge findet sich in der Zeitungsserie von Friedrich Faiss „Was

¹⁸² Der Brief von Dr. Max Goerlich wurde dankenswerter Weise von Herrn Forstdirektor Werner Goerlich in Kohlstetten zur Verfügung gestellt.



Familie Lucas vor dem Wohnhaus der Schüler: links Eduard Lucas, vor ihm die Töchter Luise und Agnes, in der Mitte die Tochter Julie und der Sohn Friedrich, ganz rechts Walburga Lucas.

ich als Bub um die Jahrhundertwende in Reutlingen sah“: „Das akademische Leben brachte es mit sich, daß sich Angehörige von Tübinger Verbindungen mit solchen der Reutlinger Techniker in Reutlinger Gaststätten, z. B. im ‚Hirsch‘ oder im ‚Bären‘ begegneten, indem beide ihre Couleur zur Schau trugen, was leicht in einer flotten Keilerei endete. Ob es zwischen den Kampfahnen auch zu Duell-Forderungen kam, weiß der Chronist nicht nachzuweisen. Jedenfalls ist sicher, daß es in Reutlingen auch eine sogenannte ‚schlagende Verbindung‘ gab. Dies war die Vereinigung der am Pomologischen Institut studierenden, sehr zahlreichen Pomologen, welche sich offiziell ‚Hortologia‘ nannte. Die Angehörigen dieser Verbindung waren zumeist aus allen Ländern Europas zwecks Studium des Gartenbaues gekommen; sie waren vielfach Söhne wohlhabender Gutsbesitzer, manchmal adeligen Geblüts und führten z. T. ein flottes Leben. Ihr Paukboden, wo sie sich im Fechten übten, war in der Wirtschaft zum ‚Schützen‘ in der oberen Gerbergasse. Sie suchten es in ihren akademischen Bräuchen den Tübinger Studenten gleichzutun.“¹⁸³

¹⁸³ Friedrich Faiss (1888–1966): Was ich als Bub um die Jahrhundertwende in Reutlingen sah, Reutlingen 1955, Serie im Reutlinger General-Anzeiger, StadtA RT, DB Nr. 130. F. Faiss war Oberamtsbaumwart und Kreisobstbauinspektor in Reutlingen von 1926 bis 1954.

Die im Vorangehenden gemachten Äußerungen zur sozialen Herkunft der Zöglinge können sicherlich nicht verallgemeinert werden. Dies ergibt sich allein schon aus Hinweisen des Instituts auf die materielle Bedürftigkeit von Zöglingen, so etwa in den Bestimmungen für die Aufnahme in die Landwirtschaftliche Gartenbauschule in Unterlenningen: „Für ärmere und mittellose junge Leute, welche sich von ihrem 14. Jahr an, dem ökonomischen Gartenbau widmen wollen, findet in der landwirtschaftl. Gartenbauschule Unterlenningen, ein passender, sehr billiger Vorkurs in dem praktischen Obst-, Wein-, Hopfen- und Gemüsebau statt.“¹⁸⁴

In diesem Zusammenhang ist auch das folgende Protokoll des Oferdinger Gemeinderats vom 18. September 1908 recht aufschlußreich: „Johannes Hausch (geb. 4. 4. 1881), Sohn des Webers Martin Hausch, hat 2 Kurse in der Obstbaupflege bei dem Pomologischen Institut des Ökonomierats Lucas in Reutlingen mitgemacht und sich nach dem vorliegenden Zeugnis die für den Obstbau erforderliche Kenntnis und Fertigkeit erworben. Von dem Landwirt. Bez.-Verein Rottenburg hat der Vater Hausch als Mitglied zu den Kosten der Kurse einen Beitrag von 25 Mark erhalten. Auf das Bittgesuch des Hausch haben die bürgerlichen Kollegien beschlossen, dem Gesuchsteller zu den Kosten während des Kurses in Reutlingen einen Beitrag von 25 Mark aus der Gemeindekasse zu verwilligen und dem Hausch die Anstellung als Gemeindebaumwart in Aussicht zu stellen. Zur Urkunde! Gemeinderat, Bürgerausschuß.“¹⁸⁵

Anzahl und geographische Herkunft der Zöglinge

Im Gründungsjahr 1860 betrug die Zahl der Schüler 27. Sie steigerte sich im Laufe der Zeit auf knapp 100 in manchem Jahr. Die Festschrift zum 50jährigen Jubiläum des Instituts vermerkt in der Chronik genau die Schülerfrequenz pro Kalenderjahr bzw. Winter- und Sommerhalbjahr. Im Jahr 1907 besuchten die Lehranstalt zum Beispiel „99 Schüler, darunter 10 Hospitanten, 10 Ausländer und 26 Baumwärter.“

Im Bericht zum 20jährigen Jubiläum 1880 wurde mit Stolz auf 1000 Schüler hingewiesen, die das Institut bislang besucht hatten. Unter ihnen waren 168 junge Leute, die aus verschiedenen Ländern Europas, ja sogar aus Übersee gekommen waren (s. Tabelle).

Zum 30jährigen Bestehen des Instituts wurden folgende Zahlen veröffentlicht: Insgesamt besuchten bis dahin 1655 Schüler das Institut. Davon kamen

¹⁸⁴ Programm und Statuten (wie Anm. 167), S. 3.

¹⁸⁵ Gemeindearchiv Oferdingen, B 28, Gemeinderatsprotokoll vom 18. 9. 1908, S. 275. Das Protokoll wurde freundlicherweise von Herrn Dr. Gerhard Kittelberger zur Verfügung gestellt.

1435 aus Deutschland, 75 aus Österreich-Ungarn, 66 aus der Schweiz, 25 aus Rußland, 13 aus Norwegen, 8 aus Frankreich, 5 aus Holland, jeweils 3 aus Schweden und Belgien sowie 18 aus außereuropäischen Staaten.

Im jährlichen Durchschnitt waren es im ersten Jahrzehnt 51 Schüler, im zweiten 45 und im dritten 68. Nach 50 Jahren schließlich war die Schülerzahl auf insgesamt über 3000 angestiegen.

Zahl und Herkunft der Zöglinge im Jahr 1880			
Deutschland			
Anhalt.....	5	Mecklenburg.....	2
Baden.....	63	Oldenburg.....	12
Bayern	143	Preußen	179
Braunschweig.....	16	Reuss	4
Bremen u. Hamburg	7	Sachsen	41
Elsaß, Lothringen	2	Schwarzburg.....	1
Hessen	106	Württemberg	250
Lippe-De tmold	1		
Außerdeutsche europäische Staaten			
Belgien.....	3	Luxemburg	1
Bulgarien.....	1	Österreich.....	61
Dänemark	3	Rußland	18
England.....	2	Schweden, Norwegen.....	18
Frankreich.....	2	Schweiz	35
Holland.....	3	Ungarn	5
Liechtenstein.....	4		
Außereuropäische Länder			
Afrika	1	Ostindien.....	2
Amerika.....	9		

Der Zögling Daud

Unter den im Jahr 1880 aufgeführten tausend Pomologie-Schülern war nur ein einziger Schwarzafrikaner. Die Herkunftsangabe „Afrika“ ist insofern etwas irreführend, als er der Pflegesohn eines Calwer Arztes war, der ihn eine Gärtnerlehre am Pomologischen Institut in Reutlingen machen ließ. Die Lehre des jungen Mannes begann nach seiner Konfirmation in Calw 1873 und endete 1876, worauf er wieder nach Calw zurückkehrte, wo er bereits im September 1877 starb. Seine bewegende Lebensgeschichte war bereits Gegen-

stand eines Beitrags in den „Reutlinger Geschichtsblättern“ von 1983, auf den sich die folgenden Ausführungen stützen.¹⁸⁶

Daud, so nannte man den Schwarzen, wurde vermutlich um das Jahr 1858 im Sudan geboren, wo er im Alter von vier Jahren von Sklavenhändlern geraubt wurde. Der Afrika-Reisende Alexine Tinné (1839–1869) kaufte ihn aus den Händen seiner Räuber in Chartum los und übergab ihn der dortigen evangelischen Missionsstation. Er erhielt Unterricht in der christlichen Glaubenslehre, wurde getauft und bekam einen neuen Namen: Daud (arabischer Name für David). Der Missionar Blessing wollte Daud in das bekannte „Syrische Waisenhaus“ Ludwig Schnellers bei Jerusalem bringen, traf aber in Kairo auf den Calwer Arzt Emil Schüz (1828–1877), der an einer Gesellschaftsreise in den Nahen Osten teilgenommen hatte. Im Gefühl des Dankes für die glücklich vollbrachte Reise übernahm Schüz von Blessing den Knaben mit der Verpflichtung, ihn zu erziehen und für den Dienst der Basler Mission ausbilden zu lassen. Er nahm ihn in seine Familie als Pflege-sohn auf. Mit den Söhnen ging Daud in Calw zur Schule. Es zeigte sich jedoch, daß die Geistesgaben des Schwarzen nicht ausgereicht hätten, um ihn als Missionar der Basler Mission ausbilden zu lassen. So vereinbarte Schüz mit dem gut bekannten Eduard Lucas, daß Daud eine Gärtnerlehre am Pomologischen Institut beginnen sollte. Nach deren Abschluß konnte Daud dann seine gärtnerischen Erfahrungen allerdings nur noch dem Anwesen der Familie Schüz zugute kommen lassen, da er bereits im September 1877 starb.

Während seines Aufenthaltes in Reutlingen schrieb Daud mehrere Briefe nach Calw, von denen einer erhalten geblieben ist. In diesem Brief, der mit „3. September“ (vermutlich 1873) datiert ist, berichtet Daud vom „Sedansfest“, zu dem viele Fahnen gehißt waren, selbst am Kirchturm, daß aber die Zöglinge keinen Ausgang erhielten, aus Furcht vor Ansteckung mit Cholera.¹⁸⁷

Knud Knudsen – ein norwegischer Fotograf als Schüler des Pomologischen Instituts

Eine stärkere Nachhaltigkeit hinterließ ein anderer Schüler, der Norweger Knud Knudsen, der sich von Mai bis Oktober 1862 in Reutlingen aufhielt und am allgemeinen Unterricht des Pomologischen Instituts teilnahm. Zudem war er Fotograf, einer der ersten Fotografen überhaupt. Von ihm stammen die

¹⁸⁶ Siegfried Greiner: Der Neger Daud, ein Gärtnerlehrling in Reutlingen, in: Reutlinger Geschichtsblätter NF 22 (1983), S. 87–92; siehe ferner Uli Rothfuss: Daud: Ein „schwäbischer Neger“ im Schwarzwald, Tübingen 2000.

¹⁸⁷ S. Greiner, Der Neger Daud (wie Anm. 186), S. 90.



Von dem norwegischen Schüler Knud Knudsen stammen die ersten Fotografien des Instituts. Die Aufnahme aus dem Jahr 1862 zeigt das Hauptgebäude, rechts daneben das Wohnhaus der Familie Lucas im neugotischen Stil und im Hintergrund links den Georgenberg.

frühesten fotografischen Aufnahmen von Reutlingen, unter denen die des Pomologischen Instituts einen breiten Raum einnehmen.¹⁸⁸

Knudsen wurde 1832 in Odda am Hardangerfjord (Norwegen) geboren. 1843 begann er im Alter von 11 Jahren eine kaufmännische Lehre in Bergen. Über seine Schulbildung ist nur wenig bekannt, außer daß er die deutsche Sprache erlernte. Schon in jungen Jahren interessierte er sich für den Obstbau, für den es in seiner Heimatgemeinde günstige klimatische Bedingungen gab. Mit Erlaubnis seines Arbeitgebers arbeitete er regelmäßig im Frühjahr drei bis vier Wochen auf dem elterlichen Hof. 1850 eröffnete er eine Baumschule und experimentierte mit dem Anbau ausländischer Obstsorten. 1858 begann er mit dem Verkauf von Obstbäumen. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit der Korbflechterei, machte eine Lehre als Korbflechter und erprobte den Anbau

¹⁸⁸ Die nachfolgenden Ausführungen stützen sich auf den Begleitkatalog zu einer Ausstellung des Reutlinger Heimatmuseums im Winter 1997/98: *Reise nach Reutlingen 1862. Stereoskopbilder des norwegischen Fotografen Knud Knudsen, Reutlingen 1997*. Als vor einigen Jahren der etwa 10 000 Aufnahmen umfassende Bildbestand des Nachlasses von Knudsen durch die Universitätsbibliothek Bergen erforscht wurde, war das Heimatmuseum Reutlingen bei der Identifizierung der Bilder behilflich. Daraus ging eine Ausstellung der Fotografien Knudsens im Reutlinger Heimatmuseum hervor (13. 12. 1997 – 8. 3. 1998).

unterschiedlicher Weidensorten. Wie bei den Züchtungsversuchen mit verschiedenen Obstsorten importierte er dazu Edelreiser aus dem Ausland. Einen Namen machte er sich mit seinen Stühlen, die 1862 für die Internationale Industrie- und Kunstausstellung in London empfohlen wurden. In den Jahren um 1860 beteiligte sich Knudsen an Obstausstellungen in Bergen, auf denen er Preise für die größte Sortenvielfalt unter den ausgestellten Sortimenten erhielt.

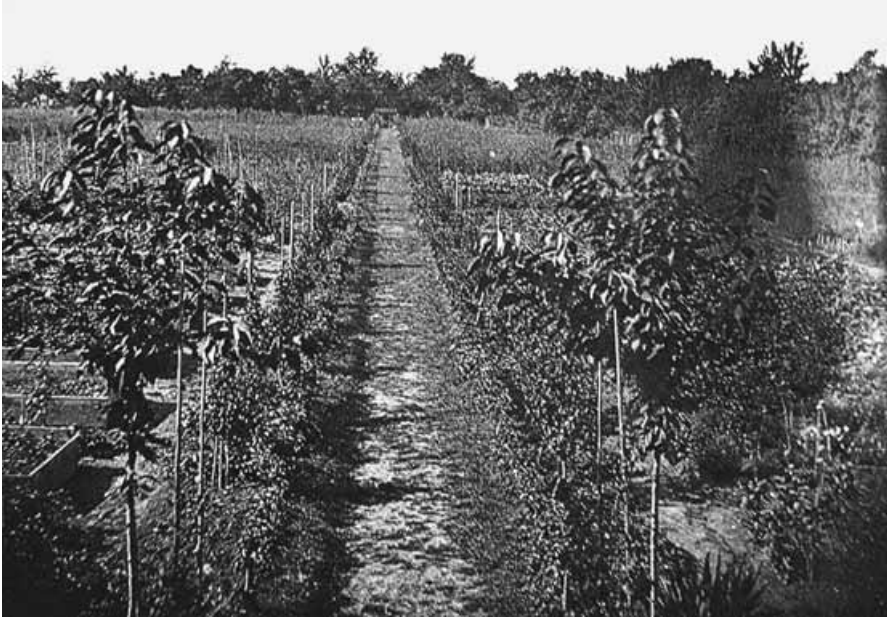
1861 beantragte Knudsen bei der norwegischen Regierung ein Handwerkerstipendium, um seine Kenntnisse in der Korbflechterei zu vertiefen, und bei der Königlichen Gesellschaft für Norwegens Wohlfahrt ein Stipendium, um in Deutschland und Holland den Obstanbau und die Kultivierung von Weidengewächsen zu studieren. Zwei einflußreiche Persönlichkeiten legten Knudsens Antrag ihre Empfehlungen bei: Bezirksgärtner Claus Pavel Riis und Hans Thomas Meinich, Amtmann des Bezirks Bergenhus. Riis propagierte als Wanderlehrer neue und bessere Anbaumethoden und verwies auf die Baumschule von Knudsen: Im Gegensatz zu sämtlichen Baumschulen des Bezirks sei sie die einzige Anlage, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ähnlich äußerte sich Meinich, der als Parlamentarier landwirtschaftliche Reformvorschläge unterstützte und Knudsens Versuche mit ausländischen, dem Klima besser angepaßten Obstsorten mit besonderem Interesse verfolgt hatte.

„Knudsen wurde aber nicht nur wegen seiner unerschöpflichen Energie unterstützt, sondern sein Gesuch fiel auch in eine günstige Zeit. In einer Epoche des Umbruchs galt er als jemand, der nicht an Traditionen gebunden war und der bereit war, zu experimentieren [...]. Männer wie Knudsen waren Wegbereiter der Veränderung.“¹⁸⁹ Gemeint waren damit Veränderungen stagnierender landwirtschaftlicher Anbaumethoden. Die Königliche Gesellschaft für Norwegens Wohlfahrt gewährte das Stipendium mit der Auflage, die vorgesehene Reise auf die westlichen Gebiete Deutschlands zu beschränken, woran Knudsen sich allerdings nicht hielt und somit gezwungen war, zusätzliche Aufwendungen durch eigene Mittel zu bestreiten.

Im April 1862 reiste Knudsen mit dem Schiff von Bergen nach Rotterdam. In seinem Gepäck befand sich eine Fotoausrüstung, was für die damalige Zeit recht ungewöhnlich war. Fotografieren war teuer und vor allem aufwendig. Glasnegative mußten selbst hergestellt werden, die Belichtung mußte im noch nassen Zustand erfolgen und danach das belichtete Negativ gleich entwickelt werden. Das bedeutete, daß eine Dunkelkammerausrüstung mit Zelt zum großen Gepäck gehörte.

Die Reise führte den Rhein entlang, mit Besuchen von Baumschulen in Essen, Geisenheim bei Mainz, Frankfurt a. M., Weinheim, Heidelberg, Heilbronn. Das eigentliche Ziel aber war Reutlingen mit dem berühmten,

¹⁸⁹ Neil Morgenstern: Knud Knudsens Weg zum Fotografen, in: Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.), Reise nach Reutlingen 1862 (wie Anm. 188), S. 21–34, hier: S. 26.



Der Garten des Instituts mit dem breiten Mittelweg, an dessen Ende sich eine Gartenlaube befand.

Knudsen schon in Norwegen empfohlenen Pomologischen Institut, das schon kurz nach seiner Gründung europaweit bekannt war.

Im Mai 1862 meldete sich Knudsen im Pomologischen Institut als Schüler an. Sein besonderes Interesse galt dem Anbau und der Weiterverarbeitung von Obst. Er blieb bis zum Oktober 1862, insgesamt sechs Monate, und fotografierte in dieser Zeit mehr als an irgendeinem anderen Ort seiner Reise. Die meisten seiner Fotografien sind Landschaftsaufnahmen, Ansichten von Reutlingen, darunter Bahnhof und Marktplatz mit dem Hotel „Goldener Ochsen“, in dem Knudsen in seinen ersten Reutlinger Tagen untergebracht war. Daneben aber fotografierte Knudsen im Pomologischen Institut. Es entstanden Aufnahmen von Eduard Lucas und seiner Familie, von Mitschülern, von den Gartenanlagen, von Obstausstellungen, von Geräten und Werkzeugen. Vier dieser Bilder fügte Knudsen später seinem Abschlußbericht bei, einige sandte er nach Norwegen, um seiner Familie einen Eindruck von seinen Erlebnissen in Deutschland zu geben, darunter eines mit der Gartenlaube, zu dem er schrieb: „Ein Gartenhaus im Pomologischen Garten, in dem ich oft sitze und die Briefe von zu Hause lese.“¹⁹⁰

¹⁹⁰ Ebd., S. 30.

Knudsen beendete seinen Reutlinger Aufenthalt im Oktober 1862. Danach besuchte er noch Bamberg, wo er eine Obstausstellung besichtigte, arbeitete acht Tage als Korbmacher in Thüringen, hielt sich eine Woche in Berlin auf und erreichte am 2. November Hamburg, wo er die Gärtnerei aufsuchte, von der er seit Jahren Edelreiser bezogen hatte. Den Winter hielt sich Knudsen in Kopenhagen auf, wo er als Korbmacher arbeitete. Nach etwa einem Jahr endete seine Reise im April 1863 mit der Rückkehr nach Norwegen. Nach Ablauf eines weiteren Jahres eröffnete Knudsen ein Fotoatelier im Handelszentrum Strandgaden von Bergen und entschied sich damit endgültig für den Beruf eines Fotografen.

Über die Gründe seiner Abkehr von Obstanbau und Korbflechterei können nur Vermutungen angestellt werden. Möglicherweise waren es zwei katastrophale landwirtschaftliche Anbaujahre, die Knudsens Enthusiasmus stark dämpften. Für Norwegen wurde er zum wichtigsten Landschaftsfotografen im 19. Jahrhundert. Reutlingen verdankt ihm die ersten fotografisch festgehaltenen Stadtansichten, die das Bild Reutlingens um 1862, als kleiner Amtsstadt mit etwa 15 000 Einwohnern vermitteln.

4 Das Pomologische Institut nach Eduard Lucas (1882–1922)

Nach dem Tod von Eduard Lucas im Jahr 1882 übernahm sein Sohn Friedrich die Leitung des Instituts. In den „Pomologischen Monatsheften“ wird die Veränderung in der Leitung des Betriebs bekanntgegeben: „Das Pomologische Institut erlitt durch das Ableben seines Gründers und Vorstandes, des Herrn Eduard Lucas, einen fast unersetzlichen Verlust. Der Unterzeichnete, welcher seit 18 Jahren in dem Institut als Lehrer und Mitarbeiter tätig ist und zur Zeit von fünf tüchtigen Lehrern des Gartenbaus, der Naturwissenschaften und deren Hilfsfächern unterstützt wird, hat es sich zur Aufgabe gestellt, das Institut auf der bisherigen Höhe zu erhalten und im Sinne des Verstorbenen, Namens der Familie weiter zu leiten. Er empfiehlt das Institut und sich der Gunst aller Fachgenossen und Gartenfreunde.“¹⁹¹ Die Anzeige ist unterschrieben: „Im Auftrage der Familie: der Sohn: Fritz Lucas.“

Lebenslauf von Friedrich Lucas (1842–1921)

Friedrich Lucas wurde 1842 in Regensburg geboren. In Hohenheim besuchte er die Lateinschule bis 1855, später das Pflaidersche Knabeninstitut in Kornthal. Ab Herbst 1857 war er Lehrling und Hospitant der Hohenheimer Gartenbauschule. Als ordentlicher Schüler konnte er, da er dafür noch zu jung

¹⁹¹ Pomologische Monatshefte, 1882, S. 225.

war, nicht aufgenommen werden. Unter der strengen Aufsicht seines Vaters arbeitete er hauptsächlich in der Gemüsegärtnerei und in den Baumschulen des Hohenheimer Instituts. Seine Lehrzeit setzte er danach in der königlichen „Wilhelma“ in Cannstatt fort. Die letzten beiden Jahre einer insgesamt vierjährigen Lehrzeit verbrachte Friedrich Lucas in der renommierten Gärtnerei Ernst Benary in Erfurt. Zu dieser Zeit übersiedelte die Lucas-Familie nach Reutlingen. Nach Beendigung seiner Lehrzeit arbeitete Friedrich Lucas bis 1862 im Betrieb seines Vaters, wo er zunächst im Winter- und Frühjahrsversand tätig war. Danach wechselte er in den Botanischen Garten nach Karlsruhe, von wo ihn sein Vater nach neun Monaten bereits wieder nach Reutlingen zurückrief, da es im Reutlinger Institut an Fachkräften fehlte. Im Juni 1863 übernahm Friedrich Lucas eine einfache Gehilfenstelle in den damals sehr berühmten Baumschulen der Gebrüder Baltet in Troyes (Frankreich). Hier gewann er die Achtung und Zuneigung der Mitarbeiter, vor allem aber der Brüder Charles und Ernest Baltet und deren Vater. In einem Nachruf auf Charles Baltet (1830–1909) rühmte Friedrich Lucas die großen Verdienste des Verstorbenen und bekannte, daß Baltet es war, der sein großes Interesse für Pomologie weckte:¹⁹² „Von jeder Apfel- und Birnensorte, die zur Reife kam, gab er mir damals eine halbe Frucht, damit ich mir eine Durchschnittszeichnung und eine Beschreibung anfertigen konnte. Ebenso stellte er mir seine ganze Fachliteratur zur Verfügung.“

Auch aus Frankreich rief ihn sein Vater nach Reutlingen zurück – wieder zum Frühjahrsversand, diesmal allerdings mit dem Versprechen, daß er nach Beendigung der wichtigsten Geschäfte nach Troyes zurückkehren könne. Im Herbst 1864 beendete Friedrich Lucas seine Zeit bei Baltet, von der er sagte, sie gehörte zu den lehrreichsten seines Lebens. Auf der Heimreise besuchte er die bedeutenden Baumschulen, Gärtnereien und Anlagen von Paris, Orléans und Nancy und traf Ende September 1864 wieder in Reutlingen ein. Von da ab blieb er, sieht man von einigen kleineren Studienreisen ab, ständig in Reutlingen. Hier bekam er zunächst die Gewächshäuser und Freilandbeete und nach einigen Jahren auch die Baumschulen, da sein Vater wegen seiner umfangreichen literarischen Tätigkeit keine Zeit mehr hatte, diese zu überwachen. Vom Frühjahr 1865 an übernahm Friedrich Lucas den Unterricht über Baumschnitt und die damit verbundenen Demonstrationen, wenig später den Unterricht in Birnenpomologie.

¹⁹² Friedrich Lucas: Nachruf auf Charles Baltet, in: Möllers Deutsche Gärtner-Zeitung Nr. 2, 1909, S. 23 f. Charles Baltet ist als französischer Pomologe, Obstzüchter und Baumschulbesitzer in mancher Hinsicht mit Eduard Lucas vergleichbar. Er hinterließ ein umfangreiches literarisches Werk, gründete die „Société pomologique de France“, deren erster Vorsitzender er war. Die Gartenbauschule von Versailles verdankt ihm ihre Entstehung. Ähnlich wie Eduard und Friedrich Lucas besuchte er in 40 Jahren fast alle großen europäischen Ausstellungen, Kongresse und Konferenzen.



Friedrich und Rosa Lucas, geb. Eisenlohr, im Jahr ihrer Hochzeit 1869.



Ökonomierat Friedrich Lucas mit Sohn Eduard und dessen Sohn Alfred, um 1912.

1869 heiratete er und bezog mit seiner Frau Rosa, geb. Eisenlohr, eine neu eingerichtete Wohnung im Hauptgebäude des Reutlinger Instituts.¹⁹³ Um diese Zeit begann Friedrich Lucas seine literarische Tätigkeit. Unter der Aufsicht des Vaters bearbeitete er den „speziellen Teil“ von dessen Werk „Der Baumschnitt“ und übersetzte mit Einwilligung des Verfassers zwei Bücher von Charles Baltet, von denen eines den Titel „Les cent meilleurs poires“ trug und ihm neue Anregungen zum Studium der Pomologie gab. Im Rahmen seiner Beschäftigung im väterlichen Betrieb hatte er die Aufgabe, Spalierobstgärten anzulegen und Gartenanlagen auszuführen. Er besorgte das Beschneiden und „Formieren“ von Obstbäumen in vielen kleineren und größeren Obstgärten nah und fern, besonders aber in Bayern und Österreich, wohin auch stets die meisten Obstbäume versandt wurden.

1867 nahm Friedrich Lucas regen Anteil am Kongreß deutscher Pomologen in Reutlingen, nachdem er schon 1862 Mitglied des Deutschen Pomologenvereins geworden war und gelegentlich kurze Artikel über Baumschnitt und Pomologie in den „Pomologischen Monatsheften“ veröffentlicht hatte.

¹⁹³ Der Ehe entsprangen fünf Kinder, die Töchter Emma, Hedwig, Rosa und Julie sowie der Sohn Eduard.

Zwischen 1874 und 1877 traten nach den Versammlungen des Deutschen Pomologenvereins in Trier und Potsdam Meinungsverschiedenheiten unter den leitenden Persönlichkeiten des Vereins auf, die Eduard Lucas mit zusätzlicher Arbeit belasteten, so daß er sich, mit Ausnahme der Unterrichtsstunden, nur noch wenig um den praktischen Betrieb seines Unternehmens kümmern konnte. Auf dem Pomologenkongreß in Würzburg 1880, dem letzten, an dem Eduard Lucas teilnehmen konnte, legte er die Geschäftsführung des Pomologenvereins nieder, behielt aber die Redaktion der „Pomologischen Monatshefte“ bei. Die Aufgaben der Unternehmensleitung gingen auf den Sohn über.

Nach dem Tod des Vaters gelang es Friedrich Lucas mit Hilfe seiner damaligen Mitarbeiter, den Institutslehrern Konrad Heinrich, Karl Reichelt, Josef Hubert Maassen und Johannes Fritzgärtner, den geregelten Fortgang des Unternehmens aufrechtzuhalten. Die Leitung der praktischen Arbeiten in der Baumschule übernahm der damalige Obergelhilfe Max Goerlich.

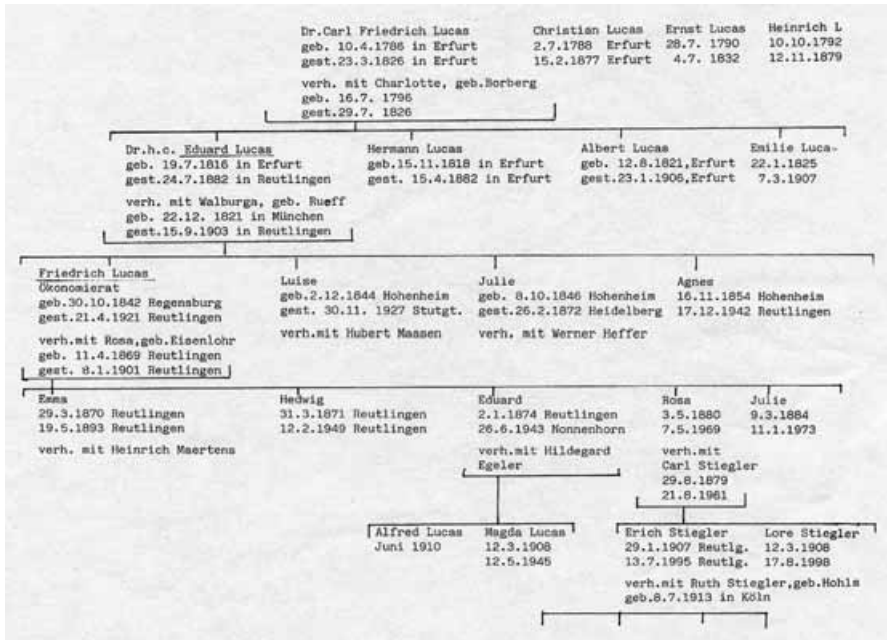
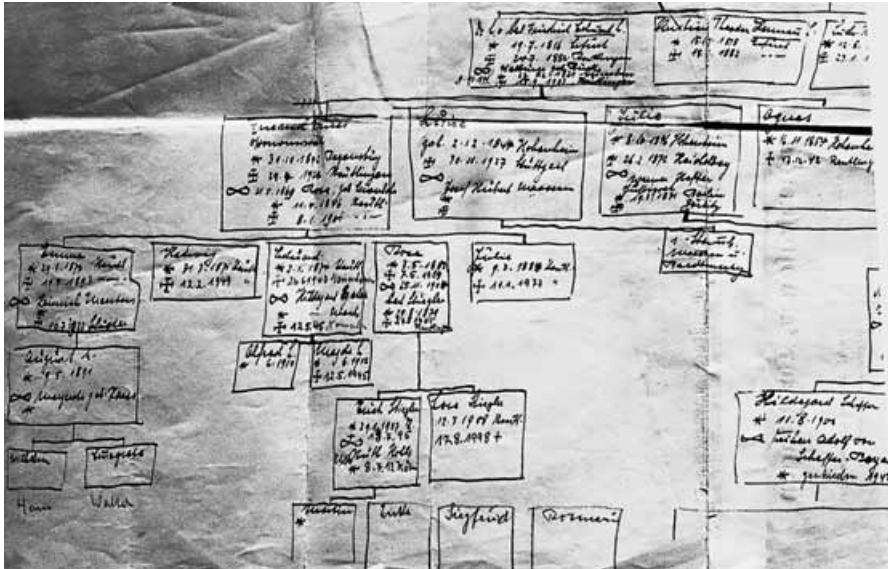
Friedrich Lucas übernahm nun auch die Redaktion der „Pomologischen Monatshefte“ und trat mit den namhaften Pomologen seiner Zeit in Verbindung, besuchte die Pomologenkongresse in Hamburg (1883), Meissen (1886) und Stuttgart (1889), wo man ihn zum Geschäftsführer des Vereins wählte. Dieses Amt behielt er bis zum 1. März 1907. Mit der Aufgabe dieser Funktion ging gleichzeitig die Redaktion der „Monatshefte“ in andere Hände über. Die Bestimmung eingesandter Obstsorten aber blieb im Aufgabenbereich des Instituts.

Vom Tod des Vaters an bis zum Juli 1886 leitete Friedrich Lucas das Pomologische Institut im Auftrag seiner Mutter. Dann übernahm er es selbst durch Kauf. Es kam zur Erweiterung durch Ankauf neuer Grundstücke, durch Neuanlage eines Spaliergartens, eines Beerenobstgartens und eines Arboretums. Ferner entstand ein Rosengarten, ein Alpinum¹⁹⁴ und ein Obst- und Weinreibhaus. Ein Obstkeller wurde eingerichtet und schließlich ein Obstverwertungshaus mit den entsprechenden Einrichtungen.

Auch Friedrich Lucas hinterließ ein umfangreiches literarisches Werk. Dazu gehören Bearbeitungen vieler Bücher seines Vaters, jedoch auch zahlreiche eigene Arbeiten, darunter eine ganze Anzahl kleinerer Aufsätze in den „Monatsheften“ und anderen Obstbauzeitschriften.

Friedrich Lucas war Mitglied des Beirats der Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem und Vorsitzender des Vereins württembergischer Baumschulbesitzer. Unter seiner Leitung führte das Institut im Auftrag des Königreichs Württemberg ab 1886 einen jährlichen Baumwärterkurs für den Dienst im Gemeinde- und Straßenobstbau durch, der zum Vorbild für viele andere Staaten wurde. Für seine Verdienste erhielt Friedrich Lucas die königlich württembergische Große silberne Verdienstme-

¹⁹⁴ An der Einrichtung des Alpinums war Agnes Lucas (1854–1942), Tochter von Eduard und Walburga Lucas, maßgeblich beteiligt.



Stammbaum der Familie Lucas, handschriftlich entworfen von Julie Lucas, einer Tochter von Friedrich Lucas.

daille für Landwirtschaft, die silberne Karl-Olga-Jubiläumsmedaille und 1900 den Titel eines königlichen Ökonomierates.

Im Herbst 1898 trat Friedrich Lucas' Sohn Eduard (1872–1941) in das Unternehmen seines Vaters ein und übernahm die Unterrichtsfächer Obstverwertung, Obstschutz, Obsttreiberei, Gehölzzucht, Blumenzucht und Planzeichnen. Zuvor hatte er die Oberrealschule in Reutlingen bis zur Erlangung der Einjährigenprüfung besucht, war zwei Jahre Lehrling in einer Handlungsgärtnerei in Frankfurt-Sachsenhausen, anschließend ein halbes Jahr in der Villa Berg bei Hofgarteninspektor Stiegler, danach in der königlichen Lehranstalt von Geisenheim a. Rh. Nach Abschluß eines zweijährigen Kurses diente er als sogenannter Einjähriger in Ulm und ging dann von Herbst 1897 bis Herbst 1898 in eine Großgärtnerei in Poitiers. Nach einer Reise durch Frankreich begann er im Oktober die Arbeit im Reutlinger Pomologischen Institut.

Die Obstverwertungsstation im Pomologischen Institut

Im Sommer 1909 wurde das Institut um eine „Obstverwertungsstation“ erweitert.¹⁹⁵ Dies geschah auf Anfrage der Königlichen Centralstelle für Landwirtschaft in Stuttgart, die bereits Jahre zuvor an der staatlichen Weinbauschule in Weinsberg Obstverwertungskurse für Frauen und Mädchen eingerichtet hatte. Die Kurse erfreuten sich großer Beliebtheit, so daß die Zentralstelle sich veranlaßt sah, derartige Kurse auch noch an anderen württembergischen Lehranstalten durchzuführen und dafür die erforderlichen Mittel bereitzustellen. Zum ersten Mal in der Geschichte des Reutlinger Instituts wurde eines seiner Projekte vom Staat finanziell gefördert.

Für die neue Einrichtung wurde ein neues Gebäude auf der Nordseite des Spalierobstgartens errichtet. Es war unterteilt in einen Küchen- und einen Zubereitungsraum, der zusätzlich mit einem Dörrraum und einer Spüleinrichtung verbunden war. Zur Einrichtung der Küche gehörten vier große Tische mit verschließbaren Schubladen, in denen die Kursteilnehmerinnen ihre Küchengerätschaften unterbringen konnten. Zu den Gerätschaften gehörten ein Zurchmesser, ein Eßlöffel, ein kleiner Löffel, ein Obstmesserchen und ein Paar Topflappen. Diese Gegenstände wurden vom Institut für die Dauer eines Kurses zur Verfügung gestellt. Selbst mußten die Teilnehmerinnen ein Messer mit Kette zum Anhängen und Handtücher mitbringen.

Der weißgestrichene Raum hatte zehn Gaskochstellen, denen gegenüber Regale angebracht waren, in denen die im Kurs hergestellten Obst- und Gemüseprodukte untergebracht werden konnten: „Erdbeeren, Kirschen, Weichseln, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, Mirabellen, Himbeeren, Kornel-

¹⁹⁵ Eduard Lucas jr.: Die Obstverwertungsstation im Pomologischen Institut, in: Festschrift 1910 (wie Anm. 5), S. 63–68, hier: S. 63 f.



Teilnehmerinnen an einem Obstverwertungskurs, um 1910.

kirschen, Zwetschgen, Apfel- und Birnenschnitze, ganze und halbierte Birnen usw., verschiedene Musarten und schönfarbene Marmeladen, sowie Obst- und Beerensäfte. Ferner Gemüsekonserven, Blumenkohl, Bohnen, Karotten, Erbsen, Tomaten, Rote Rüben usw., auch Dörrprodukte, Obstpasten, Birnschnitze geschält und ungeschält, Apfelscheiben und Zwetschgen. Von gedörrten Gemüsen [...] Knollensellerie, Petersilie, Karotten, Bohnen, Suppenzutaten usw. Obenauf Liköre, die während des Kurses hergestellt werden.“ Im Nebenraum befand sich die „Lucas’sche Wanderdörre“¹⁹⁶.

¹⁹⁶ In einem „Illustrierten Preisverzeichnis über eine Auswahl der empfehlenswertesten und gebräuchlichsten Gartengeräte, Materialien u. s. w.“ des Pomologischen Instituts (in Privatbesitz von Frau Ruth Stiegler, ohne genaue Angabe des Erscheinungsjahres, vermutlich aber aus der Zeit um die Jahrhundertwende) wird die „Lucas’sche Wanderdörre“ folgendermaßen beschrieben: „Sie ist von den kleineren beweglichen Dörren die vollkommenste. Sie verbindet mit geringem Konsum an Feuerungsmaterial ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit, liefert rauchfreies Produkt und läßt sich außer zu Obst auch zum Trocknen von Gemüse, Wurzeln u. s. w. sehr gut benützen. In den wenigen Jahren ihrer Anwendung hat sie sich wegen der erwähnten Vorzüge, wegen ihrer Fähigkeit, leicht überall hin transportiert werden zu können – sie läßt sich im Freien oder in geschlossenen Räumen bequem aufstellen – sehr schnell Eingang verschafft und rasch verbreitet. Auf mehreren Ausstellungen, z. B. Wien, Frankfurt, Cöln, Stuttgart, München, wurde sie mit den 1. Preisen prämiert.“ In ihrer Leistungsfähigkeit übertraf diese Dörre vergleichbare Geräte. Eingefülltes Obst trocknete doppelt so schnell, und in kurzer Zeit konnte ebensoviel Obst getrocknet werden,

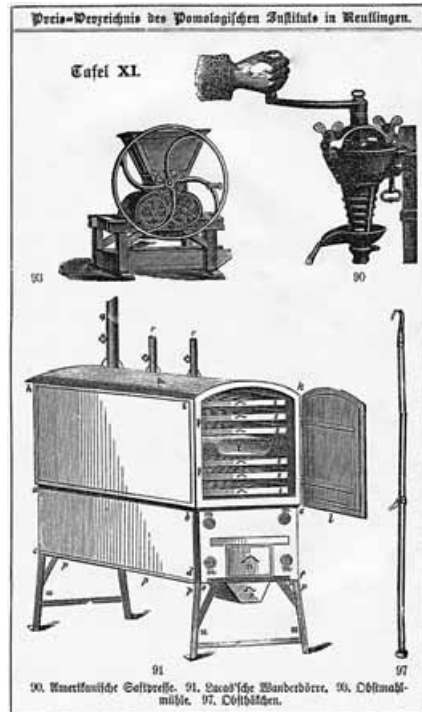
Ein Obstverwertungskurs dauerte eine Woche, von Montag bis Samstag, und war unterteilt in theoretischen Unterricht im Großen Hörsaal und praktische Arbeiten in den Übungsräumen. Unterrichtszeit war von 9.30 bis 12 Uhr und von 14 bis 18 Uhr. Von Mitte Juli bis Mitte September wurden fünf Kurse mit je 20 Teilnehmerinnen durchgeführt. Diese mußten ihre Rohprodukte aus eigenen Mitteln bereitstellen. „Nach Beendigung des Kursus ziehen sie reich beladen mit Konserven-, Mus-, Gelee- und Marmeladearten heim. Daß jeder Teilnehmerin alles daran liegt, das beste zu leisten, liegt wohl klar auf der Hand.“¹⁹⁷

Der Wochenplan eines Obstverwertungskurses¹⁹⁸ umfaßte folgende praktische und theoretische Unterrichtseinheiten:

Montag vormittags: Vortrag über die Verwertung und Frischhaltung der Nahrungsmittel unter besonderer Berücksichtigung von Obst und Gemüse. Demonstration der Obstverwertungseinrichtung mit den verschiedenen Maschinen und Hilfseinrichtungen.

Montag nachmittags: Einkochen von Mus- und Marmeladearten. „Bei froher und munterer Unterhaltung wird ernste Arbeit vollbracht.“

Dienstag vormittags: Unterricht über „Fäulniserreger“ unter Einbeziehung mikroskopischer Demonstrationen, zudem über Schädlinge des Obstes und deren Bekämpfung. Noch am Vormittag Beginn der Vorbereitungen zur Geleeherstellung.



Die Lucas'sche Wanderdörre. Sie diente dem Trocknen von Obst und Gemüse, konnte überall hintransportiert werden, war sparsam an Feuerungsmaterial und lieferte rauchfreie Produkte, so daß sie auch in geschlossenen Räumen aufgestellt werden konnte.

als in einer doppelt so großen herkömmlichen Dörre. 15 bis 20 Kilogramm Birnen und Äpfel trockneten etwa in 8 bis 12 Stunden.

¹⁹⁷ E. Lucas jr., Die Obstverwertungsstation (wie Anm. 195), S. 64.

¹⁹⁸ Ebd., S. 64 ff.

Dienstag nachmittags: Fertigmachen des Gelees und Rundgang durch die Anlagen des Instituts unter besonderer Berücksichtigung des Obst- und Gemüsegartens.

Mittwoch vormittags: Bakteriologie. „Auf dem Gesicht mancher Teilnehmerin sieht man Verwunderung, denn bis dahin hatte sie dem ganzen Wesen, dem Leben und Treiben dieser niederen Pflänzchen keine Bedeutung beigegeben oder, besser gesagt, den Gerüchten über deren Bedeutung keinen Glauben geschenkt. Jetzt sieht sie die Zerstörer aus eigener Anschauung, und das Sprichwort: Was das Auge sieht, glaubt das Herz, findet Bestätigung.“

Mittwoch nachmittags: Eindünsten (Sterilisieren) des Kern-, Stein- und Beerenobstes, mit Besprechung verschiedener Apparate, Gläser und Hilfsmittel, darunter Sterilisierungsapparate verschiedener Firmen, u. a. der Firma Weck aus Oeflingen. Praktische Anwendungen, zu denen „fleißig Aufzeichnungen gemacht werden“.

Donnerstag vormittags: Überprüfung der sterilisierten Gemüse. Vorträge über Methoden der Konservierung: Erhitzen, „Entziehung der Wärme durch Abkühlung“, Entziehung der Feuchtigkeit durch Dörren, Zuckering, über „Unbrauchbarmachung der Nährböden für Pilze und tierische Schädlinge durch Anwendung gärungs- und fäulnishemmender Chemikalien, über Reinlichkeit und mechanischen Abschluß“.

Donnerstag nachmittags: Sterilisierung von Früchten nach verschiedenen Verfahren.

Freitag vormittags: Weinhefen und Milchsäurebakterien. Einlegen von Nahrungsmitteln in Essig, Zucker, Zucker und Essig, in Alkohol, das Einsäuern von Bohnen, Kraut und Gurken.

Freitag nachmittags: Herstellung von Likören und Beerensäften, vor allem Johannisbeer- und Himbeersäften „in ziemlichen Mengen“.

Samstag vormittags: „Wissenswertes über das Ernten, Sortieren, Verpacken, Versenden und Aufbewahren des Obstes“ mit praktischen Demonstrationen durch den Kursleiter im Museum des Pomologischen Instituts.

Das Fest zum 50jährigen Bestehen des Pomologischen Instituts 1910

Am 7. März 1910 konnte das Institut auf sein 50jähriges Bestehen zurückblicken.¹⁹⁹ Die Jubiläumsfeierlichkeiten fanden vom 8. bis 10. Juli 1910 statt. Eine Festschrift stellte die besonderen Ereignisse in der Geschichte des Instituts heraus, ging auf die besonderen Zusammenhänge mit dem württembergischen Obstbau ein und gab, neben einigen anderen Abhandlungen, einen Überblick über die Obstsortimente des Instituts.

¹⁹⁹ W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 29.

PROGRAMM

für die Jubiläumsfeier des Pomologischen
Instituts und für die Generalversammlung
des Verbandes ehemaliger Reutlinger :

Freitag den 8. Juli, abends 8 Uhr:

Begrüßung der Festgäste (Ehemaliger Reutlinger) und ihrer Damen im Restaurant „Märchenhof“

Samstag den 9. Juli, vormittags 10 Uhr:

Jubiläumsgedächtnisreden des Pomologenvereins Reutlingen

1. Eduard Lucas, Begründer des Pomologischen Instituts
2. Prof. Dr. G. Richter vom Peter-Goethe-Garten in Berlin
3. Begrüßung der Festgäste durch Herrn Gehobenschnitzler
4. Preisrede durch den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Dr. G. Richter
5. Preisrede des Herrn G. Richter über den Inhalt
6. Schlußwort von dem Vorsitzenden des Pomologischen Instituts, Eduard Württemberg

Sonntag mittags 2 Uhr:

Festessen im Hotel zum Fürstentum. Nach demselben Spaziergang auf das Schloßparkhaus. Auf dem Rückweg Besuch des Stadtparkes und einer Sehenswürdigkeit der Stadt.

Sonntag abends 8 Uhr:

Bankett im Garten des Kraußschen Bierkeiles, veranstaltet von dem Verband ehemaliger Reutlinger und von dem Verein „Hortologia“

Sonntag vormittags 8 Uhr:

Besuch des Denkmals des Gründers der Pomologie, Eduard Lucas, auf dem Friedhof und Kranzabgabe durch die Festgäste.

Sonntag vormittags 9^{1/2} Uhr:

Generalversammlung des Verbandes ehemaliger Reutlinger im Restaurant zum Märchenhof

Tagesordnung der Generalversammlung:

1. Eröffnung und Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden und einen Sekretär über die Tätigkeit des V. d. R.
2. Bericht über die Geschäftsführung
3. Bericht des Kassenschreibers
4. Mitteilung des Vorstandes und der Kassenschreiber
5. Vortrag des Herrn Prof. Landwehr über die Pomologie
6. Besprechung über die Verhandlungsangelegenheiten

Sonntag nachmittags 2 Uhr:

Ausflug

11^{1/2} Uhr nachmittags treffen wir uns am Bahnhof eine gemeinschaftliche Fahrt ins Schloß Ludwigsburg. Spaziergang durch den Wald zum Mühlenturm, geologischen Pyramide, Mäufeldenkmal und Schloß Ludwigsburg. Abfahrt zur Eisenbahn und nach Heilbronn in Hotel im Gasthaus zum Rübli eintrinken. Gasten oder Saal gemütliches Beisammensitzen. Rückfahrt Heilbronn ab 6^{1/2} und 8^{1/2} Uhr

Anmerkung: Die Festgäste werden freundlich gebeten, sich durch Postkarte die Teilnahme an dem Feste anzukündigen, um etwaigen Wünschen betriebs der Wohnungszugehörigkeiten zu können. Auch Anmeldungen zum Festessen (Freierkost) bis 28. Juli und unbedingt früh und werden dieselben bis spätestens 30. Juli in die Kasse des Pomologischen Instituts Reutlingen eingingen

Programm zum Fest des 50jährigen Bestehens des Pomologischen Instituts in Reutlingen, 8.–10. Juli 1910.

Walter Dänhardt, bis 1908 Naturwissenschafts- und Gartenbaulehrer sowie Obergärtner am Pomologischen Institut, danach Redakteur bei „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“, verfaßte den geschichtlichen Überblick, den er mit folgenden Worten beendete: „Über *dreitausend* Schüler (die 100 Schülerinnen, die im vergangenen Jahr die Obstverwertungskurse mitgemacht, nicht mitgezählt) verdanken dem Pomologischen Institut zu Reutlingen, dieser ‚Alma mater der Pomologie‘, die grundlegende Ausbildung, die zahlreiche emportrug zu den höchsten Stellen unseres schönen Berufes. Sie alle denken dankbar zurück an jene frohen, sorglosen Jugendjahre, an die leuchtenden Vorbilder, die in freudiger Pflichterfüllung und in ernster, begeisterter Berufsauffassung die Direktoren und Lehrer ihnen waren. Der Mensch lernt gewöhnlich erst dann den Reichtum und die Schönheit seines Besitzes schätzen, wenn er ihn verloren hat! Wir aber wissen, was uns Reutlingen war; darum lieben wir es auch! Wir grüßen es an seinem heutigen Ehrentage und einen uns mit den Tausenden seiner Freunde in dem aufrichtigen Wunsch: ‚Möge das Pomologische Institut zu Reutlingen einer großen und glücklichen Zukunft entgegengehen! Möge es weiterhin wie zu den Zeiten seines Gründers die vorbildliche Bildungs- und Erziehungsstätte unserer deutschen Gärtnerschaft bleiben. Aus dem



Für ein Erinnerungsbild versammelte sich die Festgesellschaft vor dem Pavillon im Garten.

Leben *für* das Leben!‘ Mit diesem Worte wieder an die Arbeit, vorwärts und aufwärts!‘²⁰⁰

Diese Hoffnungen und Wünsche sollten sich jedoch nicht erfüllen. Es kam der Erste Weltkrieg und kurz darauf, im Jahr 1922, das Ende des Instituts. Am 21. April 1921 starb Friedrich Lucas im Alter von 72 Jahren. Sein Sohn Eduard Lucas (1874–1943) übernahm die Leitung des väterlichen Betriebs und behielt sie noch eineinhalb Jahre lang bis zu dessen Auflösung im Herbst 1922.

Zwei dem Pomologischen Institut in besonderer Weise verbundene Mitarbeiter: Conrad Weckler und Max Goerlich

Conrad Weckler wurde 1830 als Sohn des Reutlinger Weingärtners Ludwig Weckler und seiner Frau Marie geboren. Er war selber Weingärtner in Reutlingen und erwarb sich bereits in jungen Jahren ein hohes Ansehen als Vertreter seiner Zunft. Er starb im Jahr 1907. Seine Lebenserinnerungen und die vielen Nachrufe anlässlich seines Todes vermitteln einen Einblick in Person und Lebenswerk.

In einem Artikel zum 100. Geburtstag von Conrad Weckler schrieb der Reutlinger General-Anzeiger: „Nicht Neigung hat ihn zu dem Beruf des

²⁰⁰ Ebd., S. 30.

Weingärtners hingezogen. Notstand zwang ihn zu harter, oft unleidlicher Jugendarbeit in den Weinbergen seiner Familie. Er war ein Grübler, den es immer mehr zu Büchern als zur Feldarbeit hinzog, der als 10jähriger Junge von dem damaligen Stadtschultheißen Kammerer Bücher entlieh, sich als kaum Schulentlassener auf das Studium landwirtschaftlicher Lehrbücher warf, die Einrichtung der vierstündigen Sonntagnachmittags-Fortbildungsschule in Reutlingen im Jahre 1843 mit Begeisterung begrüßte und benützte, als 17jähriger unter den Gründern des Reutlinger Lesevereins mit dem Buchhändler Heerbrandt und dem Sprachlehrer Johannes Kurz zu finden war.“ Als dieser 1848 die Reutlinger Dichterschule gründete, trat Weckler als deren Angehöriger in persönlichen Verkehr mit Hermann Kurz und Ludwig Uhland. „Später besuchte er die von der Regierung König Wilhelm I. zur Hebung der Landwirtschaft eingerichteten Kurse in Hohenheim und Weinsberg mit ausgezeichnetem Erfolg. Hierauf war er auch an der Gründung des Pomologischen Instituts (Dr. Eduard Lucas) beteiligt und wirkte neben seinem eigentlichen Beruf als Weingärtner zugleich mehrere Jahre als Lehrer in dieser nun weltberühmten Anstalt. Bald darauf rief er für seine Standesgenossen eine landwirtschaftliche Winterabendschule ins Leben, in der sich an Winterabenden junge Weingärtner in der Zunftstube um ihn versammelten. Damit hatte er den Grund gelegt für die spätere Landwirtschaftliche Winterschule in Reutlingen. Im Jahr 1882 wurde Weckler von der K. Zentralstelle für Landwirtschaft zum K. Kommissär für Weinbau ernannt und hielt als solcher landauf, landab mit großem Erfolg aufgenommene Vorträge. [...] Die Reutlinger selbst ehrten ihren Mitbürger dadurch, daß sie ihn von 1866–1868 in den Bürgerausschuß und von da an ununterbrochen, bis zu seinem Tod, in den Gemeinderat wählten.“²⁰¹

Die besondere Verbundenheit Conrad Wecklers mit der Familie Lucas und dem Pomologischen Institut brachte Oekonomierat Friedrich Lucas in seiner Rede am Grabe des Verstorbenen zum Ausdruck: „Mein lieber, alter Freund Conrad Weckler, tiefbetrübt stehe ich hier vor deinem offenen Grab, will dir nochmals herzlich danken für die vielen Dienste, die du dem pomologischen Institut und damit der Familie Lucas in Liebe und Freundschaft erwiesen hast. Du warst es, der, wie du mir selbst oft mit Freude und Stolz mitteiltest, den ersten Spatenstich zur Gründung des Instituts gegraben. Du warst es aber auch, der in den ersten schweren Anfangsjahren meinem lieben Vater, deinem alten Lehrer, so treu zur Seite gestanden und mit Rat und Tat geholfen hast. Dem pomologischen Institut hast du als ein tüchtiger Lehrer deine Dienste geweiht, und als vor 25 Jahren mein guter Vater das Zeitliche segnete, da hast du alle die Liebe und Freundschaft, die du für ihn hegstest, auf mich übertragen. Du warst ein treuer lieber Berater für mich zu jeder Zeit. Nehme auch dafür meinen

²⁰¹ Ein Reutlinger Weingärtner. Zum 100. Geburtstag von Conrad Weckler, in: Reutlinger General-Anzeiger vom 3. 3. 1930.



Conrad Weckler (1830–1907) war an der Gründung des Instituts beteiligt. Neben seinem eigentlichen Beruf als Weingärtner war er mehrere Jahre Lehrer am Pomologischen Institut.

Entschließung“ für treue Dienstzeit und Mitarbeiterschaft am Pomologischen Institut die „König Karl Jubiläums-Medaille“ verliehen.

In der Einleitung zur Festschrift des Instituts von 1910 zum 50jährigen Bestehen des Pomologischen Instituts wird deutlich, wie hoch Goerlichs Arbeit am Institut geschätzt wurde: „Wenn es der jungen Anstalt gelang, sich in kürzester Zeit einen Namen von gutem Klang zu erwerben, so ist dieser Aufstieg hauptsächlich auf zwei Ursachen zurückzuführen, zunächst auf die innige Verbindung von Praxis und Wissenschaft bei der Ausbildung der Institutsbesucher. [...] Die zweite Ursache, daß Reutlingen bald im Mittelpunkt des Interesses der Obstbauwelt stand, war der Umstand, daß das Institut die erste und eifrigste Pflegestätte der Pomologie, der Obstsortenkunde, wurde [...]. Wenn als dritter Punkt auch der aufopfernden und hingebenden Tätigkeit der Mitarbeiter der jeweiligen Anstaltsleitung, der Fachlehrer, Obergärtner und

besten Dank. Sei versichert, daß in der Familie Lucas bei Kind und Kinderkinder der Name Conrad Weckler stets mit Liebe und großer Verehrung genannt werden wird.“²⁰²

Max Goerlich erfuhr seine Ausbildung am Pomologischen Institut noch unter Eduard Lucas und blieb dort als leitender Mitarbeiter bis 1916. Er wurde am 6. Juni 1854 in Meschede/Westfalen geboren und starb am 27. Februar 1917. Seine Lehrzeit dauerte vom 2. Oktober 1871 bis 20. September 1874 und endete mit Auszeichnung. 1880 wurde er Obergärtner, 1899 Garteninspektor am Reutlinger Pomologischen Institut. 1880 heiratete er Julie Göbel (1880–1939), Tochter des Johann Jakob Göbel, Metzgermeister in Reutlingen. Goerlich erteilte Unterricht in Garten- und Obstbaumkunde und war Leiter der praktischen Arbeit in der Baumschule. Außerdem gründete er den „Verein ehemaliger Reutlinger“, dessen Vorsitzender er war. 1902 wurde ihm „durch Königliche

²⁰² StadtA Rt., S 2 Nr. 96, Conrad Weckler, Dokumente aus seinem Nachlaß.



Erinnerungsfoto als Abschiedsgeschenk der Zöglinge für ihren Lehrer Max Goerlich, 1903. Am Tisch sitzend Max Goerlich (li.) und Friedrich Lucas (re.).

der übrigen Beamten des Instituts, besonders des langjährigen, unermüdlichen und treuesten Mitarbeiters zweier Direktoren, des Herrn Garteninspektors Max Goerlich, in diesem Zusammenhang gedacht wird, so sind die wichtigsten der Ursachen genannt, die das Aufblühen des Instituts bedingten.“²⁰³

Wie sehr sich umgekehrt Goerlich der Familie Lucas verbunden fühlte, zeigt ein Bericht in „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“ über die Feier des Institutsjubiläums: „Nach den Beglückwünschungen ergriff Gartenbaulehrer Eduard Lucas (Sohn Friedrich Lucas’) das Wort zur Festrede, in der er einen Überblick über die Geschichte des Instituts gab. Dann wies in einer Ansprache der alte treue Mithelfer am Institut, Garteninspektor Max Goerlich, auf das gute Verhältnis hin, das immer wieder zwischen der Institutsleitung und ihm oder den Lehrern und Beamten bestanden hätte. Es war ergreifend, als er aussprach, daß sein Herz bis zum letzten Augenblick für das gute Haus Lucas schlagen werde.“

²⁰³ W. Dänhardt, Zum 50jährigen Bestehen (wie Anm. 42), S. 2 f.

In dem schon erwähnten Brief aus dem Besitz der Familie Goerlich²⁰⁴ hebt der Sohn von Max Goerlich die Selbstlosigkeit des Vaters hervor: „Sein Beruf als Gärtner und Lehrer nahm seine ganze Kraft in Anspruch, oft zu sehr, so daß er seiner Familie in manchen Dingen nur wenig sein konnte. Er selbst fühlte das oft schmerzlich, denn er fühlte sich nirgends wohler als in einem traulichen, sich gegenseitig verstehenden und helfenden Familienkreis. Wie oft sparte er an sich selber, um der Mutter oder uns Kindern eine sinnige Freude zu machen! Er war das Vorbild eines opferbereiten Menschen, der seine Person nie in den Vordergrund stellte und selbstlos der guten Sache diente. In dem Spezialgebiet seines Berufes, im Obstbau, war er ausgezeichnet, und es wird wohl kaum einen unter den vielen Obstbauschülern geben, der ihn nicht hoch schätzte. Er tat sehr viel für jeden einzelnen, und mancher Pomologe verdankt ihm seine Lebensstellung. Er verstand es, die jungen Leute in geselligem Kreis zu vereinigen und mancher persönliche Hader wurde durch seine Güte geschlichtet.“

In „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“ vom 10. März 1917 veröffentlichte Friedrich Lucas einen Nachruf auf Max Goerlich: „Tiefbetrubt geben wir allen unseren früheren Schülern, Freunden und Bekannten die traurige Nachricht, daß unser langjähriger, treuer Mitarbeiter und Baumschul-Inspektor, Herr Max Goerlich, am 27. Februar im Alter von 62 Jahren von seinem langen schmerzlichen Leiden durch einen sanften Tod erlöst wurde. Seit seiner Lehrzeit, die der teure Tote vom 2. Oktober 1871 bis 20. September 1874 an unserem Institut durchmachte, war er ununterbrochen an demselben tätig, bis ihn ein schweres Leiden zwang, sich am 15. März 1916 in Tübingen einer Operation zu unterziehen, welche ihm die erhoffte Genesung nicht bringen konnte. Uns war er allezeit ein treubesorgter Mitarbeiter und Freund, seinen Mitangestellten ein guter Kollege und unseren Schülern stets ein Vorbild treuester Pflichterfüllung und ein väterlicher Berater. Max Goerlich war ein bedeutender Pomologe, Sortenkenner wie Systemkundiger. Es waren ihm die großen Obstmuttergärten des Pomologischen Instituts unterstellt, und er besorgte in denselben sowohl die Obsternte, als auch den Schnitt der Edelreiser, wodurch er Gelegenheit hatte, sich die Früchte wie den Wuchs des Baumes der einzelnen Sorten tüchtig einzuprägen. Bei der Ernte nummerierte er die Früchte, die für Sortimenten und zum Sortenstudium bestimmt waren, sofort unter dem Baume, so daß Verwechslungen ausgeschlossen waren, und er wählte dazu stets solche Exemplare, welche die äußeren charakteristischen Merkmale der Sorten deutlich zeigten. Auf diese Weise prägte er sich die Sorten gut ein. In weiterem half er bei der Bestimmung der zur Namensbezeichnung an das Institut eingesandten Obstsorten und leistete mir dadurch stets große Dienste. Er hat sich dadurch, daß er Früchte aus aller Herren Länder in

²⁰⁴ Brief von Max Goerlich jr. an seine Frau Elisabeth vom 22. 2. 1917. Siehe dazu Anm. 182.



Teilnehmer des vermutlich letzten Baumwartkurses vor der Auflösung des Instituts 1922. Am Tisch sitzend links Karl Stiegler, in der Mitte Eduard Lucas jun.

die Hand bekam und so die Sorten in ihren verschiedensten Entwicklungen je nach den klimatischen und Bodenverhältnissen sah, große pomologische Kenntnisse erworben. Er war im wahren Sinne des Wortes Spezialist auf diesem Gebiete, und es verliert die Pomologie in ihm eine ganz bedeutende Kraft. Gleichzeitig mit uns betrauert auch der Verband ehemaliger Reutlinger den teuren Dahingegangenen, dessen erster Vorsitzender er seit Gründung des Verbandes im Jahr 1900 war. Ehre seinem Andenken!²⁰⁵

Das Ende des Pomologischen Instituts in Reutlingen

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte auch für das Institut spürbare Folgen. In „Möllers Deutscher Gärtner-Zeitung“ beschreibt Friedrich Lucas 1916 das „Baumschulgeschäft 1915“: „Das Baumschulgeschäft ging im Frühjahr 1915 im allgemeinen schlecht, es wurden etwa 25 % von dem abgesetzt, was in früheren Jahren verkauft wurde, im Herbst war das Geschäft noch schlechter. Die Nachfrage nach Obsthochstämmen, Buschobstbäumen und Formobst war gering, Beerenobst aller Art wurde etwas flotter abgesetzt. Ebenso war der Verkauf von Alleebäumen, Ziersträuchern, Koniferen und immergrünen Laubgehölzen sehr gering. Rosen wurden etwas flotter ver-

²⁰⁵ Möllers Deutsche Gärtner-Zeitung Nr. 10, 1917, S. 80.

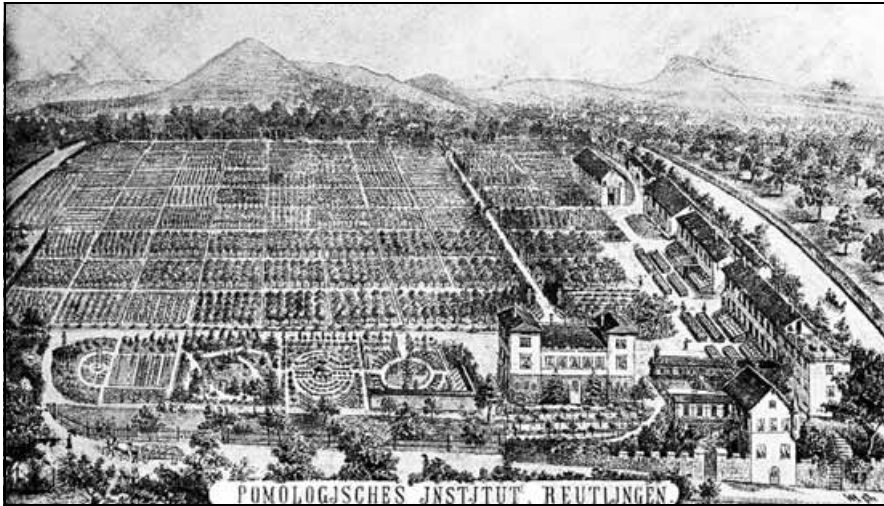
kauft, aber auch hier blieb manche verkaufsfähige Pflanze stehen. Die Preise waren die, wie sie vom Bund Deutscher Baumschulbesitzer festgelegt waren. Von verkaufsfähigen Pflanzen sind große Vorräte vorhanden, der Stand derselben ist gut. Daß der Krieg einen sehr nachteiligen Einfluß auf das Baumschulgeschäft ausübt, geht aus obigem hervor. Es fehlen nicht allein die Käufer, sondern auch die für den Betrieb der Baumschulen notwendigen Arbeitskräfte, da alle jüngeren Leute zu den Fahnen einberufen sind und noch fortgesetzt einberufen werden.“²⁰⁶

Zweifellos brachte der Krieg mit der Einberufung von Zöglingen und Lehrern einschneidende Veränderungen. Zwar wurden französische und russische Kriegsgefangene zur Bearbeitung der Ländereien eingesetzt, deren Arbeitswilligkeit aber war begrifflicherweise gering. Die Verbindungen zum Ausland waren abgeschnitten, hinzu kam später noch die Inflation. Inwieweit dies alles zum Ende des Unternehmens beitrug ist ungewiß. Tatsache ist, daß das gesamte Pomologische Institut 1922 zur Zwangsversteigerung ausgeschrieben wurde. Über die Vorgänge im einzelnen berichtete der „Reutlinger General-Anzeiger“ (GEA).

Am 2. September 1922 hieß es: „Das pomologische Institut, sämtliche Gebäulichkeiten und Grundstücke, wird am 16. Oktober zum Zweck der Aufhebung der Erbgemeinschaft verkauft werden. Sehr zu bedauern wäre es, wenn das Anwesen zerrissen würde und es ist zu wünschen, daß im Benehmen zwischen den Erben und der Stadtverwaltung eine Lösung gefunden wird, die es ermöglicht, die musterhaften Anlagen wie bisher zu erhalten und den bisherigen Zwecken dienstbar zu machen.“

Am 17. Oktober 1922 schrieb der GEA: „Das Pomologische Institut war zum Zweck der Aufhebung der Friedrich Lucasschen Erbgemeinschaft der Zwangsversteigerung ausgesetzt, die am Montag unter Leitung von Bezirksnotar Rieber als Kommissär stattgefunden hat. Die Pomologie mit den Gebäulichkeiten und zugehörigen gärtnerischen Anlagen, erzielte ein Höchstgebot von 6 550 000 Mark, während die außenliegenden Grundstücke mit weiteren 5 Millionen Mark bewertet wurden. Ein endgültiger Vorschlag ist noch nicht erfolgt, da, wie wir hören, die Stadtgemeinde für die eigentliche Pomologie als Interessentin in Betracht kommt und sich über den Ankauf erst noch schlüssig zu werden hat. Insolange haben sich die Erben den etwaigen Zuschlag vorbehalten. [...] Es wäre naturgemäß erwünscht, wenn das eigentliche Pomologische Institut seinem wissenschaftlichen Zweck erhalten bleiben könnte und so wird sich's nur fragen, ob das seitens der Stadt zu erbringende Opfer nicht zu groß ist, bzw. ob und wie sich die Möglichkeit ergibt, das Anwesen nutzbringend zu verwerten – eine Frage, die reiflicher Überlegung bedarf, ehe sie verneint oder bejaht werden kann. Einer [...] tüchtigen Verwaltung sollte es nicht

²⁰⁶ Möllers Deutsche Gärtner-Zeitung Nr. 10, 1916, S. 83.



Das Pomologische Institut in der Darstellung der Festschrift von 1910.

schwer fallen [...] das Anwesen in kurzer Zeit auch rentabel zu gestalten, sofern sie in städtischer Regie die erforderliche Bewegungsfreiheit hat.“

Eine Woche später war die Sache laut GEA-Artikel vom 23. Oktober entschieden: „Das Pomologische Institut ist nunmehr, wie wir hören, an die Firma Gebr. Burkhard aus Pfullingen zum Preis von 11½ Millionen Mark verkauft worden. Das Gelände soll der Stadt zum Tausch gegen ein gleichwertiges für Industriezwecke geeignetes städtisches Areal angeboten werden. Von den außerhalb des eigentlichen Institutskomplexes liegenden Grundstücken sind verkauft: Pfennigstraße Nr. 6 zum Preis von 400 000 Mark an Frau Kaufmann Weissert Wwe. Reutlingen. Ein etwa 51 Ar großes Areal in den Bösmannsäckern zu rund 1 000 000 Mark an Gemeinderat Kurz, Reutlingen, die übrigen Grundstücke wurden zumeist unter den Erben verteilt. Das große Schiefergrundstück hat Herr Eduard Lucas erworben.“

Und am 4. November 1922 berichtete der GEA schließlich: „Eine interessante Erklärung gab Oberbürgermeister Hepp über das Verhalten der Stadtverwaltung bei der Versteigerung des Pomologischen Instituts. Die Stadt habe sich von Anfang an für das Areal lebhaft interessiert und ständig mit den Erben in dieser Richtung verhandelt, habe aber leider kein willfähiges Ohr gefunden. So sei der Versuch, unter Ausschaltung der Versteigerung, das Institut zu erwerben, mißlungen. Auch nachher sei alles versucht worden, um durch Nachgebote und anderweites Entgegenkommen den Komplex in den Besitz der Stadt zu bringen. Ohne dieser aber überhaupt noch Gelegenheit zu persönlichen Verhandlungen zu geben, haben die Erben dann schließlich mit Kommissionär Ad. Maier hier abgeschlossen, der – wie sich erst später heraus-



Erich und Ruth Stiegler um 1940. 1961 übernahmen sie das Samengeschäft des Vaters und Schwiegervaters Karl Stiegler und bauten es zu einem modernen Fachbetrieb für Gartenbau aus.

stellte – im Auftrag der Firma Gebr. Burkhard handelte. Zu 11½ Millionen sei der letzteren das Anwesen zugeschlagen worden. Ausdrücklich konstatierte der Stadtvorstand: Die Stadt konnte, dank des Nichtentgegenkommens der Erben, nichts machen.“

Die Folge war, daß das Pomologische Institut seine Arbeit einstellte und aufgelöst wurde. Lediglich das Samengeschäft des Instituts unter der Leitung von Karl Stiegler, dem Schwager von Eduard Lucas jr., überdauerte. Bis 1964 befand es sich im alten Haus (Friedrich-Ebert-Str. 2) und wurde später, nach Stieglers Tod, durch dessen Sohn Diplomkaufmann Erich Stiegler (1907–1995) und seiner Frau Ruth Stiegler, geb. Hohls zu einem Fachbetrieb für Gartenbau in der Wilhelm- und in der Mozartstraße weiter ausgebaut. Eduard Lucas jr. (1874–1943) verließ Reutlingen und war später Vorstand der bayerischen Obstbauschule in Schlachters bei Lindau am Bodensee.

Das Institutsgelände nach 1922

Das Institutsareal blieb nach dem Verkauf im Besitz der Familie Burkhard und war für die Öffentlichkeit nicht mehr zugänglich. Erst im Jahr 1964 konnte die Stadt Reutlingen das Gelände käuflich erwerben. In den darauffolgenden 20 Jahren diente es verschiedenen Zwecken. Entlang der Alteburgstraße befand sich ein asphaltierter Parkplatz, der von einer Verbindungs-

straße zwischen Hindenburg- und Alteburgstraße aus angefahren werden konnte. Der Ostteil diente als Bauhof des städtischen Gartenamtes, zusätzlich befand sich dort noch ein Tennisplatz. Erst die Landesgartenschau 1984 führte zu einer Rückbesinnung auf die historische Bedeutung des Geländes mit den ehemaligen Institutsgebäuden.

5 Gartengelände und Gebäude des Pomologischen Instituts

Der Garten und die Institutsgebäude

Als Eduard Lucas 1859 das für die Errichtung seines Pomologischen Instituts vorgesehene Areal erwarb, bot sich ihm noch immer die topographische Situation, wie sie der Katasterplan der Stadt Reutlingen von 1820 offenlegt. So zeigt der Plan das vorgesehene Grundstück mit dem Flurnamen „Hagöschle“, südwestlich der Stadt, inmitten von Baumwiesen. Über seine Nutzung gibt die Karte keine Auskunft. Der Name läßt an ein ehemals der Dreifelderwirtschaft unterworfenen Areal denken. Es war seit langem im Besitz der Kirchenpflege, der es vermutlich durch eine Schenkung in unbestimmbarer Zeit zugefallen war.²⁰⁷

Der Stadtplan läßt aber auch einen kleinen Gebäudekomplex, zwischen dem „Hagöschle“ und „Pfennigs Baumgart“, an der Alteburgstraße erkennen, dort, wo später die Friedrich-Ebert-Straße abzweigen sollte. Es handelt sich um den von dem Reutlinger Bierbrauer Eberhard Friedrich Kalbfell 1809 errichteten sogenannten „Kalbfellschen Bierkeller“: ein „stattliches Haus mit schönem Garten und Kegelbahn, das im Sommer von jung und alt gerne aufgesucht wurde,“²⁰⁸ inmitten einer Landschaft gelegen, die ihren ländlichen Charakter bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts bewahren konnte, in der viele Reutlinger ihr „Gütle“ besaßen und die im Laufe des 19. Jahrhunderts noch um einige weitere Ausflugslokale bereichert wurde.

Diese freundliche Landschaft erhielt mit den Gartenanlagen des Pomologischen Instituts ab 1860 eine zusätzliche Attraktion, die zum ersten Mal 1878 in dem „Führer durch Reutlingen und seine Umgebung“ von Max Eifert beschrieben wurde: „Auf dem Grund eines ehemaligen Bierkellers, in überaus günstiger Lage erbaut, erhebt sich ein kleines Schloßlein, das Wohngebäude mit einigen Nebengebäuden für Oekonomie, auf der Stadtseite mit einer herrlich angelegten und gepflegten Terrasse, während dahinter westwärts sich die Gärten in stets wachsender Ausdehnung hinstrecken. Gleich beim Eintritt

²⁰⁷ S. Gerlach, Vom Wandel eines Reutlinger Stadtraums (wie Anm. 2), S. 260–262.

²⁰⁸ Hans Kungl: Geschichte der Gaststätten in Reutlingen, in: RGB NF 16 (1978), S. 9–432, hier: S. 188.



Links: Katasterplan der Stadt Reutlingen von 1820. Leicht erkennbar wegen des Fehlens von Signaturen ist das „Hagöschle“ mit dem kleinen Gebäudekomplex des „Kalbfellschen Bierkellers“. Von der damals noch unbefestigten Straße nach Gönningen zweigt ein Weg ab, der ab 1835 zum damaligen „Dienstbotenkrankenhaus“ führte und 1903 zur Haagstraße ausgebaut wurde. – *Rechts:* Stadtplan von Reutlingen 1905. Der Krankenhausweg wurde zur Haagstraße ausgebaut, im „Hagöschle“ sind die Institutsgebäude hinzugekommen.

überrascht die Menge herrlicher Baumpyramiden und aufs kunstreichste in allen Formen gezogener und gepflegter Zwergbäume mit den edelsten Obstsorten, und je weiter wir in den schönen langen, zum Teil zu reizenden Laubengängen sich gestaltenden Doppelreihen uns vertiefen, umso mehr erkennen wir sowohl den Reichtum der Baumschulen und Anlagen, als auch die lehrreiche Ordnung, in der die jungen Stämmchen nach ihrer Verwandtschaft zusammengestellt sind. Daß dazwischen auch der Blumenzucht ihr Recht widerfährt, vermehrt den Reiz des Ganzen. Das ganze zur Schule gehörige und mit mehr als 200 000 Stämmchen und Stämmen bepflanzte Feld umfaßt 9 Hektare²⁰⁹;

²⁰⁹ Diese Aussage ist insofern ungenau, als nach den Angaben von Eduard Lucas in seiner Autobiographie (vgl. E. L., Aus meinem Leben (wie Anm. 9), S. 63) zum Pomologischen Institut auf Reutlinger Gemarkung fünf Areale mit einer Gesamtfläche von ungefähr 10 Hektar



Eine der wenigen Fotografien des Gartens aus der Zeit zwischen 1862 und 1910. Sie zeigt den Eingang zum Mittelweg mit den Statuen „Pomona“ und „Flora“, im Hintergrund „Formbäume“.

der Gang durchhin wird überdies durch eine herrliche Aussicht auf Tal und Alb belohnt.“²¹⁰

Baedekers Reiseführer durch Deutschland von 1903 würdigte das Pomologische Institut mit einem Stern als besondere Sehenswürdigkeit. Eine Auszeichnung, die nur noch der Marienkirche und deren Taufstein zugestanden wurde. Leider fehlen uns, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, Fotografien, die es möglich machen, die Eindrücke der Zeitgenossen nachzuvollziehen. Zu den Ausnahmen gehören die Fotografien des Norwegers Knudsen von 1862 sowie die Illustrationen zu der Festschrift von 1910. Um so wertvoller sind die sehr seltenen fotografischen Aufnahmen aus der Zeit zwischen 1862 und 1910. Zu ihnen gehört eine Fotografie mit den beiden Statuen „Pomona und Flora“, die der Mainzer Bildhauer Barth Eduard Lucas zu dessen 50. Geburtstag angefertigt hatte. Es ist nicht bekannt, wer die Aufnahme machte.

Die übrigen Darstellungen des Pomologiegeländes sind meist schematisiert und bedürfen einer gewissen Interpretation. Sie lassen erkennen, daß, trotz einiger Umgestaltungen, der Garten im Laufe der Jahre seine Grundaufteilung

gehörten. Etwa die Hälfte davon lag bei den Institutsgebäuden, die übrigen Flächen nördlich des Stadtgebietes.

²¹⁰ Max Eifert: Führer durch Reutlingen und seine Umgebung, Reutlingen 1878, S. 33.



Erinnerungsgegenstände im Reutlinger Heimatmuseum: links der Becher, den die Zöglinge Eduard Lucas zu dessen 50. Geburtstag schenkten, rechts die von Hedwig Lucas in der Reutlinger Frauenarbeitschule angefertigte Institutsfahne.

beibehielt. Etwa um die Jahrhundertwende bot sich folgendes Bild²¹¹: Von Nordosten nach Südwesten verlief ein 215 m langer Hauptweg, an dessen Ende sich eine Gartenlaube befand. Zu beiden Seiten des Weges waren Rabatten mit Formbäumen aller Art angelegt. Hinter diesen war das Areal in 77 Abteilungen von je 441 qm Fläche aufgeteilt. 14 dieser Flächen nahm der Obstmuttergarten ein; jede von ihnen war mit etwa 100 Mutterstämmen – Halbhochstämmen und Pyramiden – besetzt. Beete unter diesen Standbäumen wurden als Botanischer Garten und Staudengarten genutzt. Südwestlich des Obstmuttergartens dehnten sich die Baumschulen aus, die etwa 70 000 Bäumchen enthielten. Vor den Wirtschaftsgebäuden erstreckte sich ein Spaliergarten mit Palmetten, der im besonders kalten Winter 1879/80 so geschädigt worden war, daß ein neuer angelegt werden mußte. Dieser befand sich an der Südost-

²¹¹ Die Beschreibung stammt aus einem mit „R“ unterzeichneten Artikel aus „Möllers Deutscher Gärtnerzeitung“ Jg. 1884, S. 194–198 (Deutsche Gärten, Teil X: Die deutschen Gärtner-Lehranstalten, Folge 3: Das pomologische Institut in Reutlingen).



Die Handelsbeziehungen des Pomologischen Instituts reichten nach Fernost und Übersee, wie die abgebildeten Briefumschläge belegen. Bestellt und versandt wurden hauptsächlich Edelreiser.

Seite des Hauptgebäudes und war nach Norden und Nordosten durch eine hohe starke Holzwand eingeschlossen. Diese war mit Pfirsich-Palmetten bepflanzt. Von ihr aus gingen nach beiden Seiten Drahtzüge, an denen die verschiedensten Kordonsarten, Palmetten und andere Formen durch Kernobstbäume dargestellt wurden. Im Inneren des Spalierobstgartens waren ältere und neuere künstliche Baumformen gruppiert. Von diesem Spalierobstgarten führte ein Weg über den Beerenobstgarten zum Arboretum, das den Unterricht in Gehölzkunde unterstützen sollte. Daran reihte sich dann das aus je ungefähr 100 Sorten bestehende Sortiment der Stachel- und Johannisbeeren an, während das der Erdbeeren ein Quadrat des Obstmuttergartens einnahm. Die unmittelbare Umgebung der Gebäude und die Rabatten des gesamten Gartens waren alljährlich mit zierlichen Florblumen geschmückt.

Der einstige Obstmuttergarten

Als Eduard Lucas den Obstmuttergarten 1860 anlegte, galt es möglichst viele wertvolle Sorten anzupflanzen. So wurden 500 Apfel- und 500 Birnensorten,

100 Pflaumen- und Zwetschgen- sowie 100 Süß- und Sauerkirschsornten angepflanzt. Eine so große Anzahl verschiedener Sorten war durchaus keine Selbstverständlichkeit. Teils hatte Lucas die Sorten aus Hohenheim mitgebracht, teils waren sie ihm von befreundeten Pomologen zur Gründung seines Instituts geschenkt worden.

Nach wenigen Jahren vergrößerte Lucas die Zahl der bereits vorhandenen Sortenbäume um etwa 200 Apfel- und 300 Birnensorten. Der Obstmuttergarten wurde dabei nach der Ordnung des „Illustrierten Handbuchs der Obstkunde“ mit entsprechender Numerierung der Sorten angelegt. Die Edelreiser von den etwa 1300 Standbäumen wurden bis nach Japan und Übersee versandt. In welchem Umfang dies geschah, zeigt zum Beispiel das Verkaufsjahr 1882/83, in dem nicht weniger als 46 500 Edelreiser verschickt wurden.

Ab 1890 begann man mit einer Umgestaltung des alten Muttergartens, an dessen Sorten reiche Erfahrungen gesammelt worden waren, etwa zu Fragen geeigneter Unterlagen bei Veredelung, der Fruchtequalität, der Baumreife, der Mehrfachbeschreibung einzelner Sorten, des richtigen Baumschnitts usw. Die Umgestaltung bestand in einer drastischen Reduzierung der Sortenanzahl und einer Neuanpflanzung sorgfältig ausgewählter bewährter Sorten, deren Echtheit garantiert werden konnte. Dies geschah hauptsächlich wegen Platzmangels. Noch immer kamen, vor allem aus Frankreich, neue Sorten, für deren Unterbringung der Platz nicht mehr ausreichte. Andererseits hatte sich die Einstellung der Pomologen zur Sortenzahl gewandelt. Ihr Interesse an immer neuen Sorten war zurückgegangen und richtete sich nun auf eine reduzierte, ökonomisch rationelle Sortenpalette.

Der Anfang der Neubepflanzung wurde 1891 mit dem Birnen-Muttergarten gemacht. Das ursprüngliche Sortiment von etwa 700 Birnensorten wurde auf 60 Sommerbirnen, 120 Herbstbirnen und 60 Winterbirnen reduziert. Ausgewählt wurden nur solche Sorten, „die auf Wildling veredelt, sich bei uns gut entwickelten, ihre Baumreife erhielten und von guter Qualität waren“.²¹² Friedrich Lucas beschreibt die Auswahl als recht schwierig und hebt die wertvolle Assistenz seines „treuen Mitarbeiters“ Max Goerlich hervor. Die neue Liste legte er zusätzlich seinem Lehrmeister Charles Baltet in Troyes zur Prüfung vor.

Zehn Jahre später wurde der gleich große und daneben liegende Apfelmuttergarten angelegt. In der Einteilung der Reifezeit der Sorten wurde anders als bei den Birnen verfahren, indem nur 30 Sommer- und 30 Herbstsorten, dagegen 180 Wintersorten gewählt wurden, „hauptsächlich deshalb, weil der Apfel mehr die Frucht für den Winter ist“.²¹³ Ähnlich verfuhr man mit den Muttergärten für Stein- und Beerenobst.

²¹² [Friedrich Lucas]: Der alte und der neue Obstmuttergarten des Pomologischen Instituts, in: Festschrift 1910 (wie Anm. 5), S. 39.

²¹³ Ebd., S. 42.



Das neue Arboretum mit dem Pavillon, angelegt 1910.

Das Arboretum

Im Jahr 1885 war erstmals auf dem Institutsareal ein kleines Arboretum angelegt worden, und zwar hinter dem Beerenobstgarten. Seine im Lauf der Zeit hochgewachsenen Bäume hatten die kleineren Gehölze zugunsten der schattenliebenden verdrängt, was allein schon eine Neugestaltung nahegelegt hätte. Bestimmend aber für eine Neuanlage des Arboretums nach 2½ Jahrzehnten war der Ausbau der „unten vorbeiführenden Straße“²¹⁴ (heutige Friedrich-Ebert-Straße), der ein Teil des alten Arboretums weichen mußte.

Ein milder Winter 1909/10 begünstigte die Neubepflanzung, für die sechs Quadrate des reduzierten Muttergartens zusätzlich zur Verfügung standen. Die erforderlichen Bodenbewegungen waren bis Mitte April 1910 abgeschlossen. Dazu gehörte die Schaffung einer kleinen Erhebung zur Südseite hin, die einen achteckigen Gartenpavillon erhielt, der aus Eichenstämmen gefertigt war. Von diesem aus hatte man einen Überblick über die ganze Gartenanlage.

Das Arboretum war 35 m breit und 55 m lang. In seiner von der sonstigen Strenge abweichenden geschwungenen Wegführung drückte sich der Hauptzweck der Anlage aus: Neben einem schönen und angenehmen Aufenthalt im Freien sollte es reiches Material an Pflanzen und Gehölzen zum Zweck des Studiums bieten. Die Wege waren so angelegt, daß es möglich war, sie bei jedem Wetter trockenen Fußes zu begehen. Die hohen Bäume im Nordteil der

²¹⁴ Ebd., S. 45.



Das ehemalige Wohnhaus der Familie Lucas. In den kleinen farbigen Fenstern im Erker findet sich der Wahlspruch des Instituts: „Was Natur gegeben, Soll die Kunst erheben, Wissenschaft beleben“.

heutigen Anlage wurden damals gepflanzt. Einer mündlichen Mitteilung seiner Enkel zufolge, wurde der große Ginkgobaum des Arboretums 1904 vom damaligen Buchhalter des Instituts, Gottlob Klein, gepflanzt. Wie ein Vergleich alter und neuer Darstellungen zeigt, blieb die Grundorientierung des alten Wegesystems im gesamten Gartengelände bis zum heutigen Tage erhalten.

Heute noch vorhandene Gebäude des einstigen Pomologischen Instituts

Von den ehemaligen Institutsgebäuden sind die Zöglingwohnungen und die Wirtschaftsgebäude verschwunden. Ihr Abriß fällt in die Zeit zwischen 1922 und 1980. Dem Bombenkrieg soll 1945, mündlichen Überlieferungen zufolge, die alte umfangreiche Institutsbibliothek zum Opfer gefallen sein, die in einem bis dahin erhaltenen Nebengebäude untergebracht war. Die noch lange nach dem Krieg von der Alteburgstraße, dem „Institutsbuckel“, aus sichtbare Häuserreihe diente bis 1922 der Unterbringung von Schülern und wurde erst um 1980 abgebrochen. Erhalten geblieben sind das ehemalige Direktorenhaus mit seinem Anbau zum Garten hin und das Hauptgebäude des Instituts. Der Pavillon im Rosengarten allerdings – heute im Sommer als Caféhäuschen genutzt – wurde erst später, nach 1922, von der Familie Burkhard erstellt, vermutlich an derselben Stelle, die der alte Gartenpavillon im Arboretum eingenommen hatte. Der achteckige Grundriß wurde im Neubau beibehalten.

Das Wohnhaus des Institutsleiters

Eduard Lucas hatte im Jahr 1859 – der Kaufvertrag war am 11. April 1859 unterzeichnet worden – den bereits erwähnten Bierkeller von Eberhard Friedrich Kalbfell erworben und den Reutlinger Bauinspektor Johann Georg Rupp mit dem Umbau beauftragt. Rupp, der zuvor schon den Umbau des Schlosses Lichtenstein geleitet hatte, machte auch aus dem ehemaligen „Bierkeller“ ein kleines „Schlösschen“, von dessen ursprünglichem Charakter im Lauf der Zeit allerdings einiges verlorengegangen. Unverändert über die

Jahre blieb der „schlanke Erker mit den farbigen Fenstern (der auch auf dem Lichtenstein wiederkehrt), dessen Konsole aus Stein ist, während die dünnen Maßwerke der Fenster aus Holz gearbeitet sind.“²¹⁵ Das Direktorenhaus war von einer kräftigen, mit Schießscharten versehenen Mauer umgeben und die neugotische Giebelfront hatte kleine Zinnen. Die Zöglinge nannten unter sich das Domizil des Institutsleiters aufmüpfig „Monarchie“, ihre eigenen Wohnbereiche „Republik“. Die alte Mauer mußte weichen, als 1903 der Weg zum damaligen Krankenhaus (heutiges Kinderhaus in der Friedrich-Ebert-Straße) zu einer breiten Fahrstraße ausgebaut wurde.²¹⁶ Die neue Straße hatte eine schwächere Steigung als der frühere Weg und erforderte den Bau einer neuen Mauer, die bis heute erhalten blieb.

Ein Besucher des Direktorenhauses im Jahr 1860 beschreibt seinen Eindruck des Inneren: „Lucas führte uns zunächst in seine Wohnung; sie ist freundlich, gesund und das vordere Zimmer mit dem Erkerchen wirklich idyl-



Gedenktafel zur Erinnerung an Eduard und Friedrich Lucas von 1921 an der Frontseite des ehemaligen Direktorenhauses zu der heutigen Friedrich-Ebert-Straße.

²¹⁵ Vgl. Gustav Adolf Rieth, Johann Georg Rupp (wie Anm. 2), S. 65.

²¹⁶ Dazu E. Fehleisen, Chronica der Stadt Reutlingen (wie Anm. 158), S. 332, Nov. 1895: „Auf dem Kraußschen Bierkeller versammelten sich etwa 30 Bürger, meist Besitzer auf dem Haag, um sich zu besprechen, wie es anzugehen sei, besagtes Quartier in ein Bauquartier umzuwandeln. Man war sich einig, daß dieses Terrain sich wegen seiner erhöhten Lage, der guten Luft und schönen Aussicht, sehr zu einem Bauviertel eigne. Beschluß: Gesuch an bürgerliche Kollegien mit der Bitte, eine diesbezügliche Erweiterung des Bauplatzes in Bälde ausarbeiten zu lassen. Es wäre ein kühner Griff, wenn die bürgerlichen Kollegien sich entschließen könnten, den Weg der Pomologie entlang zu verbreitern und bis zur Zipfelkappe oder bis zum Bezirkskrankenhaus zu verlängern. Die Güterbesitzer würden unter Umständen den Platz umsonst abtreten, vielleicht, je nachdem Nutzen zu erhoffen wäre, auch einen Geldbetrag leisten.“

lisch schön. In demselben sind, in Glas gemalt, die Wappen der Ebner'schen und Lucas'schen Familien und der Wahlspruch des Instituts: Was Natur gegeben, soll die Kunst erheben, Wissenschaft beleben.“²¹⁷ Hat auch der Erker den Krieg unverändert überdauert, so ging doch eines der kleinen farbigen Fenster als Folge des Luftangriffs 1945 zu Bruch, dem auch die nahegelegene Jahnturnhalle und die Listhalle zum Opfer fielen.

Unter der ehemaligen Wohnung des Institutsleiters befindet sich ein großer, heller neugotischer Gewölberaum, der einstmals zu Ausstellungszwecken und zur Unterbringung frostempfindlicher Pflanzen im Winter genutzt wurde. Die zur Straße hin sich öffnende große Tür führt in einen tiefen Keller, dem einzigen erhalten gebliebenen Teil der ehemals Kalbfellschen Gastwirtschaft. In dem zum Garten hin angeschlossenen Gebäudeteil befand sich das Samengeschäft des Instituts, das noch bis 1964 von der Firma Stiegler betrieben wurde.

Heute werden die Räume zu Wohnzwecken genutzt und von der Reutlinger Gemeinnützigen Wohnungsgesellschaft verwaltet. Der Gewölberaum ist in seiner Eigenart nur noch schwer auszumachen, da er durch Holzwände unterteilt ist und den Hausbewohnern als Stauraum dient. An der Frontseite zur heutigen Friedrich-Ebert-Straße hin befindet sich eine Gedenktafel mit folgender Inschrift:

„Hier wirkten zum Segen des deutschen Obstbaus,
der Begründer des Pomologischen Instituts
Eduard Lucas 1816–1882
Und Ökonomierat
Friedrich Lucas 1882–1921“

Die Tafel war nach dem Tod von Friedrich Lucas von ehemaligen Schülern gestiftet worden und im Rahmen einer kleinen Feier am 29. September 1921 in den Institutsräumen von Baumschulenbesitzer Weckler²¹⁸, als Vertreter der ehemaligen Schüler, der Familie Lucas übergeben worden. In dem Bericht des Reutlinger General-Anzeigers hieß es: „In seiner Rede schilderte Weckler die Verdienste der beiden verstorbenen Meister. Im Namen der Familie dankte Herr Eduard Lucas dem Verband ehemaliger Schüler des Instituts für die Ehrung, die hier seinen Vorfahren zuteil wurde. Er schloß mit dem Wunsch, daß das Institut wie bisher dauernd eine Stätte zur Pflege und Förderung des deutschen Obstbaues bleiben möge.“²¹⁹

²¹⁷ Ungenannter Autor: Ein Besuch im Pomologischen Institut in Reutlingen, in: Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde, Stuttgart 1860, S. 9–10.

²¹⁸ Karl Hermann Weckler, Sohn Conrad Wecklers, Baumschulbesitzer und Oberamtsbaumschulwart in Reutlingen ab 1907.

²¹⁹ Reutlinger General-Anzeiger vom 1. 10. 1921.

Das Hauptgebäude

Das zweiflügelige Gebäude mit flachem Walmdach im Nordteil des Gartengeländes war, im Gegensatz zum Direktorenhaus, ein reiner Neubau. Indem es seine ganze Front der Stadt zukehrt, ist es auch heute noch von manchen Stellen der Innenstadt aus sichtbar. Bereits 1869 wurde dem ursprünglich zweigeschossigen Bau ein weiteres Stockwerk aufgesetzt.

In einem Bericht von 1860 wird das Innere folgendermaßen beschrieben: „Jetzt führte uns Freund Lucas in das neu errichtete Institutsgebäude. Wir traten zum nordwestlichen Eingang ein, rechts gleich in das geräumige Bureau, von wo man fast den ganzen Garten übersehen kann. Neben demselben und gegenüber sehen wir mehrere schöne, saubere Zimmer, worin Gehilfen und Zöglinge wohnen. Bei der Treppe vorübergehend, treten wir in das Arbeitszimmer der Zöglinge und von da in den ebenso schönen als großen und hellen Lehrsaal. Dieser verdient in der Tat alle Bewunderung und es möchte wohl wenig derartige Säle in ähnlichen Anstalten geben. Hier sollen auch die Obstausstellungen gehalten werden. Neben dem Porträt des Königs paradiert hier eine schöne Gallerie von für die Pomologie, den Gartenbau und die Naturwissenschaften verdienten Männern, in deren Mitte Linnés Bild würdig thront. Hier waren die Zöglinge gerade vereinigt und Herr Weckler, der Lehrer des Weinbaues, gab ihnen Unterricht in der Kenntnis der Traubensorten. [...] Ein angrenzender Saal enthält die Sammlungen. [...] Rechts gingen wir zur zweiten Etage und traten zuerst in die sehr freundliche Wohnung des Oberlehrers; dann sahen wir die drei geräumigen, sehr praktisch und zugleich behaglich eingerichteten Schlafsäle und zuletzt das im mittelalterlichen Styl eingerichtete Zimmer des Herrn Ebner, von wo aus man sowohl auf den Garten als auf die nahen Albgebirge eine überraschend schöne Aussicht genießt. Oberhalb befindet sich beträchtlicher Bodenraum zur Aufbewahrung von Sämereien u. s. w. Das Institutsgebäude ist 95 Fuß lang und die untere Etage ganz massiv aus Tuffsteinen gebaut. Es ist mit Blitzableitern versehen und steht von allen Seiten frei und offen da, so daß es von allen umliegenden Höhen aus ein sehr freundliches Bild gewährt.“²²⁰

Späteren Beschreibungen zufolge wurden die Wände des großen Lehrsals, der 60 Zuhörer aufnehmen konnte, mit Gruppenbildern der Zöglinge und, nach dem Tod von Eduard Lucas, mit dessen lebensgroßem Bild versehen.

Nach der Auflösung des Pomologischen Instituts im Jahr 1922 wurde das einstige Hauptgebäude zu Wohnzwecken umgebaut. Die ursprüngliche Raumaufteilung ist umfassend verändert worden. Nur die über dem Eingang zu den verschiedenen Wohnungen belassene Inschrift „Pomologisches Institut“ verweist noch auf die ehemalige Zweckbestimmung. Im Zuge weiterer Umbaumaßnahmen, nach der Übernahme des Gebäudes durch die Stadt,

²²⁰ Ein Besuch im Pomologischen Institut in Reutlingen (wie Anm. 217), S. 9.

wurden, mündlichen Überlieferungen zufolge, die Reste noch vorhandener Inneneinrichtungen „entsorgt“. Es ist nicht ganz auszuschließen, daß dabei auch so manches Dokument zur Institutsgeschichte, nachdem es den Bombenkrieg überdauerte, verloren ging.

Ein schöner großer Samenschrank aus Institutszeiten befindet sich noch im Besitz der Familie Stiegler. Erhalten blieb auch die im gotischen Stil gefertigte Wandtäfelung im Raum des ehemaligen Kapitalgebers Ebner im 1. Stock auf der Ostseite. Sie steht mittlerweile unter Denkmalschutz.

Erinnerungen und Hinweise auf das Pomologische Institut außerhalb des ehemaligen Areals

Eine kurze Fußgänger Verbindung zwischen Pfennig- und Friedrich-Ebert-Straße heißt „Eduard-Lucas-Weg“. Er führt vom längst überbauten ehemaligen Areal „Pfennigs Baumgart“ über Steintreppen direkt auf das ehemalige Hauptgebäude des Pomologischen Instituts zu. Insofern knüpft die Namensgebung an städtische Tradition an. Es stellt sich allerdings die Frage, ob nicht eine größere und belebtere Straße in Reutlingen der Bedeutung von Eduard Lucas besser entsprochen hätte als ein kurzer, unbequem steiler, wenig begangener Weg, zu dem sich keine Haustür öffnet und der somit keine postalische Adresse darstellt. Selbst eine Großstadt wie Essen hat eine belebte, breite „Eduard-Lucas-Straße“, an der sich zudem noch bekannte Hotels befinden.²²¹

Auf dem Reutlinger Friedhof Unter den Linden steht das von Freunden für Eduard Lucas gestiftete Denkmal (siehe S. 111). Der polierte Obelisk trägt in seiner Ansichtsfläche ein Bronzeporträt Eduard Lucas'. Das Postament hat die Inschrift: „Gewidmet von seinen Freunden und Verehrern“. Um den Obelisken liegen vier polierte Schrifttafeln mit den Inschriften Verstorbener aus den Familien Lucas, Maassen und Stiegler.²²²

Im obersten Geschoß des Reutlinger Heimatmuseums befindet sich eine kleine Vitrine mit einigen Informationen, Fotografien und Erinnerungsgegenständen. Zu letzteren gehört der Silberbecher, den Zöglinge des Instituts Eduard Lucas zu dessen 50. Geburtstag am 19. Juli 1866 geschenkt hatten. Auf dem Boden der Vitrine liegt eine kunstvoll gearbeitete „Institutsfahne“. Sie wurde von Hedwig Lucas, einer Enkelin von Eduard Lucas, in der Reutlinger Frauenarbeitsschule unter Anleitung von Frau von Horstig angefertigt.

Von der Filialanstalt des Pomologischen Instituts in Unterlenningen gibt es keine Spuren mehr.

²²¹ Die Essener Eduard-Lucas-Straße hieß vormals Wolfgangstraße und erhielt 1937 ihren jetzigen Namen. Die Straße liegt direkt am Essener Grugapark, einem überregional bekannten botanischen Garten (Gruga ist die Abkürzung für Große Ruhrländische Gartenbauausstellung). Die Umbenennung erfolgte im Hinblick auf die Reichsgartenschau 1938.

²²² Barbara Happe: Der Friedhof „Unter den Linden“ in Reutlingen, Reutlingen 1994, S. 101.

Das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche von Gönningen

Die Geschichte des Denkmals von 1943: Briefe und Dokumente sowie im Anhang Auszüge aus den Totenregistern von 1728 bis 1902

Von Klaus Kemmler

Das Denkmal zum Gedächtnis an die 244 in Ausübung ihres Berufes in Rußland, Ungarn, Österreich, in der Schweiz, in Dänemark und in Amerika verstorbenen und nicht in die Heimat überführten Gönninger Samenhändler ist in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll und außergewöhnlich. Es bewahrt nicht nur die Erinnerung an die vielen Gönninger Samenhändler und Samenhändlerinnen, die von ihren oft gefahrvollen Geschäftsreisen nicht mehr zurückkehrten. Es erinnert zugleich an den traditionellen Beruf der Dorfbewohner, den Samenhandel, der dem Ort mehr als dreihundert Jahre lang sein charakteristisches Gepräge gegeben hat und dessen Spuren sich heute immer mehr verlieren. Und es erinnert außerdem an zwei Persönlichkeiten, denen diese beeindruckende künstlerische Dokumentation der Geschichte eines kleinen württembergischen Dorfes zu verdanken ist, nämlich an den Pfarrer Ernst Schüle (geb. 1902, gest. 1988) und den Bildhauer Martin Scheible (geb. 1873, gest. 1954).

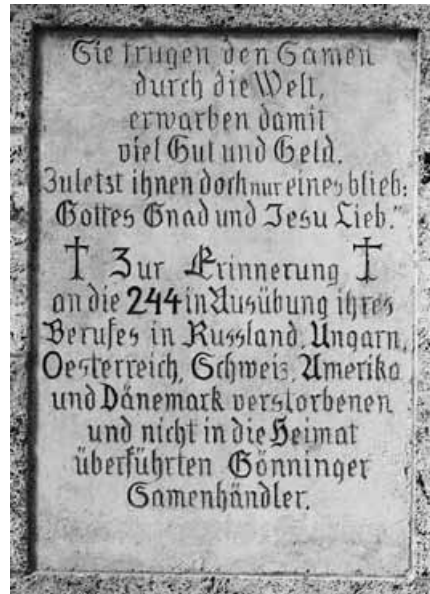
Darüber hinaus lenken die meist im Gönninger Pfarramt aufbewahrten Briefe im Zusammenhang mit der Planung und Ausführung des Denkmals den Blick aber auch auf die damaligen Zeitverhältnisse, insbesondere auf die politische Situation im Jahr 1942, dem Jahr, in dem das Denkmal in der Kirche angebracht wurde. Man sieht es plötzlich in neuem Licht, wenn man sich mit der Geschichte seiner Entstehung beschäftigt. Es ist nämlich nicht nur ein Erinnerungsmal für die unterwegs verstorbenen Samenhändler, sondern zugleich, was man heute kaum noch weiß, ein Zeichen des Widerstandes gegen die damaligen Beeinträchtigungen des kirchlichen Lebens durch die Partei und einige ihrer örtlichen Funktionäre. Es war kein Denkmal nur für mutige und kühne Vorfahren, wie sie, namentlich während des Krieges, dem heldischen Ideal des damaligen Zeitgeistes entsprochen hätten, sondern eher eines für die Mühseligen und Beladenen, die im offiziellen Totengedenken nicht mehr vorkamen.

Der Verfasser sagt allen Personen und Institutionen, die ihn bei seinen Recherchen zu diesem Beitrag unterstützt haben, herzlichen Dank, insbesondere Herrn Werner Schurr, Ulm, Herrn Pfarrer i. R. Ulrich Schüle, Reutlingen, Herrn Pfarrer Alexander Behrend und der Pfarramtssekretärin Frau Margarete Bader von der evangelischen Kirche Gönningen.



Das Samenhändlerdenkmal in der Gönninger Kirche.

Die auf der Handelsreise verstorbenen Männer und Frauen gehörten, mit wenigen Ausnahmen, sicherlich nicht zu denen, die bei ihren Geschäften „viel Gut und Geld erworben“ haben, wie auf der Denkmalschrift zu lesen ist. Es waren, abgesehen von den wagemutigen und manchmal wohl auch abenteuerlustigen Naturen, die es natürlich auch gab und deren „Mut ein seltener war“, wie es im Lied des Gönninger Heimatdichters Matheus Wagner heißt, meistens eher arme Leute, die auf der Reise als alte, kranke, müde, entmutigte und zerbrochene Menschen gestorben waren. Zu relativem Wohlstand hatten es nur diejenigen gebracht, die überhaupt zurückkehrten und dazu dann auch noch erfolgreich waren. Dafür gab es, wenn auch erst etwa ab Mitte des 19. Jahrhunderts,



Inschrift des Gönninger Denkmals.

bekanntlich in Gönningen viele eindrucksvolle Beispiele. Der Ort trug jedenfalls bis zum letzten Krieg noch manche Merkmale des „Besonderen“, das auf den früheren Wohlstand vieler seiner Bewohner hinwies.

Aber der große Aufschwung, den der Gönninger Handel im Lauf des 19. Jahrhunderts nahm, wäre gar nicht möglich gewesen ohne die Voraussetzungen der Generationenverknüpfung, der Weitergabe von positiven oder auch negativen Erfahrungen, der familiären Querverbindungen, des Vererbens von Kundschaften und Ersparnissen, und insofern ist es durchaus richtig, den Ursprung des Wohlstands gerade auch auf diejenigen zurückzuführen, die von ihren Reisen nicht mehr zurückkamen.

Der Gönninger Samenhandel

Der „Handel im Umherziehen“ galt im Wirtschaftsleben des 18. und noch des 19. Jahrhunderts als die vielleicht wichtigste Absatzform für Waren aller Art. Insbesondere die Bewohner ländlicher Gebiete waren vielfach ganz auf den Besuch der Händler angewiesen, die sie mit den notwendigsten Bedarfsgütern versorgten. Armut infolge der in Altwürttemberg üblichen Besitzteilungen und der bei ständiger Zunahme der Bevölkerung nicht mehr möglichen Beschäftigung in Handwerksberufen hatte vielfach zur Suche nach

neuen Verdienstmöglichkeiten geführt. In Gönningen hatte sich seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges ein Hausierhandel mit landwirtschaftlichen Produkten wie Dörrobst und „Schnitz“ entwickelt, bald schon aber bestand die meist in Zwerchsäcken mitgeführte Verkaufsware vor allem aus Sämereien und Zwiebeln. Durch diese in der Geschichte unseres Landes einmalige Konzentration des Handels mit Sämereien und Zwiebeln auf einen einzigen Ort ist Gönningen weithin bekannt geworden. Um 1850 lebten mehr als die Hälfte der 2500 Bewohner Gönningens unmittelbar von diesem Handel, der sie in viele Länder Europas, ja selbst tief nach Rußland und nach Nordamerika geführt hatte. Aber die Handelsreisen waren mühsam und beschwerlich, der Erfolg oft ungewiß, namentlich dann, wenn Kriege, Mißernten und politische Verwicklungen den Weg in die Fremde noch zusätzlich entbehrungsreich und gefährlich machten. Immer wieder waren Gönninger Händler unterwegs an Krankheiten, infolge von Unglücksfällen, Mord oder Selbstmord gestorben, manche Schicksale sind nie aufgeklärt worden.

Die reisenden Händler hatten sich zumeist einen festen Kundenstamm erworben, den sie Jahr für Jahr aufsuchten. So haben sich fast überall persönliche Bindungen ergeben, die oft durch viele Generationen hindurch das Fundament des Gönninger Handels bildeten. Seitdem durch den Abbau der innerdeutschen Zollschranken und die Entstehung von Eisenbahnverbindungen in der Mitte und gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Fortkommen wesentlich leichter geworden war, gingen die meisten Händler nicht mehr wie früher zu Fuß mit dem traditionellen Zwerchsack oder mit Roß und Wagen auf die Reise, sondern mit dem Bestellbuch und erledigten die Aufträge zu Hause in Gönningen oder in einer „Ablage“ inmitten ihrer Kundschaft, wo viele Händler ihre Niederlassungen nach und nach zu gewinnbringenden, oft bedeutenden Geschäften ausbauen konnten. Manche Gönninger Firmen in Deutschland, Österreich und der Schweiz erlangten schließlich weltweite Bedeutung. Weder die genaue Anzahl noch die einzelnen Orte dieser Niederlassungen sind heute noch mit Sicherheit feststellbar; oft hatten die Geschäfte zusätzliche Filialen in anderen Orten oder wurden unter anderem Namen (z. B. der Schwiegersöhne) weitergeführt, manchmal handelte es sich auch nur um eine kurzfristige und bald wieder aufgegebene Niederlassung. Da man aber in fast ganz Europa auf Gönninger Geschäftsgründungen, Geschäftsbeteiligungen oder zumindest auf die Spuren Gönninger Samenhändler und Samenhändlerinnen stieß, konnte man mit Recht Gönningen als die „Wiege des Samenhandels“ bezeichnen.¹

¹ Zum Gönninger Samenhandel siehe u. a. Beschreibung des Oberamts Tübingen, hrsg. vom Königlichen statistisch-topographischen Bureau, Stuttgart 1867 (Neudruck 1970); Otto Trüding: Zwei württembergische Hausiergemeinden (Sonderdruck aus: Württ. Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, Jg. 1897, Heft 1, Nachdruck 1999, S. 9–31); Jakob Christoph Heer: Ein schwäbisches Samenhändlerdorf, in: Daheim, 1903; Wilhelm Kinkel (Bearb.):

Geschäfte Gönninger Ursprungs gab es – die Aufzählung ist wahrscheinlich unvollständig – in Altenburg, Bautzen, Berlin, Bretten, Bruchsal, Döbeln, Eislingen, Erfurt, Freiburg, Friedberg, Gera, Glauchau, Görlitz, Heidelberg, Ingolstadt, Kehl, Kempten, Köln, Krimmitschau, Landshut, Liegnitz, Lörrach, Mainz, Mannheim, Marburg, Meerane, Meißen, Offenburg, Pfronten, Ratibor, Regensburg, Reutlingen, Saarbrücken, Saarburg, Sigmaringen, Straubing, Stuttgart, Tübingen, Wallerstein, Worms, Zittau, Zweibrücken, Zwickau und in den nach 1871 zum deutschen Reichsgebiet gehörenden elsässischen Städten Mühlhausen, Thann, St. Ludwig, Molsheim und Schlettstadt, in manchen Orten waren es gleich mehrere. Noch 1938 und um 1960 gab es Neugründungen in Biberach und Böblingen, auch richteten in der Nachkriegszeit manche aus Gönningen stammende Firmen in weiteren Städten Verkaufsfilialen ein, die allerdings oft schon bald wieder aufgegeben wurden. In Österreich bestanden Geschäfte in Eger, Salzburg, Wien, kurze Zeit wohl auch in Klagenfurt und Graz; in der Schweiz in Altstätten, Basel, Bern, Genf, Burgdorf, Fribourg, St. Gallen, Olten, Rapperswyl, Triesen (Liechtenstein), Zürich und anderen Orten. Sogar in New York und in St. Petersburg war es zur Errichtung von Depots und Verkaufsgeschäften gekommen.

Heute hat der Handel mit Sämereien und Blumenzwiebeln in Deutschland längst seine einstige Bedeutung verloren. Die große Zeit auch der deutschen Samen- und Pflanzenzucht und die enorme volkswirtschaftliche Bedeutung, die Züchtung und Vertrieb von Saat- und Pflanzgut hier einmal hatten, ist vorbei. Die gesellschaftlichen, politischen, ökonomischen und technischen Entwicklungen des 20. Jahrhunderts haben auch in Gönningen die wirtschaftliche und soziale Struktur von Grund auf verändert. Die Bevölkerung des Ortes, der seit 1974 ein Teilort von Reutlingen ist, geht inzwischen, bis auf wenige Ausnahmen, anderen Berufen nach.

Heimatbuch Gönningen, aus Anlaß der 860-Jahrfeier, Gönningen 1952; Hans Schimpf: Gönningen – eine Überlebensgeschichte, Reutlingen 1988; Klaus Kemmler: Wo des Roßbergs Haupt sich hebet. Die Geschichte einer Gönninger Samenhändlerfamilie, Reutlingen 1991; Christian Glass: Mit Gütern unterwegs – Hausierhändler im 18. und 19. Jahrhundert, in: Hermann Bausinger u. a. (Hrsg.): Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus, München 1991, S. 62–69; Klaus Kemmler: Gönninger Samenhandel, in: Die Gönninger – „ein Völklein, frisch belebt“. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen (Red. Paul Ackermann), Reutlingen 1992, S. 76–88; Sibylle Schmidt-Lawrenz: Gönninger Samenhändlerinnen, Magisterarbeit (Masch.schr.) im Fach Empirische Kulturwissenschaften, Tübingen 1995; Astrid Wendt: Wenn auf der Reise der Tod wartete, in: Reutlinger General-Anzeiger vom 15. 8. und 22. 8. 1998.

Pfarrer Ernst Schüle und der Plan eines Samenhändlerdenkmals

Trotz der historischen Veränderungen bezieht das Gönninger Samenhändlerdenkmal nach wie vor die in der Fremde verstorbenen Samenhändler in die Lebenswirklichkeit der Gemeinde ein, denn es hält nicht nur das Andenken an frühere Generationen wach, sondern stellt darüber hinaus auch durch seinen religiösen und künstlerischen Gehalt ein eindringliches Zeugnis für das Nachwirken der Vergangenheit in die Gegenwart dar.

Geplant, ausgeführt und in der Kirche angebracht wurde das Denkmal während der Kriegsjahre. Die Initiative dazu ging von Pfarrer Ernst Schüle aus, der von 1936 bis 1948 Ortspfarrer in Gönningen war. Man muß einmal versuchen, sich in diese Zeit zu versetzen, um nachzufühlen, was den Pfarrer Schüle veranlaßt haben mag, ausgerechnet mitten im Krieg die Errichtung eines solchen Denkmals zu betreiben. Vermutlich war die Tatsache, daß vor 215 Jahren erstmals ein Gönninger Händler auf einer Handelsreise tödlich verunglückte, nur ein mehr oder weniger vorgeschobener Anlaß; 215 Jahre sind ja im allgemeinen kein Grund für ein besonderes historisches Gedenken. Vielleicht war es ein Zufall, daß der Pfarrer eben jetzt auf die alte Eintragung von 1728 im Gönninger Totenbuch gestoßen war, vielleicht hat es sich bei dieser (heute übrigens fast kaum noch zu entziffernden) Eintragung nur um die früheste schriftliche Erwähnung des Todes auf einer Handelsreise gehandelt, denn möglicherweise hatte es ähnliche Unglücksfälle auch schon früher gegeben, ohne daß man die näheren Umstände gekannt oder festgehalten hat. Immerhin dürfte aber die Eintragung von 1728 einen der ersten Hinweise auf den Handel mit *Samen* darstellen (mindestens sprechen die Begleitumstände des Unglücksfalles dafür), denn der von Gönningen aus betriebene Hausierhandel, zum Beispiel mit gedörretem Obst und anderen Artikeln, war ja wesentlich älter.

Wahrscheinlich gab es also noch ganz andere, tiefere Beweggründe, die den Ortspfarrer auf die Idee zu einem solchen Erinnerungsmal gebracht hatten. Nur andeutungsweise kommt dies in dem Brief, den er im Oktober 1941 an seinen Freund, den damaligen Kirchenrat Kopp² in Stuttgart schrieb und in dem er erstmals von seiner Absicht berichtet, zum Ausdruck³. Aber bei aufmerksamer Lektüre auch der späteren mit der Denkmalsplanung zusammenhängenden Briefe spürt man zudem die innere Unruhe, die Pfarrer Schüle getrieben haben muß, sein Projekt so bald wie möglich zu verwirklichen. Es ging ihm offensichtlich darum, mit dem geplanten Denkmal noch vor der auch ihm drohenden Einberufung zum Kriegsdienst ein Zeichen zu setzen, das über die ortsgeschichtliche Erinnerung aus Anlaß eines bestimmten Datums hinaus-

² Kirchenrat Georg Kopp war Kunstbeauftragter beim Oberkirchenrat (Leitung der evang. Landeskirche in Württemberg) und Herausgeber einer Zeitschrift für Kirche und Kunst.

³ Siehe dazu ausführlich unten im vorliegenden Beitrag, S. 224, Brief vom 21. 10. 1941.

Pfarrer Ernst Schüle, Initiator des Gönninger Denkmals

Geboren 1902 in Oberriexingen, gestorben 1988 in Reutlingen, von 1936 bis 1948 Gemeindepfarrer in Gönningen. Aus einem Brief seines Sohnes, Pfarrer i. R. Ulrich Schüle, vom Februar 2001 an den Verfasser: „Ich sehe darin [in dem Gönninger Samenhändlerdenkmal] nun übrigens die Fortsetzung eines anderen Projektes meines Vaters, von dem ich erst im vergangenen Jahr in Orendelsall, seiner ersten Gemeinde, erfahren habe. Dort wurde das 65. Jubiläum des Posaunenchores gefeiert, den er 1935 im Zuge des Kirchenkampfes, in den er als Vertrauensmann der Bekennenden Kirche stark involviert war, gegründet und in dem er



selbst als Posaunen-Lehrling mitgespielt hatte, um dem gottfeindlichen Getöse der braunen Aufmärsche einen anderen Ton kraftvoll und eindeutig entgegenzusetzen zu können. Auch bei dieser Feier wurde seiner gedacht, und einige alte ‚Drendeler‘ erzählten uns, sie hätten damals oft um ihren Pfarrer Angst gehabt, wenn er auf der Kanzel gegen Unrecht und Gewalt an Juden und anderen ‚Volksschädlingen‘ protestiert habe und danach nicht selten an Leib und Leben bedroht gewesen sei, auch daß er 1936 auf Betreiben des damaligen Kreisleiters seine Gemeinde verlassen mußte, war ihnen noch lebhaft in Erinnerung.“

ging. Es sollte vor dem Hintergrund der kriegerischen und politischen Ereignisse dieser Jahre zugleich ein unübersehbares Zeichen christlichen Glaubens gegenüber seinen ideologischen Bestreitungen und dem antichristlichen Geist der neuen völkischen „Religion“ sein.

Seit 1939 befand sich Deutschland in einem Krieg, der inzwischen immer größere Ausmaße angenommen hatte und der täglich neue Opfer forderte. Frieden war nicht in Sicht, nachdem im Sommer 1941 die Kämpfe in Rußland begonnen hatten und am Ende des Jahres nun auch noch Amerika in den Krieg eingetreten war. Der Krieg auf russischem Boden hatte von Anfang an zu ungeheuren Verlusten geführt. In immer mehr Familien herrschte Trauer um gefallene oder vermißte Angehörige, auch in Gönningen. Unwillkürlich mochte sich der Gedanke einstellen, daß Rußland einmal sowohl das Ziel zahlloser württembergischer Auswanderer als auch vieler in friedlicher Absicht ins Land gekommener Gönninger Händler gewesen war, ebenso aber

auch die bedrückende Vorstellung, daß täglich unzählige Menschen irgendwo in der Welt den Tod fanden und nicht in heimatlicher Erde bestattet werden konnten, wenn sie denn überhaupt begraben wurden und nicht unbekannt irgendwo vermoderten. Pfarrer Schüle war ein gebildeter Humanist. Bei seiner fundierten Kenntnis der Antike mag ihm möglicherweise die Tragödie des Sophokles vorgeschwebt haben, in der sich Antigone dem unmenschlichen Befehl des Tyrannen Kreon widersetzt, den Leichnam des toten Bruders unbestattet zu lassen. Es war ein altes Thema: Das göttliche Recht der Menschlichkeit war aufgerufen gegen ein inhumanes Staatsgesetz. Der Vergleich mit der Gegenwart – zu „sterben, wie das Gesetz es befahl“ und zugleich „der Toten Tatenruhm“ im Gedächtnis der Nachwelt lebendig zu erhalten – lag nahe.

Aber der „Tod fürs Vaterland“ war im zweiten und dritten Kriegsjahr längst kein Schicksal von höchstem ethischen Rang mehr, weil die meisten Menschen den Glauben daran, daß dem Tod eine überindividuelle Bedeutung im Sinne eines „Opfers“ zukommt, inzwischen verloren hatten. Die anfängliche Begeisterung für den Nationalsozialismus in weiten Teilen des Volkes war einer zunehmenden Ernüchterung gewichen, zumindest dann, wenn den Einzelnen das ganz persönliche Schicksal eines Unglücks oder eines Verlustes in der eigenen Familie traf. Die Stimmung in Deutschland fing an umzuschlagen, je mehr Tote der Krieg forderte. Hatte man den Krieg zunächst noch mit mehr oder weniger großem Fatalismus hingenommen, so wurde er für viele Menschen nun einfach immer sinnloser. Das Pathos, mit dem man noch nach dem Ersten Weltkrieg der Gefallenen auf Kriegerdenkmälern gedachte, klang, sobald man selbst betroffen war, plötzlich hohl und unglaubwürdig. Für die Angehörigen war es längst kein Trost mehr, daß der Freund, der Verlobte, der Mann, der Sohn oder der Vater für „Führer, Volk und Vaterland“ gefallen sei; das waren Phrasen, die den Angehörigen eher wie bitterer Hohn vorkamen. Der Tod griff unmittelbar in das ganz persönliche Leben ein und zerstörte täglich unendlich viele Hoffnungen. Was konnte ein Pfarrer dem anderen entgegensetzen als den Trost, daß die erinnernde Liebe den Tod überwindet, und er mußte dabei der christlichen Glaubenshoffnung in einer Weise Ausdruck geben, wie sie im offiziellen Gedenken so gut wie nicht mehr vorkam.

Gleichwohl glaubten die meisten Deutschen in den Jahren 1941 und 1942 noch an einen Sieg, der das Blutvergießen über kurz oder lang beenden würde. Die militärischen Operationen an allen Fronten verliefen erfolgreich. Stalingrad war noch nicht zum Symbol „verlorener Siege“ geworden, die Luftangriffe auf deutsche Städte hatten noch keine allzu großen Auswirkungen und schürten eher den Haß auf die Kriegsgegner als daß sie die Bevölkerung demoralisierten. „Meckerer“ wurden den Staatsfeinden zugerechnet; wer vom „Frieden“ sprach, riskierte, von den Machthabern, wohl auch schon von den örtlichen Parteigrößen, als Schwarzseher, Feigling, Pazifist oder gar als Defaitist angesehen zu werden. Das Wort „Frieden“ war in ihren Ohren oft schon eine unerlaubte politische Provokation.

Nicht erst durch die Kriegereignisse war auch die evangelische Kirche in eine immer bedrängtere Lage geraten. Schon lange schwelte der Gegensatz zwischen den dem nationalsozialistischen Regime eng verbundenen „Deutschen Christen“ und der „Bekennenden Kirche“, für die eine an ihren Traditionen festhaltende Kirchentreue den Vorrang vor Ideologie und Zeitgeist hatte. Auch in Gönningen war es zu Spannungen zwischen den als reaktionär geltenden konservativen kirchlichen Kreisen und kirchenfernen Parteigenossen und Mitläufern gekommen. Reibereien gab es vor allem zwischen dem Pfarrer und einigen Funktionären, besonders mit zwei aus der Lehrerschaft hervorgegangenen Lokalgrößen, selbst wenn man im persönlichen Verkehr im allgemeinen weiterhin höflich miteinander umging. In einem Dorf wie Gönningen, das immer noch stark vom Pietismus geprägt war, galt der Pfarrer ohnehin als unumstrittene geistige Autorität; Pfarrer Schüle wurde überdies auch von denen, die nicht mehr viel mit der Kirche zu tun haben wollten, durchaus als vornehme und allgemein geachtete Persönlichkeit respektiert, zumal man im ganzen Ort nicht nur seine gefühlstiefen Predigten, sondern auch die große selbstlose Hilfsbereitschaft der Pfarrersfamilie kannte. Der Pfarrer bereitete die durch Unterrichtsausfälle benachteiligten Gönninger Schüler auf den Besuch der Reutlinger Oberschule vor und nahm als Bauernsohn bei seinen Besuchsgängen nicht selten, wo die Männer im Felde standen, einer Bauersfrau beim Heuabladen die Gabel aus der Hand. Frau Ruth Schüle, eine geborene Freiin von Lersner, half in der Samenhändlerfamilie des Kirchengemeinderats Gustav Wagner, dessen drei Söhne an der Front waren, im Winter bei den Versandarbeiten mit. Die Pfarrersleute taten, was sie konnten, um im Ort Not zu lindern, wo immer es möglich war.

Das Verhältnis zwischen dem Pfarrer einerseits und den Parteifunktionären sowie den Vertretern der verschiedenen Organisationen andererseits war deshalb nach außen hin zwar korrekt, der Gönninger Bürgermeister Emil Maier gehörte selbst dem Kirchengemeinderat an. Und Loyalität gegenüber dem – wenn auch fragwürdig gewordenen – Staatswesen gehörte damals noch zu den Selbstverständlichkeiten. Aber die Pfarrberichte⁴ lassen auch die negative Seite dieses Nebeneinanders erkennen: In den Augen des Pfarrers waren vor allem zwei der Lehrer, mit denen er es zu tun hatte, halbgebildete Emporkömmlinge von schwachem Charakter, politische Glücksritter, die ihr Mäntelchen rechtzeitig nach dem Wind gehängt hatten und die nun das große Wort führten, indem sie die Plattheiten der Propaganda kritiklos wiederholten. Zuweilen führten die Meinungsunterschiede auch zu heftigen verbalen Auseinandersetzungen. Es kam zu Kirchenaustritten; der Organist kündigte seinen Dienst, weil er ihn nicht mehr mit seiner Funktion in der Partei vereinbaren konnte, der Pfarrer durfte keinen Religionsunterricht mehr erteilen, ehe er

⁴ Pfarrarchiv Gönningen, Pfarrberichte 1939 ff.

nicht das Treuegelöbnis auf den Führer abgelegt hatte; es wurde ein weltanschaulicher Unterricht in der Schule eingeführt, dem wohl letztlich auch die Anpöbelungen der Kinder und der Haushaltshilfe des Pfarrers durch Schüler der 5. Klasse im Dezember 1942 („Die Pfaffen sollte man alle erschießen!“) zuzuschreiben waren. Pfarrer Schüle hat sich hierüber beim Gemeinderat beschwert, die Sache aber nicht weiter verfolgt.⁵

Es gehörte jedenfalls einiger Mut dazu, sich öffentlich gegen diese Leute zu stellen, hinter denen auch hier der allgegenwärtige Staatsapparat stand. Kirchliche Aktivitäten waren zwar nicht besonders gern gesehen, jedoch mußte der Plan eines Samenhändlerdenkmals mit religiöser Tendenz auch gegen politische Widersacher durchzusetzen sein, da die Berufung auf eine ruhmreiche Vergangenheit ja immerhin zum ständigen Vokabular der Parteiredner gehörte. Daß damit zugleich eine Demonstration gegen ihre Feindseligkeit und gegen die von ihnen geförderte Abkehr von der Kirche verbunden war, ging damals wahrscheinlich nicht jedem auf; viele Gemeindeglieder, der Kirchengemeinderat und andere Anhänger der Bekenntniskirche hatten es aber durchaus verstanden. Tatsächlich galt das Denkmal ja eigentlich weniger den tapferen und heldenhaften Vorfahren als vor allem denjenigen unter den Gönninger Händlern, die so gar nicht dem kämpferischen nationalsozialistischen Idealtyp und der Blut-und-Boden-Ideologie entsprachen. Es konnte dem Pfarrer bei seinen Nachforschungen in den Kirchenbüchern kaum entgangen sein, daß nicht Wagemut und Furchtlosigkeit allein die treibenden Kräfte für die gefährvollen Reisen waren, wie man immer lautstark rühmte. Vielmehr stieß er – mindestens bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts – allenthalben auf die Namen von armen, kranken, innerlich gebrochenen oder zerbrochenen Existenzen, die auf die Handelsreise gehen mußten, weil ihnen gar nichts anderes übrigblieb, und die dabei ums Leben kamen.⁶ Aber das wußte wohl nur Pfarrer Schüle und behielt es im Interesse seines Denkmalsplanes lieber für sich.

„Es war bald zu spüren, daß der Krieg dazu benutzt werden sollte, die Kirche immer mehr aus der Öffentlichkeit auszuschneiden“, schreibt der damalige Landesbischof Theophil Wurm in seinen Lebenserinnerungen.⁷ Der Dienst der Kirche an den Angehörigen der Wehrmacht war nur wenig gefragt, die Sammlung der Adressen und die Versendung von Gemeindeblättern durch die Kirchengemeinden war verboten. Nur Parteiorganisationen sollten mit den im Felde stehenden Gemeindegliedern in Verbindung bleiben. Schon im Jahr 1941 war mit der nicht parteigebundenen bürgerlichen auch die kirchliche Presse ausgeschaltet worden. Dazu kamen immer mehr Maßnahmen, die ganz unmittelbar in das Leben der Kirchengemeinden eingriffen. „Der Beauftragte für den Vierjahresplan, Generalfeldmarschall Göring, hat die Beschla-

⁵ StadtA Rt., Gemeindearchiv Gönningen, Nr. 380.

⁶ Siehe die Auszüge aus den Totenregistern 1728 bis 1903 im Anhang dieses Beitrags.

⁷ Theophil Wurm: *Erinnerungen aus meinem Leben*, Stuttgart 1953, S. 155.

gnahme und Auslieferung sämtlicher Glocken aus Bronze angeordnet, damit unser Volk durch eine genügende Metallreserve gegen alle Möglichkeiten der weiteren Kriegsentwicklung gewappnet ist. Da die weitaus überwiegende Zahl der Bronzeglocken dem kirchlichen Leben dient, sind es die Kirchengemeinden, die zuerst und vor allem von dieser Anordnung betroffen werden. Wir wissen, daß es unsere Gemeinden mit Stolz erfüllt, dieses Opfer für den Führer und das Vaterland bringen zu dürfen [...].“⁸ Im Jahr 1942 mußten in Gönningen die beiden großen Glocken abgeliefert werden. Der Gemeinde blieb nur noch die kleine Cis-Glocke. Es hat vermutlich weder den Ortspfarrer noch den Kirchengemeinderat mit besonderem Stolz erfüllt, die Kirchenglocken für Führer und Vaterland hergeben zu müssen; schon die Aussicht auf die bevorstehende Beschlagnahme hat sicherlich zu dem Wunsch beigetragen, nun erst recht irgend etwas zu tun, was den Maßnahmen zur Verringerung und Verschlechterung des kirchlichen Lebens entgegengesetzt werden konnte.

Aber es gab noch mehr, was viele Menschen verstörte und irritierte. „Im Frühjahr dieses Jahres [1941] hörte man zum ersten Mal munkeln von Maßnahmen, die in Anstalten für Geisteskranke und Schwachsinnige ergriffen würden, um diese Kranken aus dem Leben zu schaffen und das Volk von dieser Last zu befreien“, so Landesbischof Wurm in seinen „Erinnerungen“.⁹ Man hatte wohl auch in Gönningen schon manchmal dunkle Andeutungen über Euthanasie gehört; es gab das Gerücht, daß Pflegerlinge aus der Heilanstalt Stetten nach Grafeneck gebracht worden und dort möglicherweise eines gewaltsamen Todes gestorben seien, aber Genaueres wußte man damals nicht, ebensowenig wußte man oder konnte man wissen, was sich in den Konzentrationslagern abspielte bzw. erst in den letzten Kriegsjahren dort noch abspielen würde. In Gönningen gab es lediglich einige französische Kriegsgefangene, die, soviel war bekannt, hier gut behandelt und versorgt wurden. Es ging also anscheinend trotz aller Gewalt immer noch verhältnismäßig human zu. Doch Sorge, Zweifel, Angst und Ungewißheit bedrückten die Menschen nun immer stärker. In der allgemeinen Unsicherheit wuchs dann wohl auch der Wunsch nach etwas Dauerndem und Beständigem, nach etwas, was nichts mit dem herrschenden Zeitgeist und der täglichen Realität der Todesnachrichten, dafür mit Phänomenen des Menschenlebens und Menschengestes zu tun hatte, die sich in der Geschichte ständig wiederholten und weiterhin wiederholen würden. Der Tod als Befreiung aus Not, Verlassenheit und Lebensangst – eben das war es ja auch, was den Gönninger Samenhändlern so oft widerfahren war und was sich in einem Denkmal zum künstlerischen Ausdruck für eine immer wiederkehrende Situation bringen lassen mußte. Es galt nur noch, auch andere

⁸ Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche, Ausgabe A, Nr. 8 (1940) vom 9. 5. 1940.

⁹ Th. Wurm, *Erinnerungen* (wie Anm. 7), S. 155 ff.

Leute von der Symbolkraft eines solchen Denkmals zu überzeugen und dann einen Künstler zu finden, der so etwas aus christlicher Sicht würde gestalten können.

Martin Scheible wird mit der Ausführung des Denkmals beauftragt

Im Herbst 1941 war Pfarrer Schüles Plan so weit gereift, daß er nun versuchen wollte, ihn in die Tat umzusetzen. So schrieb er also an seinen Freund und Berater in künstlerischen Fragen, den Kirchenrat Kopp in Stuttgart, einen Brief, in dem er ihm sein Vorhaben mitteilte.¹⁰

Lieber Freund!

Gönningen, den 21. 10. 1941

Im Jahre 1943 werden es 215 Jahre, daß auf dem Weg von Memmingen kommend der erste Gönninger Samenhändler tödlich verunglückte. Bis zum heutigen Tag mögen es nun etwa 400 Gönninger sein, die nach ihm auf ihrem Samenhandel in aller Welt zerstreut den Tod gefunden haben. Schon lange trage ich mich mit dem Gedanken, diesen teilweise in erschütternder Weise draußen ums Leben gekommenen Gemeindegliedern ein Denkzeichen zu setzen, erstens, um die Erinnerung an sie lebendig zu erhalten, zweitens, um unter den heutigen Gönningern ein gewisses Ehrgefühl wach zu halten, drittens, um den Zusammenhang zwischen Christentum und Vergangenheit augenscheinlich zu machen. Ich denke also an ein christlich gestaltetes Denkmal, auf dem, in schildernder Weise, das Reisen und Ergehen der auswärts verunglückten Samenhändler sub species aeternitatis dargestellt wird und möchte das Jahr 1943 für diesen Plan ausnutzen.

Vor einigen Wochen war mein Vetter Martin Kautzsch¹¹ hier, dem ich mein Anliegen vortrug und der mit mir die Sache an Ort und Stelle besprach. Aus dem Umkreis seiner Erfahrung nannte er mir den Dresdener Bildhauer Herbert Volwahren, der seines Erachtens wohl im Stande wäre, etwas Derartiges auszuführen. Kautzsch ließ mir die Abbildung eines von Volwahren ausgeführten Grabmals auf dem Friedhof in Dresden-Striesen, das Du vielleicht auch kennst, zugehen. Er hat auf diesem Grabmal, in dem er zwei Kaufleute mit der Waage hinterm Ladentisch und darüber Gott Vater mit der Weltenwaage darstellt, den Ton getroffen, der mir für das Gönninger Denkmal vorschwebt. Als Platz für das Denkmal (aufgestellte Steinplatte) käme die Außenwand der hiesigen Kirche in Frage, und zwar der Teil, wo der Turm mit dem Chor ein zurückspringendes Rechteck bildet. Ich möchte Dich nun fragen, ob Du Vol-

¹⁰ Originale und Kopien des Briefwechsels befinden sich im Pfarramt Gönningen.

¹¹ Dr. Martin Kautzsch war Kunsthistoriker und stand eine Zeitlang der Abteilung „Friedhof und Denkmalpflege“ in der Reichskammer der Bildenden Künste in Berlin vor. Im Jahr 1945, kurz vor Ende des Krieges, ist auch er noch gefallen.

wachsen kennst und aufgrund weiterer Arbeiten empfehlen kannst, oder ob Du einen anderen hierfür in Frage kommenden Künstler namhaft machen kannst. Mit wieviel Tausenden muß man wohl bei der Sache rechnen? Für jeden Rat bin ich Dir sehr dankbar, da mir jede Erfahrung fehlt.

Mit Schmerz habe ich im Tagblatt seinerzeit die Nachricht vom Heldentod Deines Schwiegersohnes in spe gelesen, und möchte Dir und Deiner Familie, zugleich auch im Namen meiner Frau, mein herzlichstes Beileid aussprechen. Der Krieg wird ja für den Pfarrerstand zu einem außerordentlich schweren Aderlaß; gebe Gott, daß er bald ein gutes Ende finde.

Mit herzlichem Gruß

Dein [Ernst Schüle]

An diesem Brief ist interessant, daß Pfarrer Schüle zunächst an einen anderen Bildhauer gedacht hat, den er ebensowenig wie den Ulmer Bildhauer Martin Scheible persönlich kannte. Aufschlußreich ist aber auch vor allem die darin geäußerte Absicht, „unter den heutigen Gönningern ein gewisses Ehrgefühl wachzuhalten“ und „den Zusammenhang zwischen Christentum und Vergangenheit augenscheinlich zu machen“. Damit drückt er klar aus, daß es ihm dabei nicht zuletzt um die Bewahrung und Sichtbarmachung moralischer und religiöser Werte ging, die in der Gegenwart immer mehr zu verflachen drohten. Das Denkmal sollte an eine Vergangenheit erinnern, die noch nicht von einem „angepaßten“, sondern vom frommen Christentum der Vorfahren geprägt war.

Kirchenrat Kopp machte ihn in seiner Antwort auf den Bildhauer Martin Scheible aufmerksam und äußerte, mit bewundernswertem Einfühlungsvermögen, auch schon konkrete Vorstellungen, wie das Denkmal aussehen könnte. Sein Brief vom 11. Dezember 1941 lautete (auszugsweise):

Lieber Freund,

Stuttgart, 11. Dez. 1941

[...] Dein Plan ist schön und wird Deiner neugotischen Kirche, die reichlich fad ist, in ihrem architektonischen Ausdruck einen künstlerischen Akzent geben können, außerdem aber ein historisches und kirchliches Mahnmal schaffen, das der Gemeinde eindrucksvoll sein muß.

An den Dresdener Bildhauer Herbert Volwachs erinnere ich mich kaum dem Namen nach. Seine Leistung ist mir nicht bekannt. In den mir zugänglichen Zeitschriften und Veröffentlichungen kann ich bei Durchsicht (in der z. Z. gebotenen Eile) keine Bilder nach Werken von ihm finden. Ohne Zweifel ist er aber tüchtig, sonst würde ihn Dr. Martin Kautzsch nicht empfehlen.

Wollte man bei einem einheimischen Bildhauer bleiben, so ist allerdings ein für ein solches Relief besonders geeigneter Bildhauer, Martin Scheible von Ulm vorhanden, der eine ungewöhnlich lebensvolle Gestaltungskraft hat und ausgezeichnete Werke gerade in den letzten Jahren zustande brachte (Ulmer Münster – Kanzel, Holzreliefs in der Martin-Luther-Kirche in Ulm, Taufstein

in Truchteltingen). Scheible ist in seinem Schaffen ursprünglich, unabhängig von Vorbildern; und volksnahe Darstellung unakademischer Art ist ihm eigen. Ich könnte mir denken, daß ihm die Gönninger Aufgabe besonders liegt. Thematisch müßte gründlich die dem Künstler zu stellende Aufgabe überlegt werden. Ist jener Unglücksfall und Tod des ersten Samenhändlers dramatisch und zur Darstellung ergiebig? Sind Bilder älterer Samenhändler auf Wanderung vorhanden, auf Grund deren man den Wanderer charakteristisch und typisch mit seinem Gepäck zeigen könnte? Auch über die Art, wie die Szene zur christlichen Verkündigung zu erhöhen ist, müßte man – vorbehaltlich der Vorschläge des Künstlers – sich Gedanken machen, die für die schaffende Phantasie des Künstlers Anreiz geben. Möglich wäre z. B. eine Triptychon-artige Einteilung mit einem breiteren Mittelbild N. T. Inhalts, etwa Kreuz Christi und zwei Reliefs links und rechts: der wandernde (abschiednehmende?) Samenhändler und der am Weg sterbende (zum Kreuz blickende) Gönninger. Dies nur als eine Anregung, über das Programm nachzudenken. Berücksichtigt muß ja auch z. B. werden, ob die Gönninger gewöhnlich Alleinwanderer sind oder in Gemeinschaft (in Begleitung der Frauen?) ihren Handel draußen treiben. Dem Künstler, wer es auch sei, wird Material in die Hand gegeben werden müssen, damit das Mahnmahl heimatnah und anfassend wird, und damit er für die Aufgabe erwärmt wird.

Die Arbeiten Scheibles für Truchteltingen zeigt die neueste Nummer von „Kunst und Kirche“. Ich lasse sie Dir zugehen, vielleicht hast Du sie auch schon im Umlauf. Außerordentliche Leistungen scheinen mir auch seine Reliefs zu Gleichnissen an der Empore der Martin-Luther-Kirche in Ulm. Jetzt arbeitet er an einem Crucifixus für Blaubeuren und kleinen Kanzelreliefs für Gerlingen. Seine frische Produktivität und Intensität im Schaffen ist um so bemerkenswerter, als er in den Sechzigern steht.

Für Dein teilnehmendes Wort zum Kriegsleid in meiner Familie danke ich Dir. Wir müssen in dieser Verschattung des Weges weitergehen und wollen es tun mit der inneren Festigkeit, die wir uns erbitten.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus

Dein G. Kopp

Nachdem Pfarrer Schüle zwischenzeitlich beim Oberkirchenrat in Stuttgart seine Absicht geäußert und angefragt hatte, ob hierzu auch Gelder vom Kirchenenerneuerungsfonds verwendet werden dürfen oder ob die Gelder in einem besonderen Fonds gesammelt werden müssen, und ob der Oberkirchenrat grundsätzlich seine Erlaubnis zur Finanzierung durch die Kirchengemeinde geben würde, wandte er sich am 25. Februar 1942 nun direkt an den Bildhauer Scheible in Ulm. Er teilte ihm seine Absicht mit und fuhr dann fort:

Nun erlaube ich mir die Anfrage, ob Sie bereit wären, der Ausführung eines solchen Mahnmals näherzutreten.

Johann Martin Scheible, Schöpfer des Gönninger Denkmals

„Der letzte große Meister des Ulmer Münsters“, geboren 1873 in Neu-Ulm, gestorben 1954 in Ulm. Martin Scheible erhielt seine handwerkliche Ausbildung zum Steinmetzen bei Professor Heyberger in Ulm. Zunächst arbeitete er als Steinmetz in München und Berlin (dort auch am Wallot-Bau des Reichstages), studierte später einige Semester an der Münchner Akademie der Bildenden Künste bei Professor Wilhelm von Rühmann

und betrieb seit 1901 zusammen mit einem Studienkollegen ein Atelier. 1909 kehrte er in seine Heimatstadt Ulm zurück und eröffnete dort ein Atelier für Steinbildhauerei und Grabmalkunst. 1912 erhielt er die ersten öffentlichen Aufträge. Nach dem Ersten Weltkrieg schuf er Grabmale und Kriegerdenkmale, bald jedoch wurde er mit immer bedeutenderen Arbeiten betraut und



gewann auch mit Holzplastiken und als Maler große Anerkennung. Zunehmend widmete er sich sakraler Kunst. Zahlreiche Werke, so in Ulm, Stuttgart, Bernstadt, Blaubeuren, Dettingen, Freudenstadt, Geislingen, Gerlingen, Illertissen, Kusterdingen, Laupheim, Mariaberg, Neu-Ulm, Pfahlheim, Reutlingen, Truchelfingen, nicht zuletzt aber auch das Samenhändlerdenkmal in der Gönninger Peter- und-Paul-Kirche

zeugen von seinen vielfältigen künstlerischen Fähigkeiten und von seiner großen Meisterschaft. Eine Veröffentlichung zu Leben und Werk des Künstlers ist im Jahr 2001 erschienen (Der Bildhauer Martin Scheible – Die Krippe im Münster, Selbstverlag Mößner-Nachkommen, Brigitte Kärn, Ziegeleistraße 32, 71384 Weinstadt).

Die Gönninger treiben ja heute noch in fast allen Familien das Gewerbe des Samenhandels. Während sie heute im großen und ganzen nur noch Deutschland bereisen, führte sie der Weg bis zum Jahr 1914 in fast alle Länder Europas, ja bis nach Amerika und Asien. Im allgemeinen wanderten sie zu Fuß mit dem grünen Zwerchsack – dem Kennzeichen der Samenhändler – auf dem Rücken und verkauften in dem ihnen zustehenden Himmelsstrich den Samen. Die weiteren Reisen etwa nach Petersburg und Riga, legten sie auf besonderen Wagen zurück, an die sie russische Pferde gespannt hatten oder sie benutzten die Wasserwege wie die Donau auf dem Weg nach Ungarn oder nach Odessa.

Auf diesen weiten und gefahrvollen Fahrten, die sie gewöhnlich im September antraten und von denen sie im April wieder zurückkehrten, kamen sehr viele Unfälle vor. Das eine Mal ertranken zwei Brüder in einem polnischen See, als sie ihre Pferde tränken wollten, das andere Mal versanken sie mit einem Schiff auf der Donau, oder sie starben an der Pest in Ungarn, oder sie wurden um ihres Geldes willen in einem Gasthaus ermordet, oder sie kehrten nicht mehr zurück, ohne daß jemals bekannt wurde, wo und welchen Todes sie unterwegs gestorben sind. Damit Sie sich ein ungefähres Bild machen können, möchte ich Ihnen aus dem Totenregister nur einige Aufzeichnungen mitteilen.

„Am 12. 4. 1748 starb nach ausgestandener kurzer Krankheit im neuen Spital löbl. Kantons Bärn in der Schweiz und wurde im Beisein seines Schwagers ehrlich zur Erde bestattet: Michael Häussler.“

„Am 26. 3. 1782 starb auf dem Samenhandel in Saalfeld: Andreas Leuthe.“

„Am 21. 3. 1785 starb auf der Rückkehr von der Schweiz in Balingen: Johann Georg Wagner.“

„Am 27. 1. 1788 starb in Sardinia: Abraham Kemmler.“

„Am 8. 2. 1790 verunglückte auf dem Samenhandel in Aarburg/Schweiz: Johannes Nädele.“

„Am 28. 2. 1790 sind in Baiza in Ungarn am Faulfieber gestorben 2 Samenhändler: Johann Georg Haubensak und Johann Georg Herrmann.“

„Am 26. 11. 1790 auf dem Samenhandel in Neuchâtel ertrunken: Georg Friedrich Wagner.“

„Am 30. 1. 1793 starb im Banat in Ungarn: Johann Jakob Wagner.“

„Am 5. 4. 1795 starb in der polnischen Stadt Porytuka auf dem Samenhandel: Adam Schub.“

„Am 15. 6. 1811 fand man von Messerstichen verletzt im Mühlgraben in Dinkelsbühl: Johann Jakob Zimmermann.“

„Am 1. 1. 1816 ertrank in Samochwalowitsch in Rußland: Abraham Schweizer.“

Das sind nur einige wenige und völlig wahllos herausgegriffene und verkürzt wiedergegebene Aufzeichnungen des hiesigen Totenbuchs. Gewöhnlich sind den Eintragungen längere Notizen beigegeben, z. B. (24. 3. 1838) „[...] wurde im Haunfluss, Kurhessischen Amts Burghaun tot aufgefunden, ohne daß mit Sicherheit erhoben werden konnte, wie er in den Fluß geraten ist. Tags zuvor war er noch in Gesellschaft des Joh. Schmeissner gereist, am nämlichen Tag war er an benanntem Fluss zurückgeblieben und, ob vorsätzlich oder aus Unachtsamkeit hineingestürzt, ist allein Gott bekannt; er wurde honeste begraben.“ Oder: „Lt. eingelaufenem Todesschein von Adalbert Martinu, Cooperator in Neu-Arad im Banat in Ungarn ist den 30. Jan. 1792 Johann Jakob Wagner unter frommem und andächtigem gegen Himmel abgeschickten Seufzen verschieden und zur Erden auf dem gemeinen Freyhof, wie er im Todeschein genannt wird, bestattet worden. Von seiner Krankheit wird im Todeschein nichts gemeldet“. usw.

Ich denke mir im Anschluß an eine von H. Kirchenrat Kopp gegebene Anregung eine tryptichon-artige Einteilung: auf der linken Seite den wandernden und verkaufenden Samenhändler, in der Mitte: Christus am Kreuz, auf der rechten Seite den „unter frommem und andächtigem gen Himmel gerichteten Seufzen“ im fremden Land und in der Verlassenheit sterbenden Gönninger; darüber, alle drei Teile zusammenfassend: Gott Vater, die Arme ausbreitend und mit Seinen Armen den wandernden und sterbenden Gönninger umschließend. Eine besondere Freude wäre es mir, wenn auch noch der Vers angebracht werden könnte: „Herr Christ, Du bist der rechte Weg zum Himmel und der einzige Steg. Hilf uns Pilgern ins Vaterland, weil Du Dein Blut hast drange wandt.“ (Ges.buch 477,4) Als Platz käme vielleicht die Außenwand der Kirche in Frage, da, wo der vorspringende Turm mit dem Chor ein Rechteck bildet. Über die Einzelheiten ließe sich jedoch noch reden, und die Frage ginge zunächst nur dahin, ob Sie bereit wären, eine solche Aufgabe zu übernehmen.

Scheible ist gern dazu bereit, wenn man ihm ein wenig Zeit dazu läßt.

Sehr geehrter Herr Pfarrer Schüle!

Im Besitze Ihres Schreibens vom 26. Febr. teile ich Ihnen wunschgemäß mit, daß ich sehr gerne diese Arbeit übernehmen würde, wenn dieselbe nicht zu sehr pressant gemacht würde. Der Vorwurf zu dieser Arbeit ist schön und zu hoffen, daß in Stein eine Arbeit entstehen könnte, die alle Teile befriedigen kann.

Wenn Sie mir gelegentlich Größe des Raumes mitteilen könnten u. eventuell, wie hoch die Summe ist, die zur Verfügung stehen würde, könnte ich ja mal eine Skizze anfertigen.

*Weiterer Nachricht entgegensehend grüßt Sie bestens
Ihr Martin Scheible*

Am 22. März 1942 teilt ihm Pfarrer Schüle mit, daß der Oberkirchenrat die Genehmigung zur Aufstellung des geplanten Denkmals gegeben hat. Gleichzeitig bittet er um einen Entwurf, auf Grund dessen der Kirchengemeinderat das Weitere beschließen kann. Er denkt an eine Summe von vielleicht 10 000 RM, erforderlichenfalls könnte wohl auch noch etwas mehr Geld zusammengebracht werden.

Pfarrer Schüle ging es nicht schnell genug. Er mußte ständig mit seiner Einberufung zur Wehrmacht rechnen, womöglich würde ihm dann auch ein Fronteinsatz nicht erspart bleiben. Bevor ihn, durchaus vorstellbar, vielleicht selbst das Schicksal vieler anderer Pfarrer ereilen könnte, nicht wieder zurückzukommen, sollte das Denkmal, *sein* Denkmal, unbedingt fertig werden. Am 29. April drängt er Scheible um eine baldige Stellungnahme:

Entschuldigen Sie bitte, daß ich wegen des Denkmalsentwurfs heute bei Ihnen anfrage. Ich kann mir wohl denken, wie ausgefüllt Ihre Zeit gegenwärtig ist



und wie ein Gedanke reif werden muß, ehe er ans Licht der Öffentlichkeit treten darf. Da aber das Damoklesschwert der Einberufung immer noch über meinem Haupte hängt und sein Fallen auf die Dauer nicht aufgehalten werden kann, wäre ich sehr froh, wenn die Sache so weit gediehen wäre, daß ich die Geldersammlung hätte in die Wege leiten können. Dazu ist aber notwendig ein Kostenvoranschlag und Denkmalsentwurf.

Diesen Entwurf, auf den alle sehr gespannt seien, wolle er fotografieren lassen und an die auswärtigen Geldgeber schicken. Außerdem fragt er an, was es kosten würde, wenn auf dem Denkmal auch noch die Namen der 400 Gönninger mit Sterbetag und Ort angegeben wären.

Das, meint Scheible in seiner Antwort vom 30. April 1942, würde die Kosten allerdings gewaltig erhöhen, weil man allein für das Einhauen eines Buchstabens 35 Pfennig rechnen müßte, hinzu kämen zusätzliche Kosten für Platten, Transport usw. Er werde in den nächsten Tagen die Modellskizzen absenden und fragt an, ob Pfarrer Schüle von diesen Skizzen Fotos herstellen lassen könnte: „Hier bekommt man kaum Filme.“

Solche kriegsbedingten Schwierigkeiten gab es auch in Gönningen. Am 24. Juni 1942 schrieb Pfarrer Schüle an den Kirchenrat Kopp:

*Lieber Freund,
endlich kann ich Dir die Abzüge der 2 von Scheible mir übersandten Modelle zugehen lassen. Ich hätte sie Dir schon länger gern geschickt, aber der hiesige Photograph hat mich sehr lange warten lassen, da er eine Menge Paßbilder vorher zu machen hatte.*

Meinem Eindruck nach werden beide Darstellungspaare der Sache, die sie zum Ausdruck bringen sollen, in ihrer Weise gerecht. Nr. 1 (der gekreuzigte Christus) ist in seiner feinen Geschlossenheit m. E. das wertvollere von beiden, Nr. 2 in seiner erzählenden Art das volkstümlichere und hat darum auch mehr den Beifall des KGR gefunden als Nr. 1. Wenn bei Nr. 2 die Tatsache, daß die Frau beim Abschied ihres Mannes ihn mit ihren Gebeten begleitet, besser zum Ausdruck kommen würde – der Haltung der Frau nach könnte sie ebensogut ihren Mann bitten, dazubleiben – gebe es wohl auch Nr. 2 gegenüber nichts einzuwenden. Der Preis für Nr. 1 ist mit 12 000, der Preis für Nr. 2 mit 10 000 und für ein drittes Modell, das aber nicht in Frage kommt, mit 8000 RM angeben. Meine Kirchengemeinderäte haben sich natürlich über diese Summen

◁ Zwei Entwürfe standen zur Wahl. Der eine (Modell I, hier bereits die endgültige Ausführung mit der Frau im Hintergrund) wurde als bewegterer und gehaltvollerer Entwurf von Kirchenrat Kopp besonders empfohlen. Auf dem anderen (Modell II) streben die Bildtafeln stärker auseinander, und die erscheinende Christusgestalt tritt nicht in eine ähnlich starke Beziehung zum Betrachter wie beim Modell I.

gewundert und wollten den großen Schrecken kriegen. Ich aber bin nach wie vor überzeugt, daß wir das Geld zusammenkriegen und daß die nach Kriegsende in Aussicht genommene gründliche Kirchenerneuerung nicht darunter leiden wird.

Ich wäre Dir nun dankbar, wenn Du mir Deine Ansicht über die beiden Entwürfe mitteilen wolltest.

Noch am gleichen Tag dankt Pfarrer Schüle Martin Scheible für die Modelle, entschuldigt sich für die Verspätung wegen der so lange nicht vom Fotografen erhaltenen Abzüge. Der Kirchengemeinderat habe die beiden ersten Modelle in die engere Wahl gezogen, aber eine endgültige Entscheidung noch nicht gefaßt. Die nötige Geldsumme hoffe er, zusammenzubringen.

Scheible bestätigte den Erhalt dieses Briefes und freut sich, daß die Modellskizzen den Wünschen so nahe gekommen sind, um ausführbar zu sein: „Es ist mir eine rechte Freude, und ich werde bei einem eventuellen Auftrag mit ganzer Freude bei dieser Arbeit sein. Unterdessen hörte ich von dem Gönninger Tuff, der mir für die Architektur und wenn geschlossen auch für die Bildwerke schön zur Geltung des Denkmals verhelfen würde. Ich müßte aber zuvor einmal selbst nach Gönningen kommen und sehen, ob der Tuff für unsere Sache verwendbar ist und um zugleich mit Ihnen in persönlichen Kontakt zu treten.“

Kirchenrat Kopp hat sich, wie er in einem Brief an Pfarrer Schüle am 20. Juli schrieb, über die Meisterung des schwierigen Themas durch Scheible herzlich gefreut: „Er ist der richtige Mann für diese Aufgabe. Du wirst freilich Mühe haben, das Geld aufzubringen, aber wenn Familien von solchen, denen das Denkmal gilt, willig sind kräftig zu stiften, so wirds schon gelingen, und die Gemeinde wird Freude und Herzensansprache von dem schönen Werk erfahren.“

Und im Namen des „Vereins für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Württembergs“ fügte er ein „offizielles“ Gutachten bei, das dem Kirchengemeinderat die Zustimmung zu der großen Geldausgabe erleichtern soll:

Beide Entwürfe des Bildhauers Martin Scheible für das Denkmal der in der Fremde gestorbenen Gönninger Samenhändler sind treffliche künstlerische Leistungen mit klarem Gesamtbild und guten kraftvoll schlichten Einzeldarstellungen.

Entwurf I stellt Auszug und seligen Heimgang des Wanderers unter die Arme des Kreuzes Christi, von welchem Lebenstapferkeit auf schwerem Weg und Sterbenstrost überall geschenkt wird. Die Einsamkeit des Wanderers und der ihn bis ins Sterben begleitende Segen der göttlichen, in Christus erschienenen Barmherzigkeit spricht ohne Zweifel jeden Beschauer stark und nachhaltig an. Dadurch erhält das Denkmal auch eine Allgemeinbedeutung und verkündigt



Die linke und die rechte Bildtafel des Gönninger Denkmals: Auszug des Wanderers (links) und Die Einsamkeit des Wanderers und der ihn bis ins Sterben begleitende Segen der göttlichen Barmherzigkeit (rechts).

Christus, den Gekreuzigten, als Kraft zum Tragen unserer Lasten auf dem Weg unseres Lebens und als seligen Trost unserer Heimfahrt.

Der innere Aufbau und Zusammenhalt des Gesamtentwurfs ist ebenso schön wie seine formale Geschlossenheit. Das Haupt Christi bildet die Spitze eines gleichseitigen Dreiecks, das von den unteren Außenecken der beiden Bildtafeln rechts und links emporsteigt. Die Schrifttafeln zu beiden Seiten geben Gelegenheit, die Stiftungsinschrift und einen Vers (505,3) oder ein Schriftwort getrennt darzubieten (was erwünscht ist). Das Sinnbild der Allgegenwart Gottes ist am Sockel skizziert. Erst am Großmodell wird man beurteilen können, ob es hier am rechten Platz ist.

Entwurf II stellt den Abschied des Samenhändlers von seiner Frau und Christus, beim Tod des Wanderers erscheinend, einander gegenüber. Das Knien der Frau ist nicht ganz eindeutig. Geschieht im Abschiedsschmerz oder im Gebet? Das Aufstützen des Hauptes bei dem Sterbenden läßt zunächst auch die Deutung eines nur träumenden Ausruhens auf der Wanderschaft zu. Auch diese Bildtafeln sind schön, aber sie streben stärker auseinander, da beidemale die Hauptfigur mit dem Rücken gegen die Mitte stehen muß. Die erscheinende Christusgestalt tritt nicht in eine ähnlich starke Beziehung zu dem Betrachter

des Denkmals wie im Entwurf I, bei welchem der Blick des Sterbenden die Bitte veranschaulicht und anregt: Erscheine mir zum Schilde, zum Trost in meinem Tod . . .

Zur Ausführung wird als bewegter und besonders gehaltvoller Entwurf I empfohlen. Man darf davon die Entstehung eines ausgezeichneten Kunstwerks, das niemand gleichgültig und unverständlich bleiben wird, erwarten.

G. Kopp.

Es standen also zwei Entwürfe zur Wahl, von denen der zweite, der mit dem Abschied des Samenhändlers auch eine Frau ins Bild bringt, nicht ganz so aussagekräftig zu sein schien, während der erste wegen des stärker zum Ausdruck kommenden religiösen Inhalts von Kopp besonders empfohlen wurde. Auch Pfarrer Schüle gab diesem Entwurf wegen seiner schönen Geschlossenheit den Vorzug. Die schwierige Entscheidung wurde schließlich aufgrund eines Kompromißvorschlags getroffen, den einer der ins Auge gefaßten auswärtigen Geldgeber bereits im Juli 1942 gemacht hatte.

Anregung von den Geldgebern: Auch eine Samenhändlerin soll im Bild zu sehen sein

Von den abgewanderten Gönninger Samenhändlern, die fast alljährlich im Sommer ihren Heimatort besuchten, stand der in Liegnitz wohnende Kaufmann Rudolf Kemmler als „Kirchenältester“, wie ein Kirchengemeinderat in Schlesien hieß, sowie als Mitglied des „Bruderrats“ der Bekenntniskirche und der niederschlesischen Provinzialsynode auch der Gönninger Kirche und ihrem Pfarrer besonders nahe. Er hing sehr an seiner Heimat und war von Pfarrer Schüles Denkmalsplan sofort eingenommen. Nicht zuletzt die Erinnerung an seine eigene Mutter, Großmutter und Urgroßmutter, die als Samenhändlerinnen und Geschäftsfrauen viel zum erfolgreichen Aufbau der im Jahr 1852 von seinem Großvater Titus Herrmann in Schlesien begründeten Firma beigetragen hatten, veranlaßten ihn zu der Bitte, doch auf jeden Fall auch eine Frau auf dem Bild in Erscheinung treten zu lassen. Pfarrer Schüle hat sich im Sommer 1942 mit ihm über die Denkmalsentwürfe unterhalten und beschreibt ihm am 26. August 1942 in einem ausführlichen Brief noch einmal die beiden Modelle. Die Beratungen und Besprechungen mit den zuständigen Stellen seien jetzt soweit gediehen, daß nunmehr der Auftrag dem Künstler unmittelbar erteilt werden könne. Dann fährt er fort:

Über Ihren Wunsch, auch die Frau als am Samenhandel mitbeteiligt auf dem Denkmal zu verewigen, habe ich mit dem Künstler gesprochen, und er hat die Möglichkeit dazu bejaht. Das Denkmal, das als Ausklang einer vielleicht zu Ende gehenden großen Epoche der Heimatgeschichte monumentale

Bedeutung haben soll, hat eine Gesamthöhe von 3,80 m und eine Breite von 3,00 m.

Und nun erlaube ich mir die Anfrage, ehe die Arbeit zur Ausführung übertragen wird, ob Sie den Betrag von ca. 7000 RM als sicher in Aussicht stellen können. Das Denkmal, das in Gönninger erstklassigem Tuff ausgeführt werden wird, wird 12 000 RM kosten, den Rest jedoch von 5000 RM würde die Kirchenpflege tragen können. Die Ausgaben, die im Verhältnis zu dem, was geschaffen werden soll, nicht zu hoch sind, würden doch unsere Leistungskraft übersteigen und jedenfalls zunächst manche Unannehmlichkeiten mit sich bringen. Dank Ihres großzügigen und gütigen Angebots würde nun etwas Schönes entstehen, in dem zugleich die auswärtigen Gönninger sich ein Mal der Heimattreue setzen würden. Für alle Ihre Bemühungen sage ich Ihnen schon im Voraus meinen herzlichsten Dank. Möge das entstandene Werk dann auch die Treue der Stifter und ihre Verbundenheit mit der Heimat durch viele Generationen hindurch dem Beschauer preisen. [...]

*Mit herzlichen Grüßen und besten Wünschen
Ihr dankb. erg. [E. Schüle]*

Die Antwort kam kurz darauf.

*Sehr geehrter Herr Pfarrer! Bad Kudowa b. Glatz, den 5. 9. 1942
Ihr ausführliches Schreiben vom 26.8. ist mir heute hierher, wo ich mich z. Zt. auf einige Wochen zur Kur aufhalte, nachgeschickt worden. Ich freue mich außerordentlich, daß Sie die Denkmalsfrage so energisch vorwärtstreiben und daß sie bereits so weit gediehen ist, daß nur noch der Auftrag erteilt zu werden braucht.*

Wie ich Ihnen mündlich in Gönningen versicherte, bin ich bereit, M 1000,- sofort zur Verfügung zu stellen und, wenn Not am Mann ist, später bei der Endabrechnung mich noch einmal zu melden. Ich habe inzwischen mit zwei auswärtig wohnenden Gönningern gesprochen: Wagner-Görlitz und Wagner-Bautzen. Jeder sagte mir einen Betrag von einigen hundert Mark zu. Ich habe absolut keine Bedenken, daß der Betrag von M 7000,- nicht zusammen kommen könnte. Bedenken bestehen jedoch bei mir wegen dem Rundschreiben, das vielleicht als Aufforderung zu einer Sammlung aufgefaßt werden könnte, in Kreisen, die uns vielleicht nicht so wohlgesinnt sind.¹² Und gegen bestehende Verordnungen möchte ich keinesfalls verstoßen.

¹² Wer waren die „Kreise, die uns vielleicht nicht so wohlgesinnt sind“? Bei dem anhaltenden Druck von Staat und Partei mußte man damit rechnen, daß über die rechtliche Stellung der Kirchen und über ihre finanziellen Angelegenheiten Bestimmungen erlassen würden, die im Widerspruch zum bisherigen Staatskirchenrecht standen, wie sich in Ostdeutschland bereits bei der Neubesiedelung des Warthegaus gezeigt hatte. Doch auch abgesehen davon riefen Spenden für kirchliche Zwecke, also nicht für Winterhilfswerke, NS-Volkswohlfahrt oder ähnliche Einrichtungen, nur allzu leicht Denunzianten auf den Plan, die einen Spender,

Vielleicht wäre es praktischer, wenn die ortsansässigen Verwandten sich mit den nach auswärts Verzogenen brieflich in Verbindung setzen würden. Die Überweisung des vorgesehenen Betrages könnte ja dann nach Abruf erfolgen. Wie ist Ihre Meinung oder die Ihres Kirchengemeinderates zu diesem Vorschlag?

Über den Entwurf selbst und die Art der Ausführung möchte ich mich nicht weiter äußern. Alles befindet sich in ganz gewissenhaften, besten Händen. Daß meine bescheidene Anregung, der Frauen in irgendeiner Form zu gedenken, Berücksichtigung finden wird, freut mich sehr, und bestimmt auch die mitbeteiligten Kreise.

Und nun wünsche ich weiter recht gute Erfolge, erwarte gern Nachrichten über den ferneren Verlauf und bin mit herzlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Rudolf Kemmler

Dieser Brief gab, wie aus dem Protokoll der Kirchengemeinderatssitzung vom September 1942 hervorgeht, den Ausschlag sowohl für die endgültige Entscheidung zur Ausführung von Entwurf I als auch dafür, daß der Kirchengemeinderat nun seinerseits ebenfalls die Finanzierung für gesichert ansehen und zustimmen konnte. Wenn 7000 RM aus Spenden zusammenkämen, würde auch der Betrag von 5000 RM aus Mitteln des Kirchenerneuerungsfonds bereitgestellt werden. Auch der Oberkirchenrat in Stuttgart war mit Entwurf und Ausführung des Denkmals durch Martin Scheible einverstanden und genehmigte am 21. September 1942 den Beschluß des Gönninger Kirchengemeinderats. Bei der Aufstellung sollte wie bisher der Hauptsachverständige des „Vereins für christliche Kunst“, Professor Seytter, zu Rate gezogen werden. Seinem Freund Kopp hatte Pfarrer Schüle schon am 27. Juli 1942 erfreut mitgeteilt:

Sehr herzlich danke ich Dir für Deinen Brief und die ausgezeichnete Beschreibung der Entwürfe. Ich werde meinen Kirchengemeinderäten damit den Star stechen können. Allerdings hat sich inzwischen die Geldfrage auf die denkbar

zumal wenn es sich wie bei Rudolf Kemmler um einen in der Bekenntniskirche engagierten Nichtparteigenossen handelte, der obendrein auch noch Freimaurer war, politisch anschwärzen konnten. Auch ein von mißgünstigen und mißtrauischen Beobachtern umgebener Pfarrer mußte darauf achten, keine Unannehmlichkeiten zu bekommen, wenn er womöglich an den Vorschriften vorbei eine Sammlung durchführte, die ihn und die Beteiligten hätte kompromittieren können. An die im Ausland wohnenden ehemaligen Gönninger hätte er sowieso persönlich nicht schreiben können. Und in Gönningen selbst konnte er zu Geldspenden ebenfalls kaum aufrufen, wenn er nicht die allenfalls ansprechbaren Familien, die noch verwandtschaftliche Beziehungen ins Ausland hatten, in Konflikte bringen wollte.

angenehmste Weise geregelt. Die auswärts wohnenden, teilweise sehr vermöglichen Gönninger haben es übernommen, das Denkmal von sich aus zu stiften, so daß die Kirchengemeinde selbst nicht mehr belastet werden muß oder bloß noch in einer Weise, der sie ohne weiteres gewachsen ist. Von den Stiftern wurde jedoch die Bitte ausgesprochen, auch die Frau, die beim Samenhandel treulich mitgeholfen und große Opfer gebracht hat, auf dem Denkmal, wenn es möglich wäre, zu verewigen. Ob sich das noch machen läßt? Herr Scheible schrieb mir vor längerer Zeit, er würde gern einmal persönlich hierher kommen, um den Platz und den Gönninger Stein an Ort und Stelle zu sehen [...] Scheible denkt an Verwendung des Gönninger Tuffsteins, falls er hierzu geeignet ist [...].

Noch während er diesen Brief schrieb, kam eine Postkarte, mit der Martin Scheible seinen Besuch ankündigte. Er käme mit der Bahn von Ulm nach Station Lichtenstein, um beim Fußweg nach Gönningen unterwegs noch die Steinbrüche ansehen zu können. Die Postkarte ist wegen der vielsagenden Anführungszeichen bei seinem ironisch nachgeschobenen Hitler-Gruß für das schon bestehende freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden recht bezeichnend.

Pfarrer Schüle sah also von einem Rundschreiben ab und wandte sich nun seinerseits erst einmal an einige weitere in Betracht kommende auswärtige Gönninger. Ein bewährter Stifter war der später durch seine bedeutenden Kunstsammlungen bekannt gewordene Ernst Ziegler in München, Inhaber der Erfurter Firma Ottomar und Ernst Ziegler. Wieder schilderte der Pfarrer seine Absicht und fragte an, ob auch er und gegebenenfalls mit welchem Betrag dem Kreis der Stifter beitreten würde. Auch diesmal erhielt er eine Zusage:

Sehr geehrter Herr Pfarrer Schüle!

München, Elisabethstr. 34

24. 11. 42

Erst heute nach langer Krankheit – Lungenentzündung – komme ich dazu, Ihr w. Schreiben vom 29.10. zu beantworten. Auch ich werde mich selbstverständlich nicht ausschließen, wenn es um eine Angelegenheit zur Hebung der Heimat geht und bewillige ich

RM 1000,- (eintausend Mark)

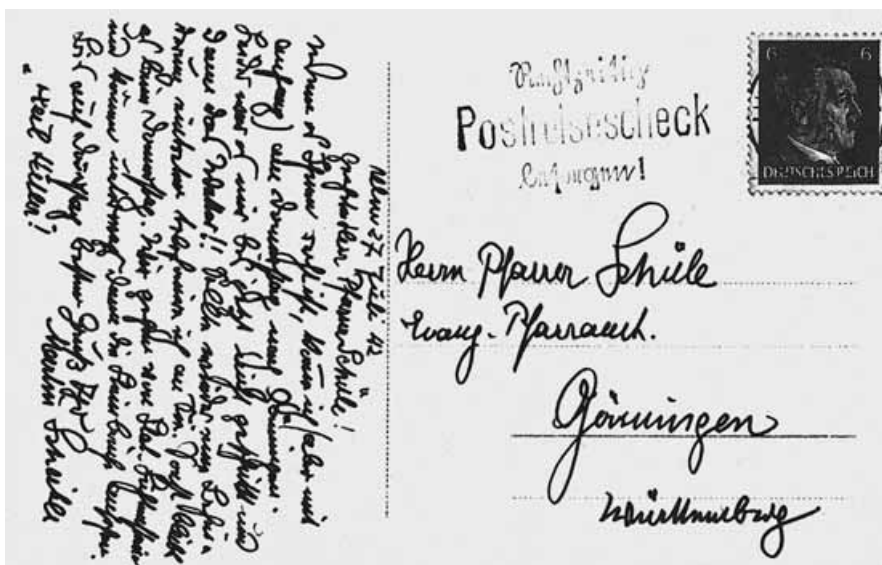
für das bereits projektierte Denkmal.

Wäre dessen Aufstellung nicht besser bis nach dem Krieg zurückgestellt worden?

Mit freundl. Grüßen

Ihr sehr ergebener

Ziegler.



Postkarte vom 27. Juli 1942: Martin Scheible kündigt seinen Besuch in Gönningen an. Bezeichnend für das zwischen ihm und Pfarrer Schule bestehende Vertrauensverhältnis ist der ironisch nachgeschobene Hitlergruß.

Noch eine weitere (spätere) Zusage ist aus den Akten ersichtlich:

Ernst Wagner, Fabrikant
Reutlingen, Panoramastr. 19

Reutlingen, 26. Juli 1943

Evang. Pfarramt Gönningen.

Ihr Schreiben vom 10. ds. Mts. habe ich rechtzeitig erhalten. Leider war es mir bisher nicht möglich, solches zu beantworten, nachdem ich gesundheitlich nicht auf der Höhe war.

Daß die Kirchengemeinde Gönningen ihren gefaßten Plan, den in Ausübung ihres Berufes auswärts gestorbenen und beerdigten Gönninger Samenhändlern ein Denkmal zu errichten [verwirklichen will], freut mich sehr. Ich persönlich weiß die Größe des Fleißes und der Opfer zu schätzen, die unsere Vorfahren auf sich genommen haben, nachdem ich in meinen Jugendjahren selbst auf die Wanderschaft ging und nach jahrelanger Tätigkeit, darunter auch mehrere Jahre im Ausland, in die Heimat zurückkehrte und ein Unternehmen aus kleinsten Anfängen heraus gründete und aufbaute. Den Lebenden und Kommenden kann der besondere Berufsfleiß unserer Vorfahren durch ein Denkmal am besten vor Augen gestellt werden, Reden und Worte vergißt man zu

schnell. Als Beitrag für dieses Denkmal lasse ich auf Ihr Postscheckkonto den Betrag von

RM 500,- (i. W. Fünfhundert Reichsmark)

überweisen. Ich bitte um Kenntnisnahme und begrüße Sie mit der Kirchengemeinde freundlichst mit vorzüglicher Hochachtung

Ernst Wagner

Pfarrer Schüles Anliegen: Das Sichtbarmachen der Todesangst

Nachdem nun die Finanzierung als gesichert gelten konnte und der Oberkirchenrat seine Zustimmung gegeben hatte, stand der Ausführung des Auftrages nichts mehr im Wege. Immer wieder drängte Pfarrer Schüle den Bildhauer, die Arbeit möglichst schnell fertigzustellen, weil er nicht sicher war, wann er den Einberufungsbefehl erhalten würde und die Sache vorher soweit haben wollte, daß er „ihretwegen ruhig gehen könne“. Mit dem Entwurf, der auch die Samenhändlerin ins Bild brachte, war er sehr einverstanden; die Proportionen der einzelnen Bildelemente ergaben einen überaus glücklichen ästhetischen Gesamteindruck.

Daß es ihm aber noch um mehr ging als um diesen künstlerischen Aspekt, nämlich um die Sichtbarmachung des Schreckens und der Todesangst, geht aus dem Brief hervor, mit dem er sich bei Kopp für dessen Stellungnahme und ein beigefügtes, ähnlich lautendes Gutachten von Professor Seytter bedankte.

Dennoch habe ich ein Bedenken, das ich von Anfang an spürte, ohne es klar ausdrücken zu können. Mir kommt die Furchtbarkeit des Todes, die ja gerade draußen den Gönningern besonders krass entgegentrat, nicht genügend zum Ausdruck. Es war ja für sie fast nie ein natürlicher Tod infolge Alters, sondern meist ein Tod, hervorgerufen durch Seuchen, Unglück oder Verbrechen. Daß ein Samenhändler nicht mehr nach Hause kam und verschollen blieb, bis man seine Leiche unter einem Baum oder in einer Dunstlage verscharrt, von Messerstichen durchlöchert, fand oder daß ein Samenhändler im fremden Land bei der Pferdetränke vor den Augen des Bruders umkam, ohne daß dieser ihm Hilfe bringen konnte, ist nicht vereinzelt. Nun drückt Entwurf I zwar wohl die Verlassenheit im Sterben, wie auch Du schriebst, sehr schön aus, jedoch das Grauerregende, das mit dem Tod auf den wandernden Samenhändler zukam, kommt in ihm nicht zum Ausdruck. Die Haltung des einsam Zusammengebrochenen deutet das noch nicht an und vermittelt dem Beschauer keinen Eindruck davon. Das Ganze ist mir zu brav.

Nun kam mir der Gedanke, ob das Schaudererregende dieses Sterbens nicht durch die Gestalt eines Fabeltieres, etwa eines Drachen, ausgedrückt werden könnte, der seinen Rachen weit aufreißt, während ihm zwei wandernde Samenhändler entgegenkommen. Sie könnten etwa gerade in dem Moment dar-

gestellt werden, als sie des Drachens ansichtig werden. Der eine erkennt soeben die ganze Furchtbarkeit der Lage, während der andere noch, befriedigt über einen eben abgeschlossenen guten Handel erst zum Bewußtsein der grauenhaften Lage gebracht werden muß. [...]

Nachdem die Besprechungen schon so weit gediehen sind, fällt es mir nicht leicht, meinen Einwand noch anzubringen. Aber, wie gesagt, ich war mir lange Zeit selbst nicht klar, und vor allen Dingen konnte ich keinen Vorschlag machen, der dem, was ich meinte, gerecht geworden wäre. Ob mein Vorschlag in Stein ausführbar ist und ob er als Grundlage für einen neuen Entwurf sich eignet, bitte ich Dich zu prüfen. Ich habe den Eindruck, Scheible würde es nicht schwer nehmen, sich an einen neuen Gedanken zu wagen, und vielleicht gelingt es ihm, auch hier etwas ähnlich Geschlossenes zu Stande zu bringen, wie er es in seinem Entwurf I so meisterhaft gemacht hat.

Herr Scheible war ja letzten Donnerstag nun selber hier. Es war mir eine Freude, diesen rüstigen und urwüchsigen Mann zusammen mit seiner wohlthuend besorgten und soliden Frau (es könnte eine Pfarrfrau sein) kennen gelernt zu haben. Über mein Anliegen konnte ich damals noch nicht mit ihm reden. Kannst Du ihm gegenüber etwas erwähnen, wenn Du nach Ulm kommst? Ich selber möchte erst Dein Urteil abwarten. Was er über den Gönninger Stein denkt, wird er Dir wohl selber sagen. [...]

Die Überlegung, das plötzliche Erschrecken vor dem Grauerregenden des Todes in dieser Weise darstellen lassen zu wollen, mutet uns heute vielleicht seltsam an, doch ist sie wohl wiederum auf Pfarrer Schüles Wunsch zurückzuführen, daß das Denkmal zugleich etwas Nicht-Zeitgebundenes, Sinnbildhaftes ausdrücken sollte. Der Drache galt in vielen Mythologien als Symbol des Bösen; in der Kunst wurde er oft als ein von Christus, dem Erzengel Michael oder dem heiligen Georg besiegtter Widersacher der Schöpfungsmächte dargestellt, aber in dem vorliegenden, doch wesentlich bescheideneren Zusammenhang hätte ein solches Bild sicherlich leicht zu Mißdeutungen führen können, ganz abgesehen von den künstlerischen Schwierigkeiten, die sich bei der Ausführung in Stein einem Bildhauer entgegengestellt hätten. Man ersieht aber auch hieraus, wie sehr Pfarrer Schüle die geistige Überhöhung der Darstellung eines historischen Ereignisses ins Zeitlose am Herzen lag. Kirchenrat Kopp erkannte die Problematik des Vorschlages und antwortete:

Lieber Freund,

am letzten Donnerstag war ich bei Scheible in Ulm. [...] Wir haben den Inhalt Deines Briefes besprochen.

Die Mannigfaltigkeit und Furchtbarkeit des Todes der 400 Gestorbenen, die in der Fremde ums Leben gekommen sind, läßt sich mit den Mitteln der Plastik nicht fassen. Die von Dir vorgeschlagene Einführung eines Drachens mit schon

getöteten Opfern führt m. E. ins Mythologische und wird von dem naiven Beschauer falsch verstanden. Den Tod und seine Schrecken kann man nicht eigentlich unter dem Bild eines Drachens veranschaulichen, denn dieses Fabeltier verkörpert mehr die teuflische Macht des Bösen und den Höllenschlund. Ein gemaltes Bild könnte bei entsprechendem Umfang vielleicht mehr realistische Darstellungen zum Thema geben. Ein Steindenkmal hat die größere Dauer und am Äußeren auch die allgemeine Wirkung in der Öffentlichkeit für sich, was heute, da man die kirchliche Verkündigung und Arbeit hermetisch von dieser Öffentlichkeit abschließen will, sehr wichtig ist. Aber die Kunst des Bildhauers verlangt, wenn sie wahrhaft monumental sein und starke Eindrücke geben soll, recht starke Vereinfachung und Konzentration. Ich habe es als einen besonderen Vorzug von Entwurf I angesehen, daß da die vielen Samenhändler in einem personifiziert und typisiert sind, der hineinwandert in eine unsichere Welt und der einen Tod stirbt. Als Typus für alle kann freilich sein Sterben nicht individualisiert werden als Unglücksfall, Ermordung usw. Es bleibt in einer gewissen Allgemeinheit, sonst würde es ja den Charakter des „Marterls“ eines Einzelnen erhalten. Aber Scheible versicherte mich, daß in der Großausführung der Ausdruck des Sterbens, die Todessituation noch um vieles eindrücklicher würde, auch wenn der Tod nicht in persona – was immerhin möglich wäre – hinzugefügt würde. Eine Bereicherung durch weitere Figuren würde ich aber nicht für einen Gewinn halten. Der Entwurf I in seiner jetzigen Grundform scheint mir eine ganz hervorragende Lösung zu sein, bei deren Durchführung ich mir bei der alles Vertrauen verdienenden Gestaltungskraft Scheibles das beste Gelingen für die ganze Denkmalabsicht verspreche. Bezüglich des Steines hat mich Scheible überzeugt, daß die Gönninger Brüche das geschlossene feinkörnige Material liefern können, und ich nehme an, daß zu diesem Zweck schon aus Lokalpatriotismus und um der Werbung willen das Allerbeste aus dem Bruch zur Verfügung gestellt wird. Ich kann nur raten, Entwurf I in Auftrag zu geben. Zunächst würde es sich dann um ein Großmodell dafür handeln. Im schriftlichen Preis müßte Größe, Preis und Material genannt sein. Das Großmodell sollte dann vor der Ausführung noch einmal von uns besichtigt werden, wozu man sich wohl in Ulm zusammenfinden würde.

Mit herzlichem Gruß

Dein G. Kopp

Kurz vor Anbringung des Denkmals: ein Standortwechsel

Es kommt im Sommer 1943 nochmals zu einer Besichtigung des Modells in Ulm, bei der auch Professor Seytter anwesend ist. Gleich nach Fertigstellung eines schon vor einiger Zeit begonnenen größeren Werkes für die Stuttgarter Stiftskirche, kurz nach Neujahr, beginnt Scheible mit der Arbeit an dem Gön-

ninger Denkmal. Obwohl diese umfangreicher geworden ist als ursprünglich erwartet, hält sich Martin Scheible streng an den von ihm genannten Preis von 12 000 RM. Ein Vertrag, der beurkundet hätte werden müssen, was Zeit und Geld gekostet hätte, wird nicht abgeschlossen.

Scheible hatte im Dezember 1942 den Pfarrer noch um Übersendung der endgültigen Fassung der Inschrift gebeten, die das Denkmal erhalten sollte. Sie lautete, nach einer kleinen, von Schüle selbst vorgenommenen Korrektur der Verse, jetzt

*Sie trugen den Samen
durch die Welt,
erwarben damit
viel Gut und Geld.
Zuletzt ihnen doch nur eines blieb:
Gottes Gnad und Jesu Lieb.*

*Zur Erinnerung
an die 244 in Ausübung ihres
Berufes in Russland, Ungarn,
Oesterreich, Schweiz, Amerika
und Dänemark verstorbenen
und nicht in die Heimat
überführten Gönninger
Samenhändler.*

Es sieht aus, als sei die Zahl „244“ in der Denkmalsinschrift nachträglich eingefügt oder verändert worden. Daß die ursprünglich angenommene Zahl von 400 Verstorbenen jetzt nur noch mit 244 angegeben wird, hängt vermutlich damit zusammen, daß Pfarrer Schüle eine nochmalige Überprüfung der Eintragungen im Totenregister vorgenommen hat und nun nur noch die Namen derjenigen Händler und Händlerinnen registriert hat, die zweifelsfrei auf einer *Handelsreise* umgekommen waren. Die Verschollenen, Ausgewanderten, die, von denen man nichts Genaueres mehr wußte, oder eben auch die nicht im kirchlichen Totenbuch Vermerkten wurden also jetzt nicht mehr berücksichtigt.

Aber viel Zeit, sich weiter um die Denkmalsangelegenheit zu kümmern, hatte der Pfarrer nicht, da er im August 1943, wie längst erwartet, den Einberufungsbefehl erhielt. Die Last der Verantwortung für die in Kürze bevorstehende glückliche Anbringung des Denkmals lag nun bei den Kirchengemeinderäten, insbesondere aber bei Frau Ruth Schüle, die von Anfang an mit großer Anteilnahme hinter dem Projekt gestanden hatte. Im September, spätestens im Oktober sollte die feierliche Denkmalseinweihung stattfinden.

Hatten einige Leute in Gönningen nur darauf gewartet, daß der Pfarrer weg war (Bürgermeister Maier war ebenfalls bereits eingezogen), um im letzten Augenblick die Anbringung des Denkmals an der Außenwand der Kirche zu verhindern? Paßte ihnen die fromme Inschrift nicht oder ging es ihnen nur darum, die Kirche nach außen hin nicht durch das Denkmal aufzuwerten? Es läßt sich heute nicht mehr feststellen, welche Gründe letztlich dazu geführt haben, daß das Denkmal nicht außen, sondern im Kircheninneren angebracht wurde. Die Kirchenkonventsprotokolle wurden erst wieder im Frühjahr 1944 weitergeführt, über die Zwischenzeit liegt nur ein pauschaler Bericht des

Dekans vor, in dem von einem glücklichen „Zufall“ die Rede ist.¹³ Vielleicht waren Putz und Mauerwerk des Turmes nicht für die Anbringung geeignet? Oder dachte man schon an die Kirchenrenovierung und die Anbringung eines Denkmals für die Kriegstoten als Gegenstück auf der anderen Seite? Sicherlich war es aber nicht die Sorge, das Denkmal könnte durch Kriegseinwirkungen beschädigt werden; daran dachte damals wohl noch niemand. Der Vorplatz galt als öffentlicher Spielplatz, auf dem Jugendliche nicht noch dazu angehalten werden sollten, Rücksicht auf ein gefährdetes religiöses Kunstwerk zu nehmen. Jedenfalls muß es in diesen Wochen aber doch wohl noch Scherereien mit den „derzeitigen Machthabern“, vermutlich den örtlichen Parteigrößen, gegeben haben. Das geht zumindest aus dem Brief¹⁴ hervor, den Martin Scheible am 3. September 1943 an Kirchenrat Kopp richtete:

Frau Pfarrer schrieb mir, daß, um allen Streitigkeiten aus dem Weg zu gehen, man nun zu dem Entschluß kam, das Denkmal in der Kirche selbst aufzustellen, was dann am Mittwoch bei meinem Besuche dort in Anwesenheit mehrerer Kirchengemeinderäte definitiv beschlossen wurde. Ich selbst bin nun nach Einsichtnahme der Verhältnisse zu der Überzeugung gekommen, daß es für das Denkmal am besten sei, vor Beschädigungen verschont zu bleiben, wenn es an der schönen großen Wand neben der Kanzel angebracht sein wird. Es ist wirklich ein viel schönerer und würdigerer Platz für dieses Gedenkmal als der an der Außenseite des Turmes. Hätte man zu Beginn der Auftragsverhandlungen gewußt, daß auch in der Kirche selbst ein so günstiger Platz vorhanden ist, hätte man das Denkmal vielleicht etwas anders gestalten können, etwa in den Maßen der Ausladungen. Das Denkmal wird nun so an diesem Platze angebracht, daß es für immer bleibe, also nicht nach dem Kriege nach der Turmwand verbracht und dort angebracht wird. Es verdienen die Gönninger derzeitigen Machthaber und auch vielleicht andere Querköpfe nicht, daß man dem Gesicht des Ortes einen neuen und dadurch schöneren Ausdruck gibt, wenn man dem sonst wenig anzusehenden Ort etwas Besseres anheftet. Die Stimmung in der Gönninger Kirche ist eine tiefe, und der Chor mit seinem herrlichen Cruzifixus wunderschön, was aber nicht hindert, wenn man im Seitenschiff eine weitere künstlerische Arbeit zu sehen bekommt, denn im Schiff der Kirche ist ja überhaupt nichts für das suchende Auge zu sehen. Es ist daher ein glücklicher Gedanke als Ausweg aus der entstandenen Verlegenheit, auch dem Kircheninneren einen Schmuck zu geben, und da die Beleuchtung durch ein cirka einen Meter weiter vorliegendes Fenster eine vorzügliche ist, wird das Denkmal eine viel größere Wirkung erzielen als an

¹³ Mit Schreibmaschine geschriebener Bericht von Dekan Keppler, eingefügt in die Kirchenkonventsprotokolle von 1944, Pfarrarchiv Gönningen.

¹⁴ Freundlichst überlassen von Herrn Werner Schurr, Ulm.

der von hohen Bäumen beschatteten Wand des Turmes. Der Außenplatz ist ja nicht schön, und da es zugleich der Tummelplatz der Gönninger Buben und Mädels ist, kann man sich denken, daß [man sich] in ewiger Angst vor Beschädigung und Beschmutzung des Males durch dieselben befindet. So aber wird es vor Wetterschaden und sonstigem Unheil verschont bleiben und, wie wir alle hoffen, für viele Jahrhunderte ein Schmuck der Kirche und ein besinnliches Mal für die Kirchenbesucher bleiben. Ein späteres Kriegermal hätte an der Wand gegenüber der Kanzel dann ebenfalls einen schönen Platz. Nun, da muß die Gemeinde noch warten, bis wir Frieden haben, und ein solcher wird nach den neuesten Ereignissen nicht mit Riesenschritten daherstürmen [...].

Die Anbringung und Einweihung des Denkmals am 24. Oktober 1943

Das Denkmal kam also nun im Kircheninneren an die Wand neben der Kanzel. Ernst Schüle konnte an der feierlichen Einweihung seines Denkmals nicht mehr persönlich teilnehmen. Als Fahnenjunker-Unteroffizier in Müllheim war er am 24. Oktober 1943, dem Tag des großen Ereignisses, nur in Gedanken in Gönningen bei seiner Gemeinde, aber man kann sich leicht vorstellen, daß ihn trotz allem nun auch eine große Genugtuung erfüllt hat, als er zu diesem Anlaß nach Gönningen schrieb:

*Liebe Gemeinde, Müllheim, den 23. Oktober 1943
sehr gern wäre ich am heutigen Tag bei Euch gewesen und hätte in meiner geliebten Kirche anläßlich der Denkmaleinweihung meines Amtes gewaltet. Leider ist das nicht möglich; so grüße ich Euch auf diese Weise in der Verbundenheit des Glaubens und der Liebe aus der Ferne aufs Herzlichste.
Es ist mir persönlich eine große Freude, daß der Plan, unser Gotteshaus zu verschönern, dank der Mithilfe vieler Beteiligten mitten im Krieg hat Wirklichkeit werden dürfen, und es ist mir ein herzliches Bedürfnis, Ihnen allen am heutigen Tage auch auf diesem Weg herzlich Dank zu sagen. Herzlich danke ich allen, die durch ihre Gaben zur Ausführung des Planes beigetragen haben, dem Kirchengemeinderat, der den Gedanken im Zug der geplanten und leider zur Zeit nicht durchführbaren Kirchenerneuerung, die Kirche wenigstens anfangsweise zu verschönern, warm unterstützte, dem Künstler, Herrn Scheible, der ein so wundervolles Werk geschaffen hat, Herrn Maurermeister Schäfer, der trotz vieler anderer Arbeiten mit seinem Sohn das Denkmal aufgestellt hat, und nicht zuletzt der treuen Mesnerin, der lieben Frau Herrmann, die mit der Reinigung der Kirche so viel Mühe hatte und die allezeit fröhlich tut, was ihr Amt am Gotteshaus ihr an Arbeit bringt.
Fröhliche Feste zu feiern, dazu ist die Zeit zu ernst. Die zahlreichen Menschen, die aus den zerstörten Städten im Rheinland nun auch unter Euch wohnen, er-*

Von der Alb zum Neckar

≠ Gönningen. Im Bürgeraal des Rathhauses trafen sich letzten Samstagabend die Führer und Angehörigen der Land-Lutschugemeinschaften unserer Gemeinde. R.-Gemeindeguppenführer G. Schlauch führte die Frauen und Männer in ihr neues Aufgabengebiet ein und ermahnte sie in eindringlichen Worten, jederzeit ihre Pflicht bis zum Aeußersten zu erfüllen. — Am letzten Sonntagvormittag fand die feierliche Enthüllung eines Reliefs, das dem Gedächtnis der weit über 200 in der Fremde verstorbenen Gönninger Samenbändler gewidmet wurde, statt.

≠ Oesdingen. Am vergangenen Mittwoch sprach in einer öffentlichen Versammlung im vollbesetzten Gasthaus zur „Neckarau“ Kreisredner Hg. Weinmann, Reutlingen. In seinen Ausführungen schilderte der Redner in kurzen Zügen den bisherigen Verlauf des Krieges und zeichnete mit klaren Worten die englischen Kampfmittel. Im Mittelpunkt der Rede standen die Ausführungen über unsern Hauptfeind — das internationale Judentum, das nach Weltbeherrschung strebt und uns vernichten will. Der Bericht zur Lage war

getragen von dem Orator an den deutschen Sieg. Wir in der Heimat nehmen die Front als Beispiel und zeigen Haltung durch Vertrauen und Glauben an die Führung. Der Führer führt und bestimmt dem Ziel, dem Sieg entgegen. Ortsgruppenleiter Hg. Maier schloß die Versammlung mit der Führerehrung.

≠ Erpfingen. Die hiesigen Märkte, die schon immer zu den bestbequentierten der Reutlinger Alb zählten, haben auch in der Jetztzeit ihre Anziehungskraft beibehalten. Den Viehmarkt am Montag waren 125 Stück Vieh zugetrieben, welches bei stottem Handel größtenteils abgekauft wurde. Besonders lebhaft ging es auf dem Schweinemarkt zu, dem 104 Stück Milchschweine zugeführt waren, welche zum Preis von 65—70 RM. verkauft wurden. Die große Anzahl Hausfrauen, welche bewaffnet mit dem Haushaltsnach, auf dem Rümmermarkt Einkäufe tätigen wollten, mußten mit leeren Taschen abgehen, da keine Verkaufshände vorhanden waren. — Bei der Mosterei herrscht zurzeit Hochbetrieb, welcher noch gesteigert würde, wenn genügend gebrauchsfähige Gebinde vorhanden wären.

In der lokalen Presse — hier eine Notiz im Reutlinger Tagblatt — wird die Einweihung des Denkmals nur beiläufig erwähnt.

innern sichtbar an die furchtbaren Schrecken des Krieges. Und als eine schwere Last haben sich die jüngsten Nachrichten von dem Tode geliebter Söhne unserer Gemeinde auf uns gelegt. Diese Trauernden grüße ich besonders herzlich. Wieviel Herzeleid umgibt uns doch allenthalben, und wie hoch werden die Wasser noch steigen, bis Gottes Gerichte mit uns zu ihrem Ziel gekommen sind!

Nun stellt das heute enthüllte Denkmal uns auch das Leid vergangener Generationen vor Augen. Sie alle, an die das Denkmal uns erinnert, haben auf ihren Reisen viel Schweres durchgemacht und sind zuletzt, fern der Heimat, einen einsamen und oft erschütternden Tod gestorben. Aber über die Bewegtheit ihrer Wege und über die Einsamkeit ihres Sterbens erhebt sich der gekreuzigte Christus. So einsam ihr Weg ist und so schwer die Schuld ihres Lebens auf ihnen lastete: der Eine, der ganz Treue, der auf Golgatha seine Treue mit dem Tod besiegelte, ließ sie nicht allein. Er breitete seine Arme über sie aus und war bereit, sie in seinen Frieden zu nehmen.

Er, liebe Gemeinde, steht nun auf diesem Bild Sonntag für Sonntag vor Euch. Er ist nicht nur auf diesem Bild, sondern er ist lebendig unter uns. Mitten in den Schrecken des Krieges ist er da, und während unserm Fleische graut, schenkt er unserer Seele den Frieden; während uns um Trost bange wird, füllt er uns mit ewiger Hoffnung, und während wir zum Sterben gehen, füllt er uns mit ewigem Leben.

So schließt Euch als Seine Erlösten immer enger zusammen, zeigt Euch als Seine Gemeinde, die gerade in schwerer Zeit Glauben hält und Liebe übt. Unter seinem Kreuz bitten wir:

*Lass ferner Dich erbitten
o Vater, und sei mitten
in unserm Kreuz und Leiden
ein Brunnen unsrer Freuden.*

*Schließ zu die Jammerpforten
und lass an allen Orten
auf so viel Blutvergießen
die Freudenströme fließen.*

*Mit herzlichem Gruß
Euer Pfarrer Schüle*

Beim Gottesdienst am 24. Oktober 1943 sang der Kirchenchor; die Begrüßungsworte im Namen der Kirchengemeinde sprach Gustav Wagner. Es folgten Ansprachen von Dekan Keppler, der auch die Grüße des Landesbischofs übermittelte, sowie von Martin Scheible, schließlich die von Pfarrer Koch¹⁵ gehaltene Predigt. Diese von einem ortsfremden Pfarrer gehaltene Predigt deutet noch einmal das Denkmal unter Verwendung der ihm überlassenen Unterlagen mit größtem Einfühlungsvermögen, wobei man gern den winzigen, unbedeutenden Fehler übersieht, der sich eingeschlichen hat (es muß einmal 1792 anstatt 1738 und Wagner statt Haubensak heißen), und die Predigt trifft genau das Heimatgefühl und die fromme pietistische Grundstimmung der Gemeinde, die diese Denkmalseinweihung als großes, bewegendes und einmaliges historisches Ereignis miterlebt hat. Deshalb sei sie hier in vollem Wortlaut wiedergegeben.

Predigt zur Einweihung des Denkmals für die im Ausland gestorbenen Gönninger Samenhändler am 24. Oktober 1943, Text: Luk. 14, 15–24.

Liebe Gemeinde!

*„Die Krähen schrei’n Bald wird es schnei’n.
und ziehen schwirren Flugs zur Stadt, Weh dem, der keine Heimat hat.“*

¹⁵ Über Pfarrer Koch hat Pfarrer i. R. Ulrich Schüle dem Verfasser freundlicherweise noch Folgendes mitgeteilt: „Pfarrer Jakob Ernst Koch, damals Pfarrer von Ohmenhausen, stammte aus der Ramsau und hatte – als Vertreter der Evang. Kirche Österreichs im Kärntener Landtag wegen seiner klaren Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus und tapfer gegen den Strom des Zeitgeistes schwimmend – 1938 Gauverbot erhalten und 1939 in unserer Landeskirche Aufnahme gefunden. Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes konnte er wieder in seiner Kärntener Heimat Dienst tun und ist, hochgeachtet, dort 1966 im Alter von 69 Jahren gestorben. (Diese Angaben entnehme ich Karl Dinger: Geschichte der Evang. Ramsau am Dachstein im Rahmen der gesamtösterreichischen Kirchengeschichte, 1967.) Ich bin sicher, daß mein Vater sehr glücklich (vielleicht sogar Anreger dessen) war, daß gerade er die Einweihungspredigt halten konnte.“

So malt der Dichter den Sturmweg des heimatlosen Wanderers. Er läßt den Abgrund ahnen, worein ein solches Leben zu fallen droht:

„Die Welt – ein Tor
zu tausend Wüsten, stumm und kalt! Wer das verlor,
was du verlorst, macht nirgends halt.“

Die ersten Worte kommen uns in den Sinn, wenn wir heute der Vielen gedenken, die in fast zweieinhalb Jahrhunderten aus diesem Tal auszogen, um als Wanderer auf den Straßen der ganzen Welt zu ziehen und durch den Handel ihr Brot zu verdienen. Wir prägen die Losung um und sprechen im Gedanken an sie: Wohl dem, der eine Heimat hat! Es war nicht Abenteuerlust, die sie fortführte, nicht das Fernweh, wie es etwa die Jugend überfällt, der es in der Heimat zu eng geworden ist. Zu Anfang trieb unstreitig die einfache Not auf diesen Weg. Die Markung war zu klein, das Land zu mager, als daß die Landwirtschaft die vielen Mäuler hätte ernähren können. Aus dem Handel mit Dörrobst, auf Württemberg und die Nachbarlande beschränkt, entwickelte sich das Geschäft mit Sämereien und Blumenzwiebeln, auch jungen Obstbäumen. Immer weiter ward der Kreis gezogen. Bald ging er über den ganzen Erdkreis, ja über das Meer. Immer mehr Menschen wurden daran beteiligt; in der Blütezeit um die Mitte des letzten Jahrhunderts waren 1200, 1000 davon im Ausland beschäftigt. Immer weiter wuchs die Erfahrung. Der Samenhandel wurde zum wirklichen Beruf der Gemeinde, die ihre Ehre darin fand, allerbestes Saatgut, wie es jeder Landschaft entsprach, zu beschaffen. Die Gönninger Handelsleute haben auch – so weiß die Geschichte der evangelischen Kirche in der Diaspora – manchen guten geistlichen Samen ausgestreut, wo sie hinkamen. Eine Gemeinde in Bewegung ist so Gönningen geworden und hat dadurch immer mehr sein Gepräge bekommen.

Manche wurden das Opfer ihres Berufes. Sie sind nicht mehr heimgekommen. Den ersten verzeichnet das Totenbuch im Jahr 1728, wo am 31. Oktober Michel Wagner auf dem Weg von Memmingen an der Honauer Steige verunglückte. Ihm sind im Lauf der Jahre viele gefolgt. Von 244 auswärts gestorbenen Samenhändlern spricht die Tafel des Denkmals. Zwei davon sind ganz verschollen. Was liegt in dieser Zahl, was ist in den knappen Aufzeichnungen, welche das Totenbuch enthält und die Familiensage wohl da und dort ergänzt, für eine Fülle von Schicksal beschlossen! Sie zu zeichnen wäre ein Dichter berufen. Wohl dem, der eine Heimat hat, so sprechen wir bewegten Herzens im Blick auf alle diese Pilger, sprechen wir im Gedanken an uns, die wir alle miteinander auf dem Wege sind aus der Heimat in die Heimat. Ganz von selber füllt sich uns das Wort mit einem noch tieferen Gehalt. Die Heimat der Seele ersteht vor uns. Sie ist der feste Halt auf der Lebenswanderschaft. Sie ist der einzige Trost in der Sterbensnot. Wer die ewige Heimat finden will, muß die irdische recht lieb haben.

„Im schönsten Wiesengrunde ist meiner Heimat Haus. Da zog ich manche Stunde ins Tal hinaus. Dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal.“ Mit sonderlicher Bewegung singt man dieses Lied, wenn man die Heimat entbehren



Das Denkmal in der Gönninger Kirche links an der Wand neben der Kanzel.

muß. So haben gewiß auch die aus diesem Ort ausgezogenen Wanderer gesungen. Jedesmal erstand vor dem geistigen Auge das liebliche Tal, das zwischen Roßberg und Stöffelberg hineingebettet liegt und zu einem fröhlichen Garten von fleißigen Händen in vielen Geschlechtern umgeschaffen wurde. Die Buchenwälder klettern von den Höhen herunter und setzen sich in den gepflegten Obstgärten und den gesegneten Fluren fort. Und im Dörflein kündten die schmucken Häuser, die sich um die Kirche legen, von dem Wohlstand, der aus dem Boden, aber ebenso aus dem Handel gezogen wurde. In dieser Heimat flossen denen, die draußen waren, die Quellen der Kraft. Dahin kehrten sie Jahr für Jahr – meist um die Weihnacht – zurück. Wie sie einst gemeinsam ausgezogen waren, den Zwerchsack oder, wie ihn der Volksmund nannte, den »grünen Ernährer« über die Schulter geworfen, so kamen sie auch, nachdem sie sich am verabredeten Ort und zur bestimmten Zeit getroffen, gemeinsam zurück. Jedesmal wurde ihr Einzug zum Fest.

Es war nicht nur die Traulichkeit des Dorfes, nicht die Lieblichkeit des Tales, die sie heimatlich umfing. Heimat ist uns der Ort, wo die Liebe wohnt. Hier hat sie das Kind zum ersten Mal umfassen, als die Mutter sich zu ihm herniederbeugte und über ihm der ganze Strom einer tiefen Mutterfreude hinzog; hier wurde das Leben gehalten von einer wundersamen Treue, wo sie da wächst, wo Gott Menschen durch die Bande des Blutes verbindet. Und, wo er zum Bund des Lebens zusammenführt, da wird der kleine Raum, wo das gemeinsame Leben spielt, zu einer Welt reichen Glücks. Wie warmer Sonnen-

schein liegt es dann über unserem Leben. Die ganze Luft ist durchwaltet von heiligen Kräften, wie sie nur in solcher Heimat wachsen. Weh dem, der keine Heimat hat und diesen tiefsten Reichtum nicht kennt. Gerade, die aus der Ferne an diese Heimat zurückdenken, die kennen ihren ganzen Wert. Sie wissen auch von dem Halt, den sie in diesem Bild der Heimat haben. Heißt es doch, gefährlich leben, wo man so ungesichert in der Fremde steht. Auch die Seele hat ihre Gefahren. Man kann sich verlieren auf allerlei Fehlwegen, vor denen die einfache Zucht im Dorf bewahrte. Noch eine tiefere Bindung muß bestehen, soll sich in all der Lebensbewegung und -gefährdung eine Seele bewahren: der Ausblick auf die Heimat im ewigen Licht. Es ist der Ort, wo die ewige Liebe wohnt. Dorthin sind wir geladen mit einem heiligen Ruf. Durch die ganze Verkündigung unseres Herrn klingt die große Einladung: Kommt, denn es ist alles bereit. Am ergreifendsten hat er's uns in dem gewaltigen Bild von dem großen Abendmahl verdeutlicht, daß Gottes reiche Güte uns ein Vaterhaus bereitet hat. Das ist das Geschenk seiner Gnade. Wir ahnen den Reichtum des Herzens bei diesem ewigen Herrn, wenn wir ihn hier seine Boten aussenden sehen. Sein Haus und Herz stehen den Freunden offen. Das Fest ist bereitet. Kammern und Keller haben ihre Schätze dargeboten. Wie stark aber diese Liebe ist, erfahren wir erst durch die Probe, wovon wir geworfen wird. Für jedes Herz ist abgelehnte Liebe die allerschwerste Bitternis. Mit armseligen Entschuldigungen kommen die erbärmlichen Gesellen. Das Geschäft ist ihnen wichtiger als die Einladung des reichen Herrn. Sie sind zum Segen herzlich eingeladen und versäumen in unbegreiflicher Gleichgültigkeit die einmalige, einzigartige Gelegenheit. Nun erst offenbart sich das ganze Wunder der Güte des Herrn. Sie greift über den nächsten Kreis hinaus und sendet die Einladung an die Armen in den Winkeln und Gassen der Stadt, und als sich zeigt, daß noch Raum ist, ruft sie die Heimatlosen von der Landstraße. Den Heimatlosen ward die Heimat bereitet. Nicht der Glanz der festlich geschmückten Halle ist das besondere Geschenk für die, die gekommen. Vielmehr die Liebe des Herrn. Das ist eine stille Hilfe auf der Wanderschaft, sich einer solchen Heimat verbunden zu wissen. Noch viel schöner klingt nun das Wort: „Wohl dem, der eine Heimat hat“.

Die Heimat der Seele ist uns allen der feste Halt auf der Lebenswanderschaft und der einzige Trost in der Sterbensnot. In jedem Leben kommt die Stunde, wo alles Irdische versinkt, auch die allerschönste Heimat entschwindet und wir in die volle Einsamkeit geworfen werden. An diese ernstesten Stunden erinnert uns dieser Gottesdienst. Vor uns erstehen die harten Nöte, wovon unsere Wanderer geführt wurden, und denen sie erlagen. Sie sind im Kampf mit den Wölfen verblutet, am Faulfieber gestorben, in den Flüssen ertrunken, an der Landstraße erfroren. Unter den mancherlei ergreifenden Bildern vom Leiden und Sterben der Gönninger Händler bewegen einzelne das Herz besonders tief, weil ihnen gleichsam sinnbildliche Kraft innewohnt. Auf dem Weg zur Heimat verirrt sind in der Silvesternacht 1805 zwei Händler, Johann Georg

Löffler und Philipp Christoph Händle. Sie konnten von Genkingen her den Weg nicht finden und erfroren elendiglich in der eisigen Nacht. Wie einer angesichts der Heimat jämmerlich verendet, erzählt ein anderer ergreifender Bericht. Er war in der Nacht vor Neujahr, wo er die Seinen mit seiner Heimkehr überraschen wollte, bis nahe an Gönningen gekommen. Da glitt er aus und brach den Fuß. Noch konnte er sich an den Öschinger Bach schleppen. Noch vermochte er die Lichter der Heimat aus den erhellten Fenstern des Dorfes zu erkennen. Mit verzweifelten Hilferufen suchte er der Seinen Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Vergeblich! Man hielt seine Rufe für Silvesterübermut, und der Unglückliche mußte nach weiter Reise vor den Toren der Heimat elendiglich verkommen. Am tiefsten bewegt hat uns eine Notiz, die auf den Brief eines fremden Pfarrers zurückgeht: Im Jahr 1738 starb in einem ungarischen Krankenhaus an einem hitzigen Fieber ein Gönninger Händler Haubensak. Der dortige evangelische Pfarrer berichtete in die Heimatgemeinde: „Er starb unter andächtig zum Himmel geschicktem Seufzer und entschlief in Frieden“. In der Gewißheit einer ewigen Heimat ist er dahingegangen. Er kannte den rechten Wegweiser zur Heimat, das Kreuz.

Auf diese tiefen Gedanken hat uns der Künstler führen wollen. In überragender Höhe hat er auf dem Denkmal den Gekreuzigten dargestellt. Darunter sind die beiden Bilder angebracht, denen wir die Überschrift „Auszug“ und „Heimkehr“ geben möchten. Der Blick des rüstigen Wanderers zur Linken, der mit dem Samensack beladen, den knorrigten Stock in der Hand, munteren Schrittes auszieht, ist geradeaus gerichtet. Seine Gestalt ist gestrafft; das Geschäft ist sein ganzer Gedanke. Die Wanderschaft sein Beruf. Die Fremde seine Welt. Scheu folgt ihm das junge Weib. In ihrem Gesicht ist etwas eingeschrieben von dem Leid und der Not des Wanderlebens. Sie folgt dem Mann, an seiner Seite hat sie ihren Platz. Noch hat auch sie keinen Blick für den stillen Mann in der Höhe. Ganz anders ist die Heimkehr gestellt; Heimkehr im ewigen Sinn ist es. Dem müden Wanderer ist der Stab entglitten. Zerrissen ist das Gewand, leer der Sack, verwildert das Gesicht, wie er müde auf dem Weg zusammengebrochen liegt. Völlig verlassen ist er, auch die Weggefährtin ist in dieser Stunde nicht um ihn. Todeseinsamkeit umgibt seine Seele. Aber sein Antlitz ist verklärt. Ein Leuchten geht darüber hin, wie seine Augen durch den tröstenden Engel hingezogen werden auf den Heiland. Wie gebannt sind sie von dem Anblick dieses einzigartigen Trösters.

„Erscheine mir zum Schilde
zum Trost in meinem Tod
und lass mich sehn dein Bilde
in deiner Kreuzesnot.

Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll
fest an mein Herz dich drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.“

So zieht es durch sein Herz. Über der Mühsal seines Lebens hat er den rechten Wegweiser zur ewigen Heimat erkannt, und in der Sterbensnot hat er hier den festen Trost. Der Heiland vertritt ihm die Heimat Gottes. Das Kreuz ist der Ort, wo Gottes Liebe offenbar wird in ihrer einzigartigen Größe und wunder-



Scheibles Modell von 1948 für ein ähnliches Relief zur Erinnerung an die Kriegstoten. Es sollte als Gegenstück zu dem an der linken Wand angebrachten Samenhändlerdenkmal später an der rechten Wand Platz finden.



Martin Scheible hat den Entwurf zu dem ursprünglich für Gönningen bestimmten Gefallenendenkmal später noch ausgeführt. Es ist im Jahr 1953 als das persönliche Vermächtnis des Bildhauers zum Dank und zur Erinnerung an ihn im Ulmer Münster aufgestellt worden.

samen Tiefe. Es ist die Liebe, die größer ist als alle Not. In der Gewißheit solcher Liebe rühmen wir: „Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? In dem allem überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat.“ Es ist ein Erbarmen, das tiefer greift als alle Schuld. Wenn uns unser Herz verdammt, so ist Gott größer denn unser Herz und erkennt alle Dinge. Seine Treue reicht weiter als alle Zeit. Des alles ist uns Bürge der Heiland, der am Kreuz verblich. Bei ihm ist die Heimat. Er macht uns alles recht zur Heimat, bis wir dereinst bei ihm sein und bleiben dürfen allezeit.

Auf der Insel Sylt ist ein Friedhof, wo viele bestattet sind, die das Meer ans Land gespült hat. Die schlichte Stätte, die in die Düneneinsamkeit hineingebettet liegt, ist von einem mächtigen Kreuz überragt. Dafür hat Rudolf Kögel einen Vers gedichtet, der diesen stillen Schläfern gilt, der gleicherweise unseren Brüdern und uns allen gesagt ist:

„Wir sind ein Volk, vom Strom der Zeit gespült ans Erdeneiland, voll Unfall und voll Herzeleid, bis heim uns holt der Heiland.	Das Vaterhaus ist immer nah, wie wechselnd auch die Lose: es ist das Kreuz von Golgatha Heimat für Heimatlose.“
---	--

Amen.

Es ist bezeichnend, daß die damalige Presse dem Ereignis kaum Beachtung schenkte. Das Reutlinger Tagblatt vom 27. Oktober 1943 („Lokalnachrichten aus dem Lesergebiet“) berichtet ausführlich von einer Zusammenkunft der Land-Luftschutzgemeinschaft im Bürgersaal des Gönninger Rathauses und vermerkt dann lediglich noch: „Am letzten Sonntagvormittag fand die feierliche Enthüllung eines Reliefs, das dem Gedächtnis der weit über 200 in der Fremde verstorbenen Gönninger Samenhändler gewidmet ist, statt.“

Das Denkmal behielt seinen Platz im Inneren der Kirche. Ihm hätte ein auf der rechten Seite anzubringendes Ehrenmal für die Gefallenen des Krieges in ähnlicher Ausführung entsprechen sollen. Scheible hat tatsächlich im Frühjahr 1948 auch hierfür noch einen eindrucksvollen Entwurf vorgelegt. Doch hatten sich durch den Weggang von Pfarrer Schüle nach Wannweil im April 1948, durch die damals bevorstehende Währungsreform, durch die zu jener Zeit noch bestehende Ungewißheit bezüglich des Schicksals der nach Kriegsende nicht zurückgekehrten Soldaten, schließlich auch durch die vielen Flüchtlinge und Heimatvertriebenen, die ja ebenfalls die Namen ihrer toten Angehörigen auf dem Denkmal hätten sehen wollen, die Umstände so gründlich verändert, daß der Plan nicht mehr zur Ausführung kam. Ernst Schüles Amtsnachfolger, Pfarrer Wagner, konnte unter den Nachkriegsverhältnissen, nicht zuletzt unter dem Druck der finanziellen Gegebenheiten, später lediglich die jetzt dort hängenden hölzernen Gedenktafeln anbringen lassen. Die Gönninger Kirche wäre sonst um ein zweites großartiges Werk des Bildhauers Martin Scheible reicher. Es befindet sich heute im Ulmer Münster.

Anhang

Die 244 unterwegs verstorbenen Gönninger Samenhändler Auszüge aus den Totenregistern von 1728 bis 1902

Bei der Beschäftigung mit der Denkmalinschrift stellt sich natürlich zunächst einmal die Frage: Wer waren denn diese dort erwähnten 244 Gönninger Samenhändler, die auf ihren Handelsreisen verstorben waren? Gibt es da noch irgendwelche Unterlagen? Wie ist die Zahl 244 zustande gekommen? Wo und woran sind die Händler gestorben und was weiß man sonst noch von ihnen? Hinweise auf ihre Lebensschicksale gehen aus den vorhandenen Aufzeichnungen leider nicht hervor. Auch Hans Schimpf hat sich in seiner gründlichen Untersuchung von 1988¹⁶ nur auf wenige Beispiele beschränkt.

Ein Grund dafür, daß diese für die Geschichte des Gönninger Samenhandels so aufschlußreichen Spuren nicht weiter verfolgt wurden, mag darin zu sehen sein, daß das Interesse an der Vergangenheit insgesamt nach dem Krieg erheblich nachgelassen hatte. Ein weiterer Grund dürfte aber nicht zuletzt in den Schwierigkeiten gelegen haben, sich durch die alten, zum Teil schon recht vergilbten Kirchenbücher im Gönninger Pfarrarchiv durchzuarbeiten. Wer mochte sich schon die Zeit dafür nehmen! Manchmal ist die Schrift inzwischen fast bis zur Unleserlichkeit verblaßt, auch ist die Gänsekiel-Handschrift der damaligen Pfarrer mit ihrem Gekritzeln, ihren Abkürzungen und lateinischen Vokabeln oft kaum zu entziffern. Die alte deutsche Schrift ist für Jüngere heute ohnehin meist nicht mehr lesbar. Immer wieder sind Orte genannt, die interessante Hinweise auf die Reisewege der Händler geben, die aber in den politisch veränderten Landschaften namentlich Osteuropas auch auf historischen Karten des 18. und 19. Jahrhunderts nur noch schwer, manchmal auch gar nicht mehr zu finden sind.

Der Verfasser hat versucht, die Eintragungen, soweit lesbar, unter Beibehaltung der originalen Schreibweise so gut wie möglich in heutige Druckschrift zu übertragen. Aus den Angaben in den Totenbüchern ist zwar über die persönlichen Schicksale der 244 Samenhändler nicht allzuviel ersichtlich, was aber daraus hervorgeht, ist einerseits oft ernüchternd, andererseits erschütternd. Es ist vor allem kennzeichnend für die Armut und Not, die am Beginn des später oft so lukrativ gewordenen Handels stand. Der soziale und wirtschaftliche Aufstieg erfolgte erst zu einer Zeit, in der es weniger Zollschränken, dafür Post, Eisenbahnen und größere politische Freizügigkeit gab. Man ging nicht mehr zu Fuß oder mit Roß und Wagen auf eine gefährliche Handelsreise, sondern reiste per Bahn und mit dem Bestellbuch, um die Aufträge entweder in Gönningen oder in der jeweiligen Niederlassung zu erledigen.

¹⁶ H. Schimpf, Gönningen (wie Anm. 1), S. 109 ff.

Die Abb. steht in der gedruckten
Ausgabe zur Verfügung

Mitteleuropa im 19. Jahrhundert. Die oft monatelangen Geschäftsreisen der Gönninger Händler durch viele Länder Europas waren nicht nur beschwerlich, sondern auch gefährlich. Viele Schicksale, die in den Totenbüchern nicht erwähnt werden, sind nie aufgeklärt worden.

Die Zahl der Eintragungen von auswärts Verstorbenen, die nicht nach Gönningen überführt werden konnten, geht darum auch gegen Ende des 19. Jahrhunderts ständig zurück. Die Toten wurden dann meistens am neuen Wohnsitz der Familie bestattet. Es genügte deshalb, sich nur an die Eintragungen bis etwa zum Jahr 1900 zu halten.

Pfarrer Schüle war ursprünglich von ca. 400 auswärts Verstorbenen ausgegangen. Wahrscheinlich hatte er dabei zunächst auch diejenigen Toten mit einbezogen, die zwar noch in Gönningen geboren, aber dann ausgewandert, verschollen oder aus anderen Gründen nicht mehr im kirchlichen Totenregister aufgeführt waren. Die Zahl 244 umfaßte demnach nur diejenigen, die nachweislich auf einer *Handelsreise* gestorben und dem Pfarramt gemeldet worden waren. Nicht immer war klar ersichtlich, wer hierbei tatsächlich als „Samenhändler“ gelten konnte, weil der Handel ja oft im Nebenberuf ausgeübt wurde und die Berufsbezeichnung anders lautete. Und was war mit den Kindern, die auf der Handelsreise der Eltern oder der Mutter zur Welt kamen und unterwegs starben? Oder zum Beispiel mit jenem Gottlob Reiber, der, am 13. Januar 1837 in Gönningen geboren als Sohn des Händlers Andreas Reiber und seiner Ehefrau Maria Barbara, geb. Haubensak, im Jahr 1863 als Freiwilliger im nordamerikanischen Bürgerkrieg gefallen war? Manches könnte also auch in der folgenden Zusammenstellung noch korrektur- oder ergänzungsbedürftig sein.

Auffällig ist, wie gesagt, die relativ große Zahl der auswärts verstorbenen Männer und Frauen, die, entgegen der landläufigen Vorstellung vom „reichen Samenhändler“, sozial schwache, oft wohl schon vor Reisebeginn kranke, verzweifelte Menschen gewesen sind und denen schließlich die harten Begleitumstände auf der Reise den Rest gegeben haben. Die große Zahl der Selbstmorde spricht für sich. Einer hat sich gar noch unmittelbar *vor* Antritt seiner Reise schon in Gönningen das Leben genommen. Die Totenbücher vermitteln darüber hinaus einen oft betroffen machenden Eindruck von den übrigen damaligen Verhältnissen. Menschliche Tragödien gab es nicht zuletzt bei den Frauen, die unterwegs ein Kind zur Welt brachten, das bald darauf verstarb – manchmal war es auch ein kleiner „Spurius“, laut lateinischem Wörterbuch ein „Hurenkind“, obwohl die Zahl der unehelichen Geburten, wie bei Hans Schimpf¹⁷ nachzulesen, statistisch sich kaum von der im übrigen Oberamt unterschied. Erschütternd auch, was sonst noch aus den Totenbüchern hervorgeht: Seitenlang findet man Einträge mit den Namen von kleinen Kindern, gestorben an Seuchen wie den Blattern, an Gichtern, Keuchhusten oder an anderen damals unheilbaren Kinderkrankheiten. Man kann sich aus diesem Kontext ein ungefähres Bild machen von den heute unvorstellbaren physischen und psychischen Belastungen, mit denen die Menschen damals fertig werden mußten – von dem oft großen materiellen Elend vieler Familien nicht zu reden.

¹⁷ H. Schimpf, Gönningen (wie Anm. 1), S. 176.

Angefügt sind deshalb noch zwei im Totenbuch enthaltene besonders anrührende Eintragungen, nämlich ein Gedicht, das Pfarrer Eidenbenz, der von 1793 bis 1800 in Gönningen Pfarrer war, beim Tode seines fünften Kindes niedergeschrieben hat (S. 263), und eines, das von der Hand seiner Frau stammt, die es beim Tod ihres Mannes im Jahr 1800 mit schöner Schrift wohl selbst in das Totenregister eingefügt hat (S. 265). Beide geben in dichterisch überhöhter Sprache ihrer Zeit einer christlichen Glaubenshoffnung Ausdruck, wie sie in anderer Form ja auch das Denkmal vom Jahr 1943 für die verstorbenen Samenhändler vermitteln will. Eidenbenz war jener Pfarrer, auf dessen Initiative hin im Jahr 1797 ein alter Gönninger Samenhändler im Namen der „unvermöglichen Commun“ mit einem amtlichen Empfehlungsschreiben „zur Ermahlung milder Beiträge für das Kirchen- und Schulhausbauwesen“ in die schon lange zuvor von Gönninger Händlern aufgesuchten Schweizer Kantone gereist war.¹⁸

Das Denkmal in der Kirche drückt, ähnlich wie Hofmannsthals „Jedermann“ mit der künstlerischen Darstellung „vom Leben und Sterben des reichen Mannes“, eine überzeitliche Realität aus. Die nüchternen Daten des Totenbuchs lassen diese Realität auch im zeitlichen Zusammenhang als oft tragisches Einzelschicksal wenigstens andeutungsweise erkennen. Wir werden dabei an ein Kapitel der Gönninger Heimatgeschichte erinnert, das einzigartig in der Wirtschafts- und Kulturgeschichte unseres Landes ist. Es wäre beklagenswert, wenn dies in Vergessenheit geriete.

Die auf der Handelsreise Verstorbenen (1728–1902)

Quelle: Pfarrarchiv Gönningen

28. 10. 1728 Den 31. Okt. ist ehrl. begraben worden Michel Wagner Max. Sohn welcher auf dem Herweg von Memmingen [...] am Tage Simon und Judae gsund von Engstingen außsfahr und ob dem Honauer Steig verunglückt. [*Rest unleserlich.*]

12. 4. 1748 D. 12. April. Michel Häußler, Mezger, starb auff dem SaamenHandel nach außgestandener kurzer Kranckheit im Neuen Spittahl löbl. Cantons Bärn in der Schweiz und wurde darauff in Beyseyn seines Schwagers ehrl. zur Erde bestattet: D. 14. Febr. laut des Todtesscheins.

16. 3. 1759 Laut eines Todten Scheins, d. d. Rothenburg an der Tauber d. 26. Marti c. a. geschrieben von H. Joh. Ludw. Schäfer, Diacono an der Hauptkirche zu St. Jacob und Früh-Prediger der Kirche S. Franc. ist daselbst nach einer kurzen Kranckheit auff dem Saamen-Handel d. 25. Jan. gestorben und des folgenden Tages auff dem Gottes-Acker ehrlich begraben worden Johann Georg Kemmler, Burg. und Weeber allhie aet. 53 Jahr, 6 Monate u. 18 Tage.

¹⁸ K. Kemmler, Wo des Roßbergs Haupt sich hebet (wie Anm. 1), S. 130 ff.

25. 11. 1759 Den 25. Nov. ist in dem teutschen Hospital zu Straßburg gestorben und folgenden Tages nach gehaltener Leichen-Predigt auff dem Gottes-Acker St. Urban begraben worden Joh. Michael Stump, Schmid-Knecht, Johann Michael Stumpen, Burg. allhier ehel. led. Sohn, alt. 23 Jahr, 6 Mon. und 25 Tag. Lt. Todtenscheins von dem Evangel. Lutherischen Hospital-Pfarrer daselbst Herrn Johannes Unselst.

1763 ist erwähnt ein verunglückter Bauer; hat wahrscheinlich nichts mit dem Samenhandel zu tun.

16. 3. 1765 Johann Jacob Leuthe, Burger und Schneider auf dem Saamen-Handel zu Kirchheim am Donnersberg, dem Grafen von Nassau-Wailburg* gehörig, an einer hizigen Kopf-Krankheit und den roten Frißel.

* Weilburg an der Lahn.

14. 12. 1765 Christoph Conemann, Burger und Tagelöhner nach Pfarr-amtl. Todtenschein auf dem Zwiebel-Handel zu Untermußbach*, Grünthaler Kirchspiels an einer hizigen Krankheit, worauf er den 15. d. nachmittags auf dem gemeinschaftlichen Kirchhoff zu Hallwangen gedachten Kirchspiels ehrl. begraben worden.

* Musbach b. Grüntal, zwischen Freudenstadt und Dornstetten.

8. 2. 1767 Johann Caspar Schuo, Burger und Kiefer, gieng den 7. auf Reutlingen und wurde, da er nicht zu seiner gewohnten Zeit heimgekommen, von den Seinigen noch bei Nacht gesucht, endlich aber des Morgens 1/2 Stunde von hie Tod gefunden, auch auf erstatteten Bericht um seines guthen Praedicats willen bürgerlich begraben.

15. 3. 1771 Johann Georg Föll, Burger und Schneider, ist laut eines von Tit. Herrn F. L. Kahle, Inspector u. OberPfarrer zu Soldin, in der Neumark*, d. d. 14. Marti, a. c. ausgestellten, u. d. 12. April von seinem Bruder, Johann Martin Föll, mit welchem er auf dem SaamenHandel gewesen, eingehändigten Scheins d. Marti in bemeldter Statt gesund angekommen, sogleich aber krank worden an einer hizigen Krankheit. Laut dieses Scheins empfang er mit vieler Andacht das H. AbdMahl, und starb nach der Hoffnung seelig den 15. Martii, wurde auch bürgerlich begraben auf dem Kirchhof am Styritzer Thor.

* Soldin, heute poln. Mysliborz, zwischen Pyritz und Küstrin.

16. 2. 1772 Johann Georg Wagner, Burger auf der Oy, ist laut eines durch Johannes Haulin, Burger und Weeber allhie, von T. Herrn Joh. Christian Jacob Schmid, Stattpfarrer in Lauff Nürnberger Gebiets, beigebrachten Todtenscheins 14. diß allhie krank angekommen, tags darauff unvermuthet gestorben und sodann mit christl. ceremonia beerdigt worden.

7. 3. 1772 Christoph Beck, Burger u. Tagelöhner, an einer hizigen Krankheit auf dem Samen-Handel zu Langenwahl* bei Frankfurth an der Oder in dem Brandenburgischen, lt. eines von seinem Sohn mitgebrachten Todten-Scheines.

* Langenwahl = Langewahl, nahe bei Fürstenwalde, westl. von Frankfurt/Oder.

16. 6. 1772 Maria Magdalena, weiland Joh. Martin Kemmlers, Burgers und Müllers hinterlassene ehelich ledige Tochter, an hiziger Krankheit gest. 16. in Tübingen, 38 Jahre, 5 Mon. & 3 Tag.

Es kann nur vermutet werden, daß sie etwas mit dem Samenhandel zu tun hatte.

21. 1. 1774 Johann Jacob Wagner, Müllers, zu Albersweiler* auf Fürstl. Löwensteinischer Seite in der Herberge zum Creuz, das catholisch war, auf dem bloßen Stuben-Boden, ohne alle Decke, lt. eines von T. Herrn G. R. Baltzarts, Evangelischen Pfarrers des Amts Neu-Castel ausgestellten Todten-Scheines, d. d. 7. Febr. Praes. d. 23. ejus & mensis & anni d. 22. ehrlich und nach gehaltener Rede über Ebr. XIII, 2. [beerd.].

* Albersweiler, westlich von Landau bei Annweiler a. Trifels, gehörte zu einem Drittel ursprünglich zur Reichsritterschaft Scharfeneck, das über Löwenstein-Wertheim (daher „Löwensteinische Seite“) später an Bayern bzw. 1946 zu Rheinland-Pfalz kam.

13. 2. 1782 Jörg Jacob Leuthe, an einem hizigen Brustfieber, beerdigt auf dem Stadtfriedhof zu Saalfeld in West-Preußen, verm. ausgestellten Todtenscheins v. 8. April 1782, 44 Jahr weniger 3 Monath.

18. 2. 1782 Jacob Dürr, Nagelschmied, an der hizigen BrustKrankheit auf dem SaamenHandel gestorben und begraben zu Saalfeld in WestPreußen nach erhaltenem Todesschein vom 18. Febr. 1782, 36 Jahr, 2 Monath weniger 2 Täg.

26. 3. 1782 Andreas Leuthe, B[urger], auf dem Samenhandel an einer hizigen Brustkrankheit zu Salfelden* in West-Preußen auf dortigem Stadtkirchhof begraben, lt. erhaltenen Todesscheins v. 8. April 1782, 37 Jahr, 3 Mon.

* Saalfeld ist ein Städtchen am Geserichsee, im späteren Reg. Bez. Königsberg, vor dem Krieg etwa 2500 Einwohner, mit eigenem Amtsgericht. Möglicherweise befanden sich die drei am 13. 2., 18. 2. und 26. 3. 1782 verstorbenen Gönninger auf dem Weg nach Rußland oder auf dem Heimweg. Sicherlich einer der frühesten Hinweise auf dieses Reiseziel.

21. 3. 1785 Johann Georg Wagner, B. und Samen-Händler, Wittwer, auf der Rückkehr aus der Schweiz in Balingen erkrankt unverhofft & konnte seine Heimath nicht mehr erreichen, wahrscheinlicherweise weil ihm die rauhe Witterung allzu scharf wird zuge-setzt haben. 64 Jahr, 9 Monat, 3 Tag.

26. 1. 1786 Abraham Kemmler, vermöge des [...] den 24. Mart. 1787 allhier eingegangenen Todesscheins wäre der in Königl. Sardinischen Diensten gestandene Soldat von hier gebürtig, den 24. Jan. 1786 mit Tod abgegangen.

Kaum lesbar. Zum Königreich Sardinien gehörte damals Savoyen und Piemont. Möglicherweise war ein Gönninger Händler durch die Schweiz über die Alpen dorthin gelangt und in sardinische Dienste getreten.

20. 2. 1787 Den 20. Febr. Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr ist Michael Schall, B. und Schneider allhier, dem Zwiebel-Handel nachziehend, bei Kibingen österreichischer Herrschaft u. Constanzischer Diöces nahe bey Rothenburg am Neccar, auf dem Weg durch einen schnellen Tod wahrscheinlicherweise von einem Stick- oder Schlagfluß plötzlich aus der Zeit in die Ewigkeit gerückt und nach diesem d. 22. d. m. vermöge erhaltenen TodesScheins auf dem Kibinger Kirchhof ritu Catolico begraben worden. Seines Alters 64 Jahre weniger 8 Monath.

3. 2. 1790 In der Stadt Aarburg* Löbl. Canton Berns Johannes Nädelin, Burger u. Weber, auf dem Samen-Handel, nachdem er d. 3. Febr. in der Stadt Aarburg Berngebiets in einem Burgerhauß [?] daselbsten einen unglücklichen Fall die Treppe hinunter gethan. 33 Jahr, 5 Monath u. 2 Täg.

* Aarburg liegt in der Nähe von Olten und dem von Trüdinger (vgl. Anm. 1) als „Niederlassung“ erwähnten kleinen Ort Kölliken. In Aarburg gab es später eine „Handlung Rudolf Ziegler“ und in Olten eine „Samenhandlung Adolf Wagner“.

28. 3. 1790 In Ungarn sind gestorben, wahrscheinlicher Weise an dem darinnen grassierenden Faulfieber zwei Samenhändler von hier, ehelich

Johann Georg Haubensack, Tagelöhner, alt. 31 Jahr

Johann Georg Herrmann, Tagelöhner, alt. 32 Jahr

die nach ihrem SterbensTag auf dem gemeinen Kirchhof alsbald begraben worden den 28. Mart. 1790 am H. Palmtag krafft mitgebrachten und hiesigen PfarrAmt zugestellten Todesschein Kirche Baiza* in Hungaria, Die. 29. Marti Anno 1790.

* Schwer zu lesen, vermutlich handelt es sich um den Ort Bajcsa südlich von Steinamanger, nahe der slowenischen Grenze.

26. 11. 1790 Georg Friderich Wagner, des Becken Handwerks, Johann Georg Wagner Richters led. ehel. Sohn, welche d. ersten Advent allhie zum H. Abendmahl gegangen, hienach mit seinem Vatter von Hauß aus bis nach Bern in der Schweiz auf den Handel gegangen, wo sie voneinander geschäftten halber geschieden [. . .] wohl noch mit anderen bei Neuf-Chatell* in einem plötzlich entstandenen Sturm unglücklicher Weise ertrunken seyn.

* Neuchâtel.

20. 9. 1791 Laut des von Herrn Stadt-Pfarrer in Ebingen M. Wilhelm Christian Auer erhaltenen Todesschein[s] wurde Herr Johann Georg Heyd, Raths-Verwandter, Bürgermeister und Tuchmacher allhie, auf seiner Raïse und während seines Aufenthalts in gedachtem Ebingen (im Wirths-Hauß zum goldenen Adler) d. 20. Sept. dieses lauffenden Jahres, Nachts zwischen XI und XII Uhr von einem Blutsturz überfallen, woran er auch in der nehmlichen Stunde seelig aufgelöst wurde und den 20. hernach, Morgens um VIII Uhr eben daselbst nicht nur ehrlich, sondern auch mit allen Solennitaeten und unter zahlreicher Begleitung hiesiger gerührter und theilnehmender Einwohnerschaft zu Grabe bestattet. Seines Alters 69 Jahr, 5 Monath u. 2 Tage. Gedachter Herr StadtPfarrer predigte über die Worte 1. Cor. 1,9 Gott ist getreu – Jesu Christi. Auch hier wurde ihm Dom. XIV. p. Trin., wie es der Verstorbene nach dem Urtheil eines jeden Christlich gesinnten verdiente, ein Leichen-Begängniß gehalten und eine Leichen-Predigt von mir über das Sonntags-Evangelium.

22. 11. 1791 Zu Merxheim* in der Grafschaft Rhein-Grafenstein: Johann Georg Grauer, Schneider allhie, auf dem Saamen-Handel an einer hizigen Krankheit. Laut eines von Johann Anton Fresenius, Evangelisch-Lutherischen Pfarrer[s] in Merxheim-Hauß und auf den erhaltenen Todten-Scheins und des damit verbundenen Zeugnißes seines Sohnes Jacob Grauer Rath-Verwandter allhie.

* Merxheim, zwischen Kirn und Sobernheim, westl. von Bad Kreuznach.

30. 1. 1792 Lt. eingelauffenem TodesSchein von Adalbert Martinu, Cooperator in Neu-Arad im Banat in Ungarn, ist den 30. Jan. 1792 Johann Jakob Wagner, Baur allhie, Wittwer, unter frommem und andächtigem gegen Himmel abgeschickten Seuffzern verschieden und zur Erden auf dem gemeinen Freyhof, wie er im Todesschein genannt wird, bestattet worden. 58 Jahr weniger 2 Monath. Von seiner Krankheit wird im Todesschein nichts gemeldet. Domi. Oculi wurde ihm allhie die Leichen-Predigt von mir, Pfarr-Vicario über das Ende des verordneten Evangelii gehalten.

4. 2. 1795 Laut eines d. 4. Febr. hier eingeloffenen Todten-Scheins d. d. 23. Jan. 1795 ist Johann Georg Wagner, Weber von hier an einer hizigen Krankheit und Blutsturz d.

20. Jan. a. c. zu Wetzlar gestorben und den 22. Jan. christlich ehrbar zur Erde bestattet worden. Hier wurde ihm Dm. Sexages. d. 8. Febr. auf Begehren eine LeichenPredigt gehalten. Alter 38 J., 7 Mon., 2 Tag.

20. 5. 1795 Den 20. Maj. ist hier der TodtenSchein eingeloffen, daß Adam Schu, B. von hier, dem 5. April 1793 auf dem SaamenHandel an einem FaulFieber in der Polnischen Stadt Porytuka in der Woiwodschaft Braclaw* erkranket u. nach 8 Tagen gestorben sey, aet. 31 Jahr, 7 Mon., 28 Tag.

* Porytuka nicht gefunden. Hat möglicherweise einen anderen Namen bekommen, da Podolien im Königreich Polen mit der Woiwodschaft Brazlaw schon bei der 2. Polnischen Teilung 1792 an Rußland gefallen war.

4. 1. 1796 Lief hier der TodtenSchein, von Th. Br. Volz, Archidiaconus u. Special Volz unterschrieben ein, daß Christian Friedrich Haubensack, Bürger und SaamenHändler von Gönningen in der Hoch-fürstl. Residenz-Stadt Karlsruhe und zwar in dem Bürger Hospital d. 29. Dec. 1795 Nachts nach 12 Uhr an einem 9 tägigen böartigen Fieber gestorben und 31. Dec. begraben worden, alt 48 J., 5 M., 9 Tg.

26. 3. 1796 Nach einem d. 26. Mart. h. a. hier eingeloffenen Schreiben von dem Pfarrer in Zwerenberg Calwer Diöces 20. Mart. ist in Hornberg, einem zu Zwerenberg gehörigen Filial, Andreas Schu, Weber und Wittwer von hier nach einem 2tägigen Krankenlager an Nachlaß der Natur d. 18. Mart. gestorben und d. d. 20. ej. ehrlich begraben worden, alt 76 Jahr.

31. 1. 1797 Kam ein Schreiben von Matthäus Stumpp, Weber, daß sein Schwär Vater Johann Georg Häußler, Weber von hier zu Ehrenbreitstein an der hizigen Krankheit gestorben d. 26. Dec. 1796 und daß er ehrlich begraben worden, aet. 47 Jahr, 8 Mon.

12. 3. 1797 Johann Martin Nädelin, Burger u. Maurer, kam auf seiner Heimreise vom SaamenHandel nach 15 Wochen krank zu Echterdingen an den 10. Mart., fiel in heftige Hitze und phantasirte. Wollte den 12. Mart. Morgens 8 Uhr, da er zu sich selber kam, aufstehen und weiter reißen, mußte sich aber sogleich wieder legen und war um 9 Uhr Morgens d. 12. Mart. schon todt. Den 14. Mart. wurde Er zu Echterdingen begraben.

29. 3. 1798 Lief folgender TodtenSchein ein: daß im Jahr 1797 d. 14. Dec. Leonhard Häußler, Bürger und Händler von Gönningen, in der Evangelischen Kirchen-Gemeinde des MarktFleckens Bonyhád gestorben und d. 20. h. begraben worden. T. Peter Geréb der Evangelischen Gemeinden zu Majosch u. Bonyhád in Ungarn. Er wurde alt 61 Jahr u. 8 Tag.

* Bonyhád liegt nördlich von Pécs (Fünfkirchen).

24. 1. 1799 Lecturis Salutem a Domino! Anno 1799 die 24. Januar. mortuus est Ioannes Georgius Fezer, Lutheranus, uxoratus, hortulanus, oriundus ex principatu Würtemberg, Loco Goenningen, atque die 26. ej. a. et m., me infra scripto comitivam dante in communi militari coemetrio Essekini* tumulatus est. In quorum fidem praesentes propria manu scriptos et subscriptos usualique sigillo meo munitos extra[...?] in curia parochiali Inferioris Esseki die 26. Jan. 1799 Xaverius Josephus Turcovics mps. parochus et V. A. Diaconus.

* Esseg in der ungarischen Batschka, südöstl. von Fünfkirchen, heute Osijek (Kroatien).

Glaubens- und Hoffnungs-Blicke
 bei
 dem Heimgehen
 eines Geliebten Kindes
 Gottlieb Joseph Friderich Eidenbenz
 welches

nach einem nicht mehr als 4jährigen Aufenthalt in dieser Fremdlingschaft
 seinen 4 lieben Geschwistrigen, die ihm schon in die Ewigkeit vorangegangen,
 den 19. Juni 1795 nachfolgte.

Von seinem Vater
 J. E. Eidenbenz, Pfarrer.

Nun ruft auch Dich der Freund der
 Kleinen

Von hier hinweg, geliebtes Kind,
 Und Du eilst fort um zu erscheinen
 wo seine zarten Lämmer sind.

Wohl Dir! Die schnöden Erden-Lüste
 Sind Dir noch gänzlich unbekannt,
 Und auch den Schritt durch diese Wüste
 Versüßt Dir nun das Vaterland.

Durch rauhe Stürme kurzer Zeiten,
 Durch deren Stoß Dein Gütlein fiel,
 bringt nun die Bahn der Ewigkeiten
 Dir Deiner Taufe frohes Ziel.

Schon sind aus uns'rem Kinder Reyhen
 Vier G'schwisterich in Jesu Schoß,
 Und rühmen mit Dir den Getreuen
 Und seiner kleinen Heerde Loos.

Dort ist sie – auf der grünen Weide
 Wo sie des Hirten Stab erfreut,
 Da ist auch Wonne, da ist Freude,
 Da Herrlichkeit für Euch bereit.

Ihr seyd beim Thron, wo keine Thränen,
 Wo keine Sonnen-Hize drückt,

Wo Euch, befreit von allem Stöhnen
 Des Lebens-Waßer-Brunn erquickt.

Und hebt der Drach in künft'gen Zeiten
 Sein siebenköpfig Haupt empor,
 So dürft Ihr euch in Seiden kleiden;
 Des Lammes Hochzeit steht bevor.

Auch Eure Bettlein in dem Kühlen
 Deckt nun in ungestörter Ruh
 Wenn wir noch Drangsals Hize fühlen
 Der Liebe kühler Schatten zu.

Und ist der Winter nur verflossen
 So grünen Lilien im Thal
 In dem Gepräg der ReichsGenossen
 Dort bei des Lammes Abendmahl.

O liebe Kinder! Eure Krone,
 Wer gönnet Euch dieselbe nicht!
 Wir beten an noch fern vom Throne,
 Doch schon berufen zu dem Licht.

Noch mischt sich unsern Hofnungs-
 Blicken

In Kedar manche Thräne ein,
 Doch kann uns schon der Trost erquicken
 Auch bald mit Euch beim Herrn zu seyn.

Der frühe Tod des Gatten, eines Elternteils oder eines Kindes war eine immer wiederkehrende Erfahrung in fast jeder Familie. Besonders anrührend ist eine Eintragung im Gönninger Totenbuch, die der Trauer um das fünfte Kind des Gönninger Orts Pfarrers Joseph Eberhardt Eidenbenz im Jahr 1800 Ausdruck gibt.

1. 3. 1800 H. a. ist folgender TodtenSchein hier eingeloffen: L. B. S. daß in dem hiesigen SeelHauß Martin Kemmler, Samenhändler von Gönningen, im Tübinger Amt d. 22. Hornung selig verstorben, nachdem er auf seinem KrankenLager tröstliche Beweise seiner christlichen Gesinnung, als ich ihn besuchte, zu meiner nicht geringen Freude, gegeben hatte, bezeuge ich mit meiner Unterschrift. Schafhausen d. 20. Febr. 1800 J. J. Altorfer.

20. 3. 1800 Lief von Neckarhausen Nürtinger Oberamt ein Pfarramtliches Schreiben ein, nach welchem am nemlichen Tage, 20. Mart. Anna, Joh. Georg Hermanns, Bürgers und Müllers von hier ehel. ledige Tochter, welche auf dem Handel erkrankte und von Ort zu Ort geführt wurde, Morgens zwischen 8 und 9 Uhr, als sie kaum vor den Ort hinausgeführt, gestorben. 25 Jahr, 11 Mon., 6 Tag.

26. 12. 1800 wurde dem Pfarr-Amt der Todtenschein übergeben, nach dessen Inhalt Johann Martin Lutz in Kirn im franz. Departement Rhein und Mosel Morgens 1 Uhr 8 (30 ten Brumaire* Neunten Jahrs der Republik) gestorben und christl. zur Erde bestattet worden. Der Schein war unterzeichnet von Carl Joseph Korbach, Maire von Kirn, und nach mündlicher Angabe waren die beede Brüder des Verstorbenen bei seinem Tode. Er erreichte ein Alter von 46 Jahren, 8 Mon., 24 Tag. Kirn ist im Gemeindebezirk Simmern und im Departement Rhein und Mosel.

* Frz. Revolutionskalender: 30. Brumaire 1800 = 21. Nov.

26. 2. 1801 Michael Reiff, B. und Händler hier, wurde todt gefunden, nach eingemommener Legal-Inspection, die von dem Hochlöbl. Oberamt Schorndorf veranstaltet wurde und darauf zu UnterSchlechtbach honeste beerdigt wurde. 69 Jahr, 3 Wochen. Blutiger Stickfluß.

16. 12. 1801 starb zu Chur der Hauptstadt in Graubündten Joh. Georg Stumpp, B. und Weber, 41 Jahr, 10 Mon., 20 Tag. Hizige Krankheit, sein ältester Son und Mart. Häußler waren bei ihm. Letzterer schrieb sogleich ans PfarrAmt und den 27. ej. wurde ihm auch hier eine GedächtnisPredigt gehalten, so wie P. 28. Jan. 1802 ein Todtenschein dem PfarrAmt übergeben wurde, der das Nemliche enthält, d. d. 14. Jan. 1800 unterzeichnet von Christian Bawier, Pfarrer der St. Regula-Gemeinde in Chur.

8. 3. 1801 starb Johann Georg Herrmann, Soldat unter den würtemb. Subsidien Truppen* im Haupt-Feld-Spital zu HungarischSchradsch an der Lungensucht. 28 J., 5 M., 3 W. Der eingeloffene Todtenschein war unterzeichnet: Hungarischschradsch d. 9. Mart. 1801 (L. S.) Ernst, Rittmeister-SpitalCommandant und (L. S.) Joseph Trimpele, Spital-Caplan, m. p. Mit dem Beisatz: Aus dem vorhandenen TodtenProtocoll richtig extrahirt worden. Sig. Wien d. 19. Jan. 1802. Maxim [*unleserlich*]. Dem hiesigen Pfarramt übergeben den 28. Mart. 1802.

* Im April 1800 waren französische Truppen unter General Moreau in Süddeutschland eingedrungen und hatten österreichische Reichstruppen und ein mit Hilfe von englischen Subsidiengeldern aufgestelltes württembergisches Kontingent bei Hohenlinden in Bayern vernichtend geschlagen. Die württembergischen „Subsidien“-Truppen mußten sich nach großen Verlusten bis nach Ungarn zurückziehen und kehrten erst am 6. Mai 1801 wieder heim. Wahrscheinlich befand sich der an „Lungensucht“ (Tuberkulose) leidende Gönninger Händler auf dem Heimweg, wurde im Militärspital von Ungarisch-Hradisch von den Soldaten aufgenommen und ist dort gestorben. Die damals zu Ungarn, heute zur Slowakei gehörende Stadt (Uhersky Hradiste) liegt in Mähren, nahe bei Brünn (Brno) an dem auch

Blicke
des Glaubens am Grabe
meines lieben theuren Gatten
M. Joseph Eberhardt Eidenbenz,
bisherigen Pfarrers in Gönningen,
d. 18. August 1800.

Hier stehe ich, und o Gott wie tiefebeugt!
Ich stehe hier – ein siebenjähriges Söhnlein
an der Hand am Grabe, am Grabe meines
lieben, unvergeßlichen Gatten. Ach, da
liegt die Hülle, die sein edler Geist be-
seelte, die Hülle, in welcher sein Geist so
geschäftig war/im Dienst seines Herrn./
Nach so manchen empfindlichen harten
Stößen/sank sie dahin/und eben damit auch
meine Hoffnung,/Ihn, meinen Lieben, län-
ger um mich zu haben,/dahin./Und ist denn
nirgends kein Licht,/das in mein Dunkel
hineinleuchtete,/indem ich weinend hin-
absehe in des Grabes Kammer?/Ach eröff-
net euch ihr Himmel!/Denn die Erde hat
kein Trostlicht für mich –/Ja! möchte ich
nur recht sehen!/Denn,/o was sehe ich dort
schon!/Du wonnesames Licht, nähere dich
meinem trüben Auge!/Ich sehe in jene ferne
Höhen hinein,/und/eine große unzählbare
Schaar,/eine Schaar aus allen Nationen,
Sprachen und Völkern,/stellt sich meinem
Auge dar./Dort vor dem Thron des Ewigen
stehen sie,/und welche Freude und Wonne
ist über/ihrem Haupte!/Im weißen priester-
lichen Gewande stehen sie da,/Sieges Pal-
men in ihren Händen,/und welche eine
Stimme schallt mir auch aus/jener Ferne
entgegen!/Froh rufen sie alle zusammen:/
Heil sey dem, der auf dem Thron sitzt,/Gott
und dem Lamme!/Und mir ist, als ob ich
dort auch Dich,/Dich, mein Lieber! er-
blickte./Ja, Du bist./Jene 6 Sterne um Dich
her machen Dich mir/immer kennbarer./
Du bist!/Und wer sollte Dir nun Dein seli-
ges Loos misgönnen!/Du bist auch, wie
jene alle,/gekommen aus großer Trübsal./
Hast aber auch, wie sie alle,/Deine Kleider

gewaschen und helle gemacht/im Blute des
Lammes,/und hier bist Du nun mit ihnen
vor dem Thron Gottes/und dienst ihm prie-
sterlich in seinem Tempel/Tag und Nacht./
Und wie wünschte ich doch auch selbst auf
jener Weide/zu seyn,/die euch erquicket!
Der auf dem Thron sitzt, wohnt über euch./
Euch hungert, euch dürstet nimmer/und
keine Sonnen- oder andere Hitze fällt auf
euch./Denn das Lamm mitten im Thron/
weidet und leitet euch zu den lebendigen/
Wasserbrunnen,/und Gott/wischt alle Thrä-
nen von euren Augen ab./O wäre ich auch
da!/Doch/mir genüget nun auch an dem
Bilde in jenen Wohnungen,/schwer ist noch
der Weg, den ich einsam zu/gehen habe,
aber er geht auch dem Himmel zu./Und wel-
cher Freude sehe ich da entgegen!/O da
werde ich auch Dich, mein Lieber!/in himm-
lischer Liebe umarmen,/da jene 6 – wie soll
ich sie nennen! meine Lieben,/in himmli-
scher Wonne um mich sehn,/da mit Dir und
ihnen in das Lob einstimmen:/Heil sey dem,
der auf dem Thron sitzt, unserm Gott und
dem Lamm!/Und so gehe ich nun von Dei-
nem Grabe,/wo auch Dein Leib ruhet auf
Hoffnung,/gebeugt und doch erheitert, er-
heitert durch das Licht jener Welt./Im Glau-
ben an den,/der einst auch meiner seligen
Mutter,/und ihrem Kinderreihen/seine
Hand gereicht hat,/will ich getrost meinen
Pilgerweg fortsetzen,/und Du,/mein noch
übriger lieber Sohn,/mein lieber Christian,/
gehe mit/im Aufsehn auf den Herrn,/der
auch Dein Gott und Vater ist./Ihm sey unser
ganzes Leben geweiht!/Ihm und seinen
treuen Händen/auch unser Geist auf das/
Ende unseres Laufs empfohlen.

Pfarrer Joseph Eberhardt Eidenbenz starb nach 7jähriger seelsorgerischen Tätigkeit in der Gemeinde am 10. August 1800 im Alter von 50 Jahren. Seine Frau setzte ihm im Gönninger Kirchenbuch ein poetisches Denkmal.

von anderen Gönningern benutzten alten Handelsweg von Wien nach Galizien. Zu den Reisewegen vgl. „Einiges von den Erlebnissen deß Johann Martin Merz aus Goenningen O/A Tübingen Kgr. Württemberg 1865“, bearb. von Astrid Wendt (Samenhandelsmuseum Gönningen).

23. 1. 1804 Den 23. ej. starb in Durlach auf dem Saamenhandel Johann Martin Föll an einer hizigen Krankheit, die nur 2 Tage gedauert hatte und er wurde daselbst am 24. ej. Nachmittags 4 Uhr zur Erde bestattet. Aet. 63, 11, 7.

Sept. 1804 Nach eingeloffenem Todesschein starb zu Großlellenfeld* im Fürstenthum Anspach an einer Lungensucht Johann Georg Schuh, Kiefers Sohn, aet. 37 J., 1 M., 9 Tag. [*Keine weiteren Angaben.*]

* Zwischen Dinkelsbühl und Gunzenhausen.

1. 1. 1805 in der Nacht. Johann Georg Loeffler, Jacobs Sohn, Burger und Händler, aetas 39, 5, 28 und Philip Christoph Händle, Barbierer, 54, 6.* Diese beide Männer, von denen der erstere ein gutes, der Zweite ein allgemein schlechtes Prädikat zurückläßt, sind in der Nacht vom letzten Dec. auf den 1 sten Januar, jener auf seinem Rückweg vom Handel, dieser auf dem Rückweg von Genkingen verirrt und erfroren. Loeffler wurde im Eschingerbach am 2. Januar, Händle auf dem Roßberg am 3. Januar gefunden und beide nach genommener Legal-Inspection ehrlich beerdigt.

* Näheres über Händle nicht feststellbar.

11. 3. 1805 Nach eingeloffenem Todesschein ist zu Collmar im Oberrheinischen französischen Departement d. 6. März 1805 an Engbrüstigkeit gestorben Johann Georg Leuthe, aet. 34 J., 7 M., 21 Tag. Er ist sodann den 8. März daselbst auf dem evangelischen Friedhof honeste beerdigt worden.

26. 4. 1805 Johann Georg Grauer, Bruder des Verstorbenen, übergab dem Pfarramt seinen von Heidelberg erhaltenen Todesschein, welcher also lautete: Im Jahr Christi 1805 starb dahier d. 20. April Abends 9 Uhr und wurde nach christl. Gebrauch begraben Johann Jacob Grauer, ein lediger Sohn von Johann Jacob Grauer, des Gerichts und Saamenhändler von Gönningen Tübinger Oberamts evang. Lutherischer Religion, seines Alters 25 Jahr. Das solches fideliter extrahirt worden attestirt DD Pfister, Kurbadischer Kirchenrath und Erster evang. lutherischer Pfarrer in Heidelberg d. 22. April 1805.

26. 2. 1806 Am 26. Febr. a. c. ist Jacob Vatter, Wagner, als er mit seinem Schwager Johann Georg Grauer auf der Donau nach Passau fahren wollte, durch einen Aufstoß des Schifs an einem Felsen samt seinem Schwager in die Donau geschleudert, letzterer noch gerettet, er hingegen von den Wellen verschlungen, auch sein Leichnam biß jetzt nicht mehr gefunden worden. Er erreichte ein Alter von 44 Jahren u. 2 Monaten.

20. 12. 1806 Copia des dahier eingeloffenen Todtesscheins aus Warschau. Jacob Schuh ist den 6. Nov. allhier verstorben u. d. 9. Nov. 1806 auf dem Begräbnißplatz in Warschau christlich beerdigt worden, welches aus dem Begräbniß Protocoll ausgezeichnet und zu völliger Beglaubigung mit sigill an evangelische Gemeinde A. A. C. untersigelt worden Warschau d. 9. Dec. 1806 Aeltester und Vorsteher A. A. C. Johann John Johann Ernst Dietrich.

Am 1. Januar 1808 beginnt ein neues „Todten-Register“, mit einem anderen Eintragungsschema.

12. 2. 1809 Johann Georg Herrmann, Tagelöhner und Händler, 74 [Jahre], 11 [Monate], 13 [Tage], (Schlag-Fluß). Nach einem dem Pfarramt in Dürrenwaldstetten eingeloffenen Todtenschein ist er daselbst den 12. Febr. Nachmittags 3 Uhr gestorben und den 15. ejusdem daselbst ritu catolico ehrlich beerdigt worden.

7. 3. 1810 Johann Michael Zimmermann, Händler, 33, 1, 21. (Hiziges Nervenfieber). Nach eingeloffenem Todesschein zu Nürnberg, in der Vorstadt Gasenhof am 7. März um 9 Uhr Vormittags/wurde auf dem Kirchhof zu St. Rochus daselbst, wohin ihn seine damals gerade anwesenden Mitbürger trugen, beerdigt d. 9. ejusd.

14. 5. 1811 Zwei Brüder. Beide Händler, beide noch ledig.

Johannes Zimmermann, 22, 5, 12. Er fuhr vom Dorfe Anginiken* zur krakopolschen Gemeinde gehörig, im kollwergschen District im Lomzaschen Departement des Herzogthums Warschau, hinweg und wollte vor dem Dorfe im See Anga seine Pferde tränken. Im Durste liefen sie zu hizig in die Tiefe des Sees, der Leitriemen, womit er sie halten wollte, riß entzwey und im Angesichte seines Bruders und einigen Herbeyleitenden ertrank er, nach eingeloffenen gerichtlichen Zeugnissen, samt den Pferden. Beerdigt d. 15. May auf dem Gottesacker der Krakopolschen Gemeinde.

* Vermuthlich im Sumpfgelände der Masurischen Seen in der Nähe von Angerburg (ehemal. Ostpreußen).

25. 5. 1811 Johann Jacob Zimmermann, 25, 5, 24. Der Bruder des Obigen, Johann Jacob Zimmermann, der Augenzeuge von dem unglückl. Tode seines Bruders Johannes war, reißte nach seiner Heimath zurück. In Dünkelsbühl ereignete es sich, daß er im Mühlgraben todt gefunden wurde. (In der Nähe des Wirthshauses). Bei vorgenommener Legal-Inspection hatte er einige Messerstiche, zwei im Hals und andere im Leib. Da das Messer nicht ihm zugehörte, so bleibt es in Dunkelheit eingehüllt, ob er es selbst gethan hat oder ob er von anderen meuchelmörderisch ermordet worden ist. Wenigstens sagte der Vater und die Schwester des Verunglückten, daß sein Messer noch in der Tasche gefunden, der Beutel, worin er sein Zehrgeld bey sich führte, nicht mehr bey ihm gefunden worden sey. Gottes Tag wird auch diese Geschichte klar machen. Er wurde übrigens als Selbstmörder betrachtet und als solcher beerdigt.

11. 3. 1813 Johann Jacob Herrmann, Händler, Weber, Alter 57 [Jahre], 3 [Tage], wurde im Badenschen ermordet und seines Geldes beraubt. [*Keine weiteren Angaben.*]

21. 11. 1813 Johann Jacob Schuh, Saamenhändler, 41, 5, 16. Stock- und Schlagfluß, zu Regensburg im Wirthshaus zum Greifen auf seiner Handelsreise nach Ungarn, d. 21. Nov. früh 8 Uhr. 23. ej. nach vorhergegangener Legal Inspection daselbst beerdigt.

17. 3. 1814 Matthäus Luz, Schneider, 57 J., 22 Tg. Nachlaß der Natur. Lt. Todesschein vom Pfarramt zu Klein-Jagersheim* a. 17. März auf dem Saamenhandel. Beerd. 19 ej. an gedachtem Ort abends 5 Uhr.

* Muß wohl Klein-Ingersheim heißen (zwischen Ludwigsburg und Mundelsheim).

20. 1. 1815 Johannes Zimmermann, weil. Joh. Zimmermanns led. Sohn, 32 J., 19 Tg., an Brustbeschwerden. Laut einem Schreiben vom Oberamtsverweser in Freudenstadt

starb er den 20. Jan. Abends 7 Uhr daselbst im Wirthshause zur Linde und wurde, da man keinen Thaler Geld bey ihm fand, auf die Anatomie nach Tübingen geliefert.

12. 5. 1815 Friederich Ziegler, Ehmänn, Händler, 46, 1, 22. Nervenfieber. Nach eingeloffenem authentischen [?] Todesschein, zu Pesth in Ungarn d. 12. May Abends 6 Uhr, beerdigt d. 13. May Abends auf dem evangel. Friedhof daselbst.

25. 12. 1815 Johannes Reiber, Schuhmacher, ledig, 21 J., 10 Tg. Nach einem den 29. Januar anni curr. hier angekommenen Schreiben von dem Pfarrer der evang. deutschen Gemeinde zu Schemnitz* in Ungarn, Herrn Johann Winterlich, d. 9. Januar 1816 ist gedachter Johannes Reiber an einer Verkältung nach einem nur 4tägigen Krankenlager daselbst den 25. Dec. vorigen Jahres gestorben und am 27. December bey einer Leichenrede und ehrenvoller Begleitung beerdigt worden.

* Schemnitz, heute Banska Stiavnica (Slowakei).

1. 1. 1816 Abraham Schweizer, Händler, 33, 5, 5. Hatte nach einem vom russischen Gouvernement Minsk sowohl als von dem in diesem Gouvernement angestellten evangelischen Pfarrer Samuel Karstadt eingeloffenem Todesschein das Unglück, daß das Eis, auf welchem er mit seinen Pferden zu einer eingehauenen Oefnung hineinreiten wollte, um sie zu tränken, unter ihm brach, wo er sogleich unter das Eis kam, und den 1. Januar 1816 ertrank. Sein Leichnam wurde von Sachmalowitsch, wo das Unglück geschah, nach Minsk gebracht und dort beerdigt.

20. 1. 1816 Maria Barbara, Ehefrau (Eltern Jacob Schall, Schneider u. weil. Catharina g. Vatterin). Ihr Mann, der von ihr, weil er entloffen ist, geschieden worden war, Johann Michael Zimmermann, Schneider, 55 J., 7 Mon., 5 Tg. Nach einem von dem protestantischen Pfarrer, Herrn Johann Martin Kraft zu Ortenburg im unteren Donau Kreise bey Passau, dahier eingeloffenem Todesschein ist sie in gedachtem Ort, nachdem sie 5 Wochen lang an der Wassersucht krank gelegen, den 20. Jan. Abends ½ 6 Uhr gestorben und den 23. darauf mit allen bey bürgerlichen Leichenbegängnissen gewöhnlichen Feierlichkeiten beerdigt worden.

4. 2. 1816 Johannes Ziegler, Wittwer, Händler, 42 J., 11 Tg. Stick- u. Schlagfluß, zu Göglingen in Württemberg, im Wirthshaus zum Ritter u. [beerdigt]: zu Göglingen d. 6. Februar Abends bey der Bettglocke.

May 1816 Johann Georg Ziegler, Händler, 33, 9, 24. Nach eingeloffenem, von Pastor Granbaum unterzeichneten Todesschein ist er im Stadtpital zu Odessa d. 26. Nov. 1814 an einer sich selbst zugezogenen, onglücklichen Krankheit gestorben. Beerdigt in Odessa.

21. 10. 1816 Jacob Friedrich Reiber, g. d. 10. Sept. 1768, Tagelöhner, ledig, 48, 4, 1, Stick- und Schlagfluß, zu Pflummern, d. 21. Oct., [beerdt.] d. 23. ej. zu Pflummern.

17. 11. 1816 Maria Barbara Stumpp, ledig, 51, 2, 18. Blutsturz. 17. Nov. früh 7/8 Uhr in Teinach Calwer Oberamts wo sie bettelte. [Beerdt.] d. 20. ejusd. nach genommener Inspection, Vormittags 10 Uhr auf dem Kirchhof in Zavelstein.

19. 11. 1816 Johann Georg Loeffler, g. d. 23. 9. 1752, ehemals in Preuß. Diensten, im Alter Tagl. u. Bettler, 64, 1, 26. Brandfieber. Laut Pfarramtl. Nachricht zu Schönaich Böbl. Oberamt. Beerdigt in Schönaich den 21. November in der Bettstunde.

26. 12. 1816 Johann Jacob Kemmler, Weber, Samenhändler, 69, 4, 17. Nachlaß der Natur. Zu Schramberg laut eingeloffenem Todesschein von Herrn Pfarrer Werdich d. 26. Dec. früh $\frac{1}{2}$ 8 Uhr. [Beerdigt] d. 28. December.

12. 3. 1817 Rosina Reiber, geb. 23. Mai 1752, Wittwe, 61, 9, 12. Nachlaß der Natur. 12. Mart. zu Eckenweiler Rotenburger OberAmts. Von da aus in die Anatomie nach Tübingen geliefert.

23. 11. 1817 Johann Caspar Schuh, lediger Saamenhändler oder Schuhmacher vagant, 31, 9, 6. Nach eingeloffenem officiellen Schreiben hat er sich zu Laupheim, Wiblinger Oberamts, wo er, weil er einen abgeloffenen Paß vorzeigte, in Arrest genommen wurde, in der Nacht vom 23. November auf den 24. im Arrest erhenkt.

15. 3. 1818 Johann Michael Stumpp, geb. 29. Nov. 1767, lediger Beckenknecht, 50, 3, 17. Starb, nach eingeloffenem Todesschein, im Spital zu Chur in Graubünden an einer hizigen Krankheit den 15. März dieses Jahres. Der Todesschein war vom Aufseher des Spitals Johann Jacob Dolp unterschrieben.

29. 4. 1818 Johann Martin Bader, Saamenhändler, 30, 5, 18. Lungenentzündung. Laut eingeloffenem Todesschein d. 27. April früh $\frac{3}{4}$ auf 6 Uhr zu Nürnberg im Gasthof von 1452. Beerdiget in Nürnberg d. 29. April in Gegenwart einiger hiesiger Bürger.

7. 6. 1818 Johann Martin Reiber, Mezger, 58, 10, 29. Hat sich laut eingeloffenem Schreiben vom Oberamte Nürtingen d. 6. Junius im dortigen Stadtwald erhenkt und ist in Nürtingen ad locum separatum den 7. Junius begraben worden.

13. 6. 1818 Jacob Haid, Wittwer, Gassenwirth, Händler, 39 J., 24 T., Nervenfieber. Zu Nürnberg in der rothen Glocke im Gastenhof d. 13. Junius Nachts 2 Uhr. Ebendasselbst [beerdigt] d. 15. Junius Vormittags 9 Uhr im Beysein seines Bruders.

16. 1. 1819 Johann Georg Haubensack, Rathsverwandter und Sonnenwirth dahier, Saamenhändler. 42, 2, 24. Auszehrung, zu Gießen auf dem Saamenhandel den 16. Januar. [Beerdigt] Ibidem d. 18. Januar laut Todesschein von H. G. Superintendent J. F. C. Buff.

4. 2. 1819 Johann Martin Herrmann, geb. 6. Aug. 1780, Händler, 38, 6, 28. Hiziges Nervenfieber. Nach eingeloffenem Todesschein von Herrn Pastor Carl Sederholm starb er zu Charkow in Rußland d. 4. Februar an einer hizigen Krankheit und wurde daselbst den 6/18 ej. auf dem evangel. Kirchhof feyerlich beerdiget.

28. 9. 1819 Johann Jacob Reiber, g. d. 16. Sept. 1747, Schneider, 72 J., 12 T., an einem Stickfluß. Zu Böblingen im Wirthshauß zum Bären d. 28. Sept. Mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr. [Beerdigt] Ebendasselbst d. 29. Sept. Abends 6 Uhr.

9. 11. 1819 Johannes Loeffler, geb. d. 3. Febr. 1786, Händler, 33, 10, 6. Hat sich in Gießen mit mehreren Messerstichen selbst entleibt und ist dort auf die Anatomie gethan worden. Dieses gab ein Augenzeuge, Johann Martin Haubensak, Sonnenwirths Sohn, an. Die That geschah laut eingeloffenen Aml. Nachricht d. 8. Nov. Er starb aber erst am folgenden Tag d. 9. Nov.

13. 12. 1819 Abraham Stumpp, geb. d. 3. Nov. 1791, Beck und Saamenhändler, 28, 1, 10. Halsentzündung. Am 13. December nach $\frac{1}{2}$ 2 Uhr zu Zwingenberg im Großherz-

ogthum Hessen, laut erhaltenem Todesschein daselbst d. 14. Dec. in der Stille, wie es dort gewöhnlich ist, beerdigt.

24. 1. 1821 Johann Michael Wagner, geb. 24. Jan. 1757, ledig, Beck, 64, ertrinkt zu Lustnau im Nekkar zunächst bey der Brücke, den 24. Januar ungefähr Mittags 12 Uhr und wird um 1 Uhr todt gefunden. [Beerd.] d. 26. Jan. in Lustnau.

30. 7. 1821 Michael Leuthe, g. d. 12. Apr. 1750, Bauer u. Händler, 71, 3, 18. Stirbt an einem Stick- und Schlagfluß zu Ennetach bey Mengen d. 30. Julius Ab. 5 Uhr laut Todtenschein von PfarrKaplan Hartmann zu Ennetach und wurde daselbst begraben d. 1. Aug. früh 7 Uhr.

27. 3. 1822 Johann Michael Wagner, geb. 11. Sept. 1762, Weber, Samenhändler, 39, 6, 19. Nervenschlag. Wurde am 27. März Vormittags 9 Uhr auf dem Wege von Ispringen nach Pforzheim todt gefunden, nach Pforzheim gebracht und legaliter untersucht. Beerdigt in Pforzheim d. 28. März Nachmittags 4 Uhr.

1822 Johann Georg Reiber, Jakobs, Metzgers Sohn, B. und Händler hier, copuliert mit Marie Agner Reiber, geb. Stumpp, 1818. 1822 in Rußland verschwunden. (Ermordet?) Diese Eintragung findet sich erst unter Nr. 32 vom 28. Mai 1882 beim Tod seiner Witwe Marie Agnes Reiber (86 J., 5 Mon., 7 Tg.).

10. 8. 1824 Johann Martin Loeffler, geb. 3. Jun. 1779, Händler, 43 J., 2 M., 6 Tg. Wurde d. 10. Aug. von Ulm herkommend auf dem Fußpfad zwischen Honau und Großengstingen, auf Honauer Markung am Stickfluß gestorben, gefunden, und nach genommener Legal Inspection zu Honau am 12. ejusd. honeste begraben.

3. 2. 1826 Andreas Wagner, Jacobs Sohn, Bauer und Händler, 59 J., 3 M., 15 Tg., Stickfluß. Nach eingeloffenem Todtenschein von dem Großherg Badenschen Pfarramt Unterschüpf* Decanats Boksberg d. 3. Febr. frühe 3–4. [Beerd.] d. 5. ejusd. Unterschüpf. * Unterschüpf liegt zwischen Boxberg und Lauda-Königshofen.

3. 2. 1826 Jacob Ziegler, Michaels Sohn, n. 23. May 1775, Händler, 50 J., 8 M., 11 T., Folgen der Gelbsucht, in Oberachern auf dem Handel, zwischen Rastadt und Offenburg d. 3. Febr. Abends 4, daselbst begraben d. 5. ejusd. Abds. 4, laut TodesScheins d. d. 5. Febr. 1826.

4. 3. 1826 Johann Martin Reiber, geb. 14. Sept. 1805, lediger Sohn, 20 J., 3 M., 18 T. Dieser junge Mensch, dem das Lob einer geregelten Aufführung nicht versagt werden kann, kam den 4. Mart. Abends vom Handel aus der Schweiz zurück, gieng mit seinem Bruder Jacob Friedrich nach dem Nachteßen zu seinen Cameraden in die Schwane, alle begleiteten gegen 11 Uhr Nachts den Sohn des Beständers auf der alten Burg, auf der Straße, unfern des Schädelweges gegen Bronnweiler, zog Heinrich Haid, Sohn des Joh. Mart. Haid, Tuchers, das Meßer und stach den Reiber durch die Brust, so daß dieser auf der Stelle todt niedersank, der Unglückliche wurde nach geschehener Section am 8. Mart. honeste begraben, der Mörder aber [...] zu 11jähriger [?] ZuchthausStrafe verurtheilt.

8. 3. 1826 Johannes Schumacher, n. 7. 11. 1781, Schneider und Händler, 44 J., 4 M., 1 T., starb nach eingeloffenem Todtenschein von dem Evang. StadtprAmt in Rastatt, im

Wirthshaus zum Grünen Baum, daselbst an innerem Katharrfieber d. 8. März 1826, frühe 2 Uhr, begraben d. ejusd. frühe 7 ½ Uhr.

20. 1. 1826 Johannes Wagner, n. 25. Sept. 1799, Händler, 26 J., 4 M. weniger 5 Tage. Nach einem von dem Pastor an der Evangelischen Catharinen Kirche, August Jahn, in Petersburg ausgefertigten und von dem K. Württembergischen Gesandten in Petersburg, Prinzen von Hohenlohe, contrasignirten TodesSchein, starb Johannes Wagner daselbst an GemüthsKrankheit und dazu gekommenem NervenFieber d. 20. Jan. abends und wurde ehrenvoll begraben d. 22. ejusd.

NB. Die Krankheit des Wagner, und die Art seines Begräbnißes ist im TodtenSchein nicht angegeben, sondern aus anderen glaubwürdigen Briefen erhoben.

29. 3. 1827 Johann Martin Wagner, n. 4. Febr. 1784, Händler, 43 J., 1 M., 25 T. Gesichtrose und Halsentzündung. Odense in Dänemark, d. 29. Mart. lt. eingeloffenem TodesSchein von dem dortigen Stiftsprobst Paludan Müller, d. 2. April 1827, [beerd.] Odense, d. 2. April.

1827 Johann Martin Vatter, n. 24. Dec. 1769, Wagner, 57 J., 6 M., 2 T. Odessa, im Spital. Todesart und Beerdigung unbekannt. Todesschein kam erst im März 1831 hierher.

17. 8. 1827 Johann Georg Haubensak, n. 26. Apr. 1797, Müller und Händler, 1829, 30 J., 3 M., 22 T., heftige Erkältung durch schnelles Biertrinken nach großer Erhitzung. Coblenz, auf der Heimreise von Harlem, 17. Aug. Coblenz. sequenti laut TodtenScheins.

17. 11. 1827 Johannes Reiber, Webers Sohn, n. 21. Mart. 1788, Händler, 39 J., 8 M. weniger 4 T. HirnEntzündung. Laut eingeloffenem TodesSchein von dem Decan und Pfr. von Brunn, in Liestal, Cantons Basel d. 17. Nov. frühe 6, [beerd.] d. 19. ejusd.

18. 1. 1829 Abraham Friedrich Kemmler, n. 1. Nov. 1783, Händler, 45 J., 2 M., 17 T. Auszehrung. 18. Jan. 1829 laut übergebenem TodesScheins von dem evangl. Pfarrer Joh. Michael Schwarz, in Eperies* in OberUngarn, auf der Rückreise vom Handel.

* Eperies, in der früher deutschsprachigen Zips (heute Presov, Slowakei), war ein Knotenpunkt alter Paßwege von Ungarn nach Polen durch die Karpaten.

13. 3. 1829 Anna Barbara Wagnerin, n. 24. Oct. 1807, ledige Tochter, 21 J., 4 M., 17 T. Catarrh. Fieber. D. 13. Marti frühe 4 Uhr in Rauweiler, Depart. Nieder-Rhein, wo sie auf dem Handel war. In dem französisch geschriebenen TodesSchein ist der BegräbnißTag nicht bemerkt.

23. 1. 1830 Johann Georg Wagner, Joh. Mich. Sohn, n. 20. Nov. 1784, Händler, 45 J., 2 M., 3 T. 23. Jan. in Schlüchtern im Kurfürstenthum Hessen, abends nach 4 Uhr, nach 7 Wochen langem höchst schmerzhaften Krankenlager an einem Beinbruch, verursacht durch den, angeblich, unfreiwilligen Sturz aus dem Fenster eines Wirthshauses. Er wurde daselbst am 25. ejusd. Nachmittags ehrlich begraben. Es war ein Beinbruch am Oberschenkel, das Bein hatte nicht nur Fleisch und Haut, sondern auch die Beinkleider durchstochen.

23. 1. 1830 Johann Georg Ziegler, n. 26. April 1771, Maurer und Händler, 58 J., 8 M., 25 T., an Gedärmentzündung nach nur 2tägigen Leiden, vermöge beigebrachtem ärztlichen Zeugniß und BegräbnißScheins, in Stein am Anger*, Eisenburger Comitats in

NiederUngarn auf der Handelsreise d. 23. Jan. frühe 6 Uhr gestorben und daselbst honeste begraben.

* Steinamanger (Szombathely).

26. 4. 1831 Johann Michael Fezer, n. 5. Jun. 1774, Händler, 56 J., 10 M., 22 T. Lungen-Sucht. Auf dem Handel aus Ungarn zurückkommend, kam er krank in Wien an, traf dort einige hiesige Händler, welche ihn in das allgem. Krankenhaus brachten, worinnen er schon nach 30 Stunden d. 26. April 1831 starb, und am 28. ten ejusd. daselbst honeste begraben wurde.

8. 6. 1832 Johann Georg Grauer, n. 29. Jan. 1777, Händler, 55 J., 4 M., 9 T., in Riga, laut beigebrachtem TodesSchein auf Heimreise vom Handel, an der Hirnhautentzündung, d. 8. Jun. [beerd.] d. 11. ejusd. in Riga.

16. 10. 1833 Johann Jacob Reiber, n. 26. Febr. 1803, lediger Händler, 30 J., 7 M., 20 T. Den 16. Oct. im BrestHause zu Mainz. *[Keine näheren Angaben.]*

4. 1. 1835 Andreas Martin Kemmler, n. 9. May 1786, Metzger und Händler, 49 J., 8 M., 26 T. Hat sich aus Schwermuth in Odessa, wo er seines Handels halber einige Zeit sich aufhielt, in der Wohnung des Colonisten Jacob Stohler, am 4. Jan. 1833 Mittags halb 11 Uhr selbst erschossen; die dortige Behörde gab ihm in den hieher mitgetheilten Protocoll Auszug das Zeugniß einer guten Aufführung, welches ihm der Wahrheit gemäs auch hier ertheilt wird.

24. 3. 1835 Jacob Johann Scheurer, n. 7. Mart. 1790, Händler und Maurer, 45 J., 16 T., wurde am 24. März 1835 im Haunfluß kurhessischen Amts Burghaun* todt gefunden, ohne daß mit Sicherheit erhoben werden konnte, wie er in den Fluß gerathen ist. Tags zuvor war er noch in Gesellschaft des Joh. Schmeißner gereist, am näml. Tage war er an benanntem Fluß zurückgeblieben, und ob vorsätzlich oder aus Onachtsamkeit hineingestürzt? ist allein Gott bekannt; er wurde honeste begraben.

* Burghaun: zwischen Schlitz und Hünfeld, nördl. von Fulda.

28. 12. 1835 Johann Georg Haid, n. 9. Sept. 1789, Richters Sohn, Gaßewirth, 46 J., 3 M., 12 T. Nach eingekommenem TodesSchein von Pfarrer Usener in Marburg starb Haid daselbst am 21. Dec. 1835 im Gasthof zur Stadt Frankfurt und wurde daselbst begraben am 23ten ejusd. Es war im TodesSchein keine Erkrankung angegeben.

10. 2. 1837 Johann Michael Stanger, g. 10. Sept. 1785, Händler, 51 J., 5 M. Schlagfluß. D. 10. Febr. im Krankenhaus zu Vilshofen, Königl. Bairischen Landgerichts Unter Donau Kraiss. Auf der Handelsreise. [Beerd.] in Vilshofen den 12 ten ejusd.

27. 2. 1837 Johann Georg Sauter, g. 18. Juni 1778, Maurer, 58 J., 7 M., 9 T., die Krankheit im TodesSchein nicht angegeben, [gest.]: Lichtenau in Kur-Heßen, 27. Febr. 1837. [Beerd.] Daselbst d. 1. März.

20. 2. 1839 Conrad Fr. Ruoff, g. 11. Sept. 1806, Händler, 33 J., 2 M., 17 T., Auszehrung, Lißa im Großherzogthum Posen, den 20. Febr. 1839 laut TodtenScheins d. d. 13. Juni 1839 auf dem Handel. [Beerd.] 22. Febr. in Lißa auf dem GottesAcker evang. Kreuz-Kirche.

26. 6. 1840 Johannes Ziegler, geb. 17. April 1804, Händler, 36 J., 2 M., 9 T., nach Privat-Nachrichten infolge eines Unglücksfalles. Bei den Barmherzigen Brüdern in Wien. Wien, 26. Juni 1840, laut TodesSchein. [Beerd.] Wien 1840.

25. 7. 1840 Johann Georg Schuh, geb. 19. März 1796, Händler, 44 J., 4 M., 6 T. Scheint ertrunken zu sein. Lübek, 25. Jul. 1840 am Ufer des TraveFlußes gefunden. Kein Todesschein, nur auf PrivatNachrichten. [Beerd.] unbekannt.

17. 12. 1840 Ursula Margarethe, geb. in Grüşch, Kanton Graubünden, 9. Nov. 1840, Kind.* Eltern: Johannes Reiber, Händler, Anna Maria, geb. Häußler, 1 Mon., 8 T., Gichter. [Gest.] in Zizers, Kanton Graubünden 17. Dec. 1840 laut Todesschein, unterzeichnet von Johann Georg Monsch, Pfarrer in Zizers. [Beerd.] Zizers, 20. Dec. 1840.
* Ein auf der Handelsreise der Eltern in der Schweiz geborenes und nach fünf Wochen verstorbenes Kind.

17. 1. 1841 Jac. Heinr. Kemmler, geb. 21. Mai 1812, Händler, 29 J., 7 M., 27 T., Brustkrankheit. Basel, Stadt. 17. Jan. Morg. 4–6 (laut PfarrAmtl. TodesNachricht und Todesschein). [Beerd.] 19. Jan. Morg. 8 auf dem GottesAcker zu St. Theodor.

25. 1. 1841 Anna Haubensak, g. 10. Febr. 1772, ledig, 69 J. weniger 16 T. Entkräftung in Folge der beschwerlichen Handelsreise. 25. Jan. Abends 6 Uhr in Berg bei Friedrichshafen laut Todesschein vom kath. Pfarramt in Berg. Unterzeichnet Kees, AV. [Beerd.] 27. Jan. Nachmittags 3 in Berg bei Friedrichshafen.

4. 4. 1841 Franz Leuthe, geb. 31. Dec. 1781, Schuster und Händler, 59 J., 3 M., 4 T. Kam auf der Handelsreise 4. April Nachmittags unwohl in Rodt an und starb 2 Stunden darauf. Lungenlähmung. Rodt, Filial von Lombach, OA. Freudenstadt, 4. April, Abends 5 Uhr. Laut Todesschein. [Beerd.] Loßburg, Fil. von Lombach, 7. April Nachmitt. 2.

7. 4. 1841 Joh. Jac. Mauser, geb. 26. Nov. 1801, Händler, 39 J., 4 M., 10 T. Untergegangen in der Donau mit dem überladenen Kahn bei dem Marktflücken Batta* in Ungarn 6. April Nachmitt. zwischen 2 und 3 Uhr. Laut Ungarisch-lateinischem, ins Deutsche übersetzten TodesSchein, „signatum Batta 7. April durch Johann Joó v. h. beedeter OrtschaftsNotar“.

* Bática bei Kalocsa, nicht weit von Bonyhad, Fünfkirchen und anderen deutschsprachigen Reisezielen.

26. 10. 1841 Joh. Mart. Reiber, geb. 7. 5. 1804, Händler, 37 J., 5 M., 19 T., in Folge wiederholter Blutstürze auf der Handelsreise, Darmstadt, Hauptstadt des Großh. Hessen, 26. October Nachmitt. 4 ½ Uhr lt. Todesschein. [Beerd.] 28. Oct. Morg. 8.

14. 11. 1841 Maria Barb. Reif, geb. 24. Febr. 1820, ledigeTochter, 21 J., 8 M., 20 T., Nervenfieber auf der Handelsreise, Brehmen, Fil. v. Hohenstadt im Großh. Baden, 14. Nov. Abends 3 (lt. Todesschein), beerd. 16. Nov. Abends 3.

27. 3. 1842 Mar. Barb. Löfler, g. Hoch. geb. 17. Mai 1808, Ehegattin von Johannes Löfler, Händler, 33 J., 10 M., 10 T. Unterleibsentzündung. Gladbach im Reg. Bez. Düsseldorf des Königr. Preussen, 27. März 1842, Morg. 11. Lt. Sterbe-Urkunde vom BürgermeisterAmt in Gladbach unterz. Kühnhaus 31. März 1842 (aufbewahrt vom SchultheissenAmt).

8.2.1843 Johann Martin Digel, geb. 2. Decbr. 1790, Bürger und Händler, 52 Jahre, 2 Monate, 6 Tage. Schwindsucht. Petershof in Riga oder Liefland, den 27. Jan. alten oder 8. Febr. neuen Stils Morgens 7 ½ Uhr, 1843. [Beerd.] d. 30. Jan. alten u. 10. Febr. neuen Stils auf dem Friedhof der Dalbingenschen ev. lutherischen Kirche.

10.3.1843 Johann Martin, geb. zu Deißlingen OA. Rottweil, 24. Febr. 1843, Kind, Eltern: Johann Georg Stumpp, Händler, und Anne Marie, geb. Reiber, 14 Tage. Gichter. Deißlingen, OA. Rottweil, d. 10. März 1843, Morg. 9 Uhr, wo die Mutter sich auf dem Handel befand. [Beerd.] Deißlingen, 12. März 2 Uhr nachm.

20.3.1843 Johann Martin Häußler, ledig, geb. 16. Febr. 1806. Händler und Gärtner, 37 J., 1 Monat, 4 Tage. Lungenentzündung. Clausenburg d. 20. März 1843 beerd. 22. März ej. ann. Clausenburg. Die Nachricht von seinem Tode kam erst am 28. Febr. 1851 in Gönningen an, auf diplomatischem Wege vermittelt.

20.12.1843 Johann Jacob Etter, geb. 8. April 1790, Bürger und Maurer, auch Saamenhändler, 53 Jahre, 8 Mon., 18 Tage. Brustentzündung. Jainingen, Landgerichts Lauingen im Kreiß Schwaben und Neuburg im Königreich Baiern, d. 20. Dec. 1843 [beerd.] Jainingen, d. 28. Decbr in der Frühe.

11.11.1844 Johannes Wagner, geb. 14. April 1799, Bürger und Händler, 45 Jahre, 6 Mon., 28 Tage, Schwindsucht. Odessa im Stadthospital, d. 11. Nov. 1844 russ. Rechnung, früh 3 Uhr. [Beerd.] Odessa, auf dem Kirchhof der evang. lutherischen Gemeinde daselbst am 15. Nov. ej. ann. nach russischer Zeitrechnung.

21.2.1845 Johann Michael Frick, geb. 12. Jan. 1775, Bürger und Händler, 70 Jahre, 1 Monat, 9 Tage. AltersSchwäche. Schussenried OA. Waldsee, d. 21. Febr. 1845 10 ½ Uhr, auf der Reise. [Beerd.] Schussenried bei St. Martin auf dem gemeinschaftl. Friedhofe, d. 23. Febr. Nachmittags 2 ½ Uhr.

17.2.1846 Johann Georg Reif, geb. 1. Octbr. 1791, Bürger, Weber und Händler, 54 Jahre, 4 Mon., 16 Tage, Schleimschlag. Alzenau im Königreich Baiern (Unter-Main-Kreis) den 17. Febr. 1846 früh 1 ½ Uhr auf seiner Handels-Reise. [Beerd.] Alzenau, d. 18. Febr. Abends 4 Uhr nach kathol. Ritus.

6.3.1848 Matthäus Vatter, geb. 23. Febr. 1823, Samenhändler, led. Standes, Soldat. 25 Jahre, einige Tage alt. Wurde in dem an Roßfeld im Elsaß vorbeifließenden Wasser todt gefunden und ist wahrscheinlich ermordet worden. Man fand ihn am 6. März 1848 und es ist die Vermuthung, daß er bereits ca. 14 Tage im Wasser gelegen. Wurde auf dem Gottesacker zu Roßfeld am 7. März in der Stille beerdigt.

2.4.1848 Johann Georg Stumpp, geb. 24. 3. 1819, Händler, ledig. Standes, 29 Jahre, 9 Tage. Nervenschlag, Folge von Unterleibsstockungen. St. Gallen in der Schweiz, auf der Handelsreise, d. 2. April 1848 früh 5 ½ Uhr. [Beerd.] St. Gallen, d. 4ten April in den Friedhof St. Magnus nach evangel. Ritus.

24.4.1848 Georg Michael Scheurer, geb. 18. Septbr. 1783, des Schmiedhandwerks, ledigen Standes, 64 ½ Jahre, Lungenentzündung, Eningen unter Achalm, [beerd.] Eningen u. Achalm, den 26. März früh 7 Uhr in der Stille.

26.4.1848 Wilhelm Friedrich Wagner, geb. d. 28. Jan. 1809, Bürger und Händler, Ehemann, 39 Jahre, 2 Mon., 29 Tage. Schlaganfall. Jassy in der Moldau, d. 26. April 1848,

Mittags zwischen 12 und 1 Uhr. [Beerd.] Jassy auf dem dasigen Friedhof der evang. Gemeinde, den 28. April Nachmittags 4 Uhr.

27.4.1848 Johann Georg Stumpp, geb. den 8. März 1809, lediger Sohn von Johann Georg Stumpp, Bürger und Händler, 39 Jahre, 5 Monate, 19 Tage, Lungenlähmung. Stuben, Filial von Altshausen, d. 27. Aug., früh 3 Uhr. [Beerd.] Altshausen auf dem dasigen Gottesacker nach kath. Ritus, d. 29. April.

28.7.1848 Gottlob Friedrich Stumpp, geb. d. 25. April 1824, ledig, Commis. Eltern Johann Georg Stumpp, B. und Hopfenhändler, Gemeinderath, ux. Marie Barbara, geb. Hoch, 24 Jahre, 3 Mon., 3 Tage. Lungenschwindsucht. Cannstadt, den 28. Juli Nachts 12 ¼ Uhr. [Beerd.] Cannstadt, d. 30. Juli auf dem dasigen Friedhof, früh 7 Uhr.

14.1.1849 Matthäus Grauer, geb. d. 26. Decbr. 1785, Bürger und Händler, 63 Jahre, 19 Tage, Herzwassersucht, Neuhornbach, BezirksGerichts Zweibrücken in der Pfalz des Königreichs Bayern, den 14. Januar Nachmittags 1 Uhr. [Beerd.] Neuhornbach 16. Jan. Nachm. 1 Uhr.

6.2.1849 Johann Jakob Reiber, n.d. 9. April 1823, ledig, des Schusterhandwerks. 23 Jahre, 5 Mon., 12 Tage. Folge eines operirten Leistenbruchs. Metzgingen unter Urach, 6. Febr. Abends 5 ½ Uhr auf der Handelsreise. [Beerd.] Gönningen, d. 9. Febr. Vormittags 10 Uhr. Predigt. Wurde hiehergebracht, weil es ein Wunsch des Verewigten war, hier beerdigt zu werden.

8.2.1849 Anna Klett, geb. zu Scheer, d. 6. Febr. 1849, Kind. Eltern Johann Martin Klett, Bürger und Händler, ux. Regine Christine geb. Reiber. 1 Tag weniger 4 Stunden. Schwachheit, Frühgeburt. Scheer, OA. Saalgau, 9. Febr. Abds. 7 Uhr, wo die Mutter auf der Handelsreise niederkam.

* Gehört eigentlich nicht in diese Aufstellung, steht aber als Beispiel für viele ähnliche Fälle.

2.9.1849 Johann Michael Stanger, geb. 23. Juni 1819, Bürger und Händler, 30 Jahre u. 3 Monate. Cholera. Stettin in Preußen, d. 2. Septbr. auf der Handelsreise, Nachmittags 2 Uhr. [Beerd.] Stettin, d. 5. Septbr. Mittags zw. 1 und 2 Uhr.

5.9.1849 Johann Georg Ziegler, geb. 24. März 1807, Bürger und Händler, 42 Jahre, 5 Mon., 12 Tage, Cholera, Stettin in Preußen, d. 5. Septbr. auf der Handelsreise, Nachmittags 2 Uhr. [Beerd.] d. 8. Septbr., Mittags zw. 11 – 12 Uhr.

* Näheres über den Tod von Johann Michael Stanger und Johann Georg Ziegler in „Einiges von den Erlebnissen deß Johann Martin Merz aus Gönningen“, bearb. von Astrid Wendt, Gönningen, Samenhandelsmuseum.

11.12.1849 Johann Michael Wagner, geb. 21. Mai 1810. Ledig, Händler. 49 Jahre, 6 Mon., 20 Tage. Schwindsucht. Tübingen, d. 10. Decbr. Abends 9 Uhr auf der Reise, im Hospital daselbst. Der Leichnam wurde am 13. der Anatomie übergeben.

24.3.1850 Wilhelm Friedrich Herrmann, geb. 31. März 1814, ledig, Händler. 36 Jahre weniger 6 Tage. In dem Landkrankenhaus bei Kassel in Kurhessen, d. 24. März früh 4 ¾ Uhr. Beerdigt Kassel in Kurhessen auf dem dasigen Krankenhaus Kirchhof 26. März Morgens 7 Uhr.

2. 4. 1850 Johann Jacob Eib, geb. d. 17. Jan. 1812, Ehemann, Händler, 38 Jahre, 2 Mon., 16 Tage. Selbstmord durch Erschießen. Stuttgart d. 2. April Abends 8 Uhr. [Beerd.] Stuttgart d. 5. April Abds. 6 ½ Uhr auf dem Hoppelau-Friedhof.

7. 9. 1850 Johann Michael Ziegler, ledig, Händler, 35 Jahre, 4 Monate, 1 Tag. Entzündung und Vereiterung der Nieren. Ravensburg, d. 7. Septbr. in dem Hospital. [Beerd.] Ravensburg, d. 9. Sept.

19. 2. 1851 Stephan Haubensak, geb. 18. Octbr. 1782, ledig, Händler, 68 Jahre, 1 Mon., 1 Tag. Infolge eines Schlaganfalls, Hirnschlag. Betzenweiler OA. Riedlingen, d. 19. Febr. Abends 4 Uhr. [Beerd.] Betzenweiler, d. 21. Febr. Abends 4 Uhr nach katholischem Ritus.

9. 2. 1851 Johann Jacob Haubensak, geb. 23. Nov. 1810, Bürger und Händler, 40 Jahre, 11 Mon., 17 Tage. Wurde todt in seinem Zimmer gefunden, auf der Handelsreise. Freiburg im Breisgau, d. 9. Febr. früh zw. 5–7 Uhr. Der Leichnam blieb vom 9.–20. Febr. auf der dasigen Anatomie wegen Einleitung einer Criminal-Untersuchung, es ergab sich aber, daß er an einem epileptischen Anfall starb.

9. 3. 1851 Johann Martin Wagner, geb. 16. Juni 1804, Bürger und Händler, 46 Jahre, 8 Mon., 19 Tage. Stockhusten (Asthma). Wallsdorf* im Königreich Bayern, auf der Handelsreise. D. 9. März Abds. 4 ¼ Uhr. Wallsdorf d. 12. März nach evangel. Ritus öffentlich auf dem dasigen Kirchhof beerdigt.

* Nordöstl. von Nürnberg, hinter Schnaittach.

10. 3. 1851 Johann Martin Klett, geb. 19. Nov. 1809, Bürger und Händler, 41 Jahre, 3 Mon., 19 Tage. Wurde den 10. März 1851 früh nach 6 Uhr in dem Gasthause zum schwarzen Adler in Horn* erhängt gefunden. Horn in Oestreich, den 10. März früh nach 6 Uhr. Zufolge gerichtlicher Leichensektion hat sich derselbe selbst entleibt. Nach der Sektion 11. ej. daselbst beerdigt.

* Horn, nördl. von Krems a. d. D., im Waldviertel.

14. 4. 1851 Anna Margarethe Wagner, geb. Häußler, geb. 25. Juli 1800, Wittwe des am 11. Nov. 1844 zu Odessa gest. Johannes Wagner, Bürgers und Händlers, 50 Jahre, 3 Mon., 20 Tage, Nervenfieber. München im Königreich Bayern, d. 14. April Nachmittags im allgemeinen Krankenhause. [Beerd.] München, d. 16. April Nachmittags.

2. 3. 1852 Ursula Reiber, geb. Wagner, geb. 9. Febr. 1802, Ehefrau von Tobias Reiber, Bürger und Händler, 50 Jahr und 22 Tage. Stürzte sich in der Nähe vom kath. Pfarrdorf Daugendorf aus Schwermuth in die Donau und konnte nach Auffindung derselben nicht mehr zum Leben gebracht werden. Daugendorf OA. Riedlingen, d. 2. März 1852 in der Donau gefunden. D. 4 ten März nach geschehener Sektion auf dem dasigen Friedhof in der Stille begraben.

10. 3. 1852 Johann Jakob Dürr, Bürger und Händler, auch Bäcker, 60 Jahre, 1 Tag. Lungenentzündung. Kobrin in Rußland, Gouver. Grodno*, d. 10. März früh 5 Uhr. [Beerd.] Kobrin, auf dem dasigen Gottesacker, d. 11. März vormittag 10 Uhr.

* Im westlichen Weißrußland.

22. 4. 1852 Jakob Friedrich Leuthe, geb. 18. Juli 1808, Ehegatte, Bürger und Händler, 43 Jahre, 9 Mon. u. 4 Tage, Lungenschwindsucht. Rottweil auf der Handelsreise den

22. April Nachmittags 2 Uhr. [Beerd.] Rottweil, d. 15. April auf dem dasigen Kirchhof.

25. 5. 1852 Wilhelm Friedrich Reiber, geb. 20. März 1799, lediger Händler, 53 Jahre, 2 Monate, 6 Tage. Erhenkte sich selbst. Wurde d. 25. May 1852 zwischen 3–5 Uhr auf der Markung Imnau erhenkt gefunden und schon in Verwesung übergehend. Die Augen und andere Gesichtstheile waren von Raben völlig zerhackt u. der Kopf von allen Haaren entblößt. Sein Patent und 3, nach anderen Aussagen 5 Pfening, sowie den Samensack, in welchem nur noch wenig Samen vorhanden, hatte er sorglich in der Nähe des Platzes theils in Steinklüften, theils in Erdlöchern, die er mit Laub und Steinen zudeckte, versteckt. Imnau, im neupreußischen Gebiet, den 6. Mai 1852, Abds. 6 ½ Uhr auf dem Friedhof daselbst in aller Stille. Im Beisein des Pfarrverwesers Villingen v. Imnau nach zuvor genomener Legal Inspection des K. preuß. Physikats und eines UntersuchungsRichters aus Hechingen.

20. 6. 1852 Johann Georg Herrmann, geb. 25. Okt. 1794, Bürger und Gärtner, 57 J., 7 M., 26 Tg. Lungenentzündung. Stetten am kalten Markt im Großherzogthum Baden, d. 20. Juni Nachmittags 2 Uhr. [Beerd.] in Stetten d. 21. Juni 12 Uhr auf dem dasigen Gottesacker.

19. 9. 1852 Johann Georg Reiber, Bürger und Händler, 32 Jahre, 5 Mon., 14 Tg. Cholera. Warschau d. 19. Septbr. früh 8 Uhr, auf der Handelsreise, [beerd.] Warschau d. 19. September 11 Uhr auf dem dasigen evangel. Gottesacker.

19. 9. 1852 Jacob Friedrich März, geb. 15. März 1830, ledigen Standes, 22 Jahre, 5 Mon., 28 Tage. Cholera. Warschau, 19. Septbr. mittags 1 Uhr, auf der Handelsreise. [Beerd.] Warschau, d. 20. Sept. nachmittags 2 Uhr auf dem dasigen evangel. Gottesacker.

* Vgl. Astrid Wendt: Einiges von den Erlebnissen des Johann Martin Merz aus Gönningen, Samenhandelsmuseum.

28. 11. 1852 Anna Maria Reiber, geb. Häußler, geb. d. 18. Febr. 1812, Ehefrau, Wittwer ist Johannes Reiber, Händler, 40 J., 9 Mon., 11 Tage, Unterleibsentzündung. Vicosoprano*, im Canton Graubünden in der Schweiz, den 28. Novbr. Nachmittags 3 ½ Uhr. Auf der Handelsreise. [Beerd.] Vicosoprano d. 30. Nov. Nachmittags 3 ½ Uhr auf dem dasigen Gottesacker.

* Ehem. Hauptort des Bergell, zwischen Chiavenna und dem Malojapaß, an der Straße nach St. Moritz.

10. 12. 1852 Johann Georg Bader, geb. 26. Febr. 1821, Bürger und Bierbrauer, 30 J., 9 Mon., 14 Tg. Ersäufte sich selbst bei Schliersbach im Neckar im Großherzogthum Baden d. 10. Decbr. laut Mittheilung des Oberamts Heidelberg dat. Dec. 1852.

24. 3. 1853 Jakob Haid, geb. 10. Sept. 1826, lediger Händler, 26 Jahre, 6 Monate, 14 Tage. Lungenentzündung und Stöckfluß. Markneukirchen in Sachsen, d. 24. März Nachmittags 1 ½ Uhr auf der Handelsreise. [Beerd.] Markneukirchen, Königreich Sachsen, d. 26. März Abends 5 Uhr.

13. 5. 1853 Katharina Kemmler, geb. Dreher, n. 27. Sept. 1826, Ehefrau von Christoph Friedrich Kemmler, Bürger und Händler, 26 Jahre, 7 Monate, 16 Tage. Nervenfieber.

Bern in der Schweiz, auf der Handelsreise, d. 13. Mai Nachts 9 ¼ Uhr. [Beerd.] Bern, 16. März, Nachmittags 3 Uhr auf dem dasigen Gottesacker, „Rosengarten“ genannt.

14. 12. 1853 Johann Georg Grauer, geb. 17. Mai 1809, Bürger und Händler, 44 Jahre, 6 Monate, 27 Tage. Lungenentzündung. Moskau, den 2. Decbr. nach russischer Zeitrechnung oder den 14. Dec. nach unserer Rech. Nachmittags 2 Uhr. Er starb schon im Jahr 1853. Die Todesnachricht kam aber erst im Mai 1854 nach Gönningen. [Beerd.] Moskau d. d. 5. Decbr, nach russischer, d. 17. Dec. nach unserer Rechnung auf dem allgemeinen Gottesacker für Ausländer vorm. 10 Uhr beerdigt.

14. 4. 1854 Andreas Häußler, geb. 14. Febr. 1828, Händler, 26 Jahre, 2 Mon. Blatternkrankheit. Pesth in Ungarn, de. 14. April 1854 im BürgerHospital. [Beerd.] Pesth, d. 16. April auf dem Kirchhof der pesther-evangel. Gemeinde Augsburgs Confession.

22. 7. 1854 Catharina Herrmann, geb. 26. Nov. 1829, ledig, Eltern. Matthias Herrmann, Hopfenhändler u. Maria Barbara, geb. Häußler, 24 J., 7 M., 26 T. Typhus. New York, im Auswanderer-Hospital, 22. Juli 1854.

1. 5. 1855 Jakob Leuthe, geb. 28. Oct. 1809, Bürger und Händler, 45 J., 6 Mon., 3 Tage. Erhängte sich selbst am 1. Mai 1855 Abends; laut Oberamtl. Attestes ist derselbe geisteskrank gewesen. Ebersbach OA. Saulgau, d. 1. Mai 1855. [Beerd.] Ebersbach d. 4. Mai früh 6 Uhr, von dem kathol. Pfarramt.

23. 1. 1856 Anna Maria Reiber, geb. 25. April 1787, ledigen Standes, 68 Jahre, 8 Mon., 29 Tg., Lungenlähmung. Oetisheim OA. Maulbronn, den 23. Jan. früh 8 Uhr, auf der Handelsreise. [Beerd.] Oetisheim, d. 25. Jan. vormittags 9 ½ Uhr.

13. 3. 1856 Maria Agnes Schweizer, geb. 24. Juli 1802, Ehefrau. Wittwer ist Johann Georg Schweizer, Bürger und Händler, 53 Jahre, 7 Mon., 18 Tage. Schleimfieber. Nonnenmiß, Par. von Enzklösterle, d. 13. März Abends 9 Uhr auf der Handelsreise. [Beerd.] Enzklösterle, d. 16. März Nachmittags 3 Uhr.

27. 6. 1856 Joseph (spur.)*, geb. zu Rottenburg in Niederbayern d. 15. März 1856, Kind (außerehelicher Knabe), 3 Mon., 12 Tage. Mutter: Anna Maria Vatter, Tochter des Titus Vatter, Bürgers und Wagners auch Händlers von hier. Gichter. Rottenburg in Niederbayern, wo sich die Mutter auf ihrem Handel aufhielt, den 27. Juni 1856. [Beerd.] Rottenburg den 29. Juni 1856 laut amtl. Anzeige des kathol. Pfarramts daselbst, d. 3. Juli 1856. Pfarrer Söllner.

* Spurius = „Hurenkind“. Gehört eigentlich auch nicht hierher. Beispiel für ähnliche Schicksale.

31. 8. 1856 Andreas Wagner, geb. 7. Febr. 1819, Bürger und Händler, 37 Jahre, 6 Mon., 24 Tage, Typhus. Starb den 31. August auf seiner Handelsreise zu Mezöhegyes*, Csanager Comitats in Ungarn, im dasigen Militärspital. [Beerd.] Mezöhegyes in Ungarn, d. 2. Sept. 1856 im Militärkirchhofe daselbst.

* Mezöhegyes liegt östlich von Szeged, nahe der heutigen Grenze zu Rumänien. Nicht weit nach Arad.

15. 1. 1857 Johann Wilhelm Kemmler, geb. d. 1. Febr. 1807, Bürger und Händler, 30 Jahre und 15 Tage, am schwächenden Durchfall, Odessa, auf der Handelsreise, den 15. Jan. 1857. [Beerd.] Odessa den 17. Januar ej. ann., eingesegnet und zur Erde bestattet

vom Probst des ersten Probstbezirks der Evangel.-Lutherischen Kirche in Südrußland und Stitter*, T. W. Fletnitzer. Beglaubigt vom K. Württemb. Consulat in Abwesenheit des Consuls. Der Stellvertreter Commerell. 19. Jan. 1857.

* Vermutlich Hör- oder Abschreibfehler. Shitomir?

24. 1. 1857 Johann Martin Herrmann, geb. zu Gomaringen, 18. März 1792, Bürger und Weber in Gönningen, 64 Jahre, 10 Mon., 6 Tage. Wurde unweit Chemnitz in dem sogenannten Kühwalde im Königr. Sachsen erhängt gefunden und am 26. Jan. ej. ann. zu Chemnitz beerdigt. Wahrscheinlich erhängte er sich selbst aus Ärger und Gram über seinen leichtsinnigen und verschwenderischen Sohn Mattheus. [Beerd.] Chemnitz, Königreich Sachsen, d. 26. Jan. 1857.

24. 4. 1857 Johann Michael Häußler, geb. 21. Febr. 1838, lediger Händler, unehel. Sohn der Maria Agnes Stanger, 19 Jahre, 2 Mon., 2 Tage. Typhus. Orgejew in Bessarabien, 24. April 1857, begraben in Orgejew um 4 Uhr.

26. 4. 1857 Immanuel Gottlob Staiger, geb. 15. Nov. 1820, Bürger und Händler, 36 Jahre, 3 Monate, 11 Tage. Die Krankheit ist im Todesschein nicht angegeben. Kanton Bern, Amtsbezirk Thun, Kirchengemeinde Thun. Starb auf der Durchreise, den 26. April 1857, [beerd.] Thun, den 29. April 1857.

19. 5. 1857 Friedrich Grauer, geb. 17. März 1807, Bürger und Händler, 50 Jahre, 2 Mon. 2 Tage. Die Krankheit ist im Todenschein nicht angegeben. Mitau, Gouvernementsstadt in Curland, den 19. Mai 1857, Morgens 5 Uhr. Auf der Handelsreise. [Beerd.] Mitau, 21. Mai ej. anni, Nachmittags. Attest des Consistorialraths Neander. Mitau, 29. Mai 1857.

21. 10. 1857 Bertha Haubensak, geb. 21. Juni 1830 in Oberbalm im Canton Bern, Ehefrau eines hiesigen Bürgers Johann Georg Haubensak, Bürger, Kaufmann zu Interlaken Cant. Bern, Tochter von Franz Daniel Zürcher, Pfarrer zu Oberbalm, 27 Jahre, 4 Mon. Todesursache nicht angegeben. Gstaig-Interlaken, 21. Oct. 1857, [beerd.] 25. Oct. 1857. Mittheilung des Pf.Amts Gstaig-Interlaken vom 12. Nov. 1857.

17. 1. 1858 Johann Georg Zimmermann, geb. 10. März 1841, lediger Händler, 16 Jahre, 10 Mon., 7 Tage. Saß wegen eines Diebstahls in dem Gefängniß, in dem er sich selbst erhängte. Lenzburg im Canton Aargau in der Schweiz, 17. Jan. 1858, ungefähr Nachm. 2. [Beerd.] Lenzburg, 19. Januar 1858, nach amtlicher Section, auf dem dortigen Friedhof.

14. 2. 1858 Martha Grauer, geb. 22. April 1790, ledige Händlerin, 67 Jahre, 9 Mon., 22 Tage. Herzwassersucht. Schopfloch OA. Freudenstadt, 14. Febr. 1885 Morgens 3 Uhr, [beerd.] 16. Febr. 1858 Vorm. 9 Uhr.

3. 3. 1858 Johannes Stumpp, 29. Dec. 1821, Bürger, Schlosser, auch Händler hier, 36 Jahre, 2 Mon., 4 Tage. Halsleiden. Baar, im Canton Zug in der Schweiz, den 3. März 1858, [beerd.] Baar, den 5. März 1858.

7. 3. 1858 Abraham Friedrich Staiger, geb. 26. Febr. 1812, Bürger und Händler hier, 46 Jahre, 9 Tage. LungenEntzündung. Landsberg, im Königreich Preussen, 7. März 1858, [beerd.] 9. März 1858.

19. 8. 1858 Johann Georg Frick, Bürger und Händler, 55 Jahre, 5 Mon., 9 Tage. Typhus. St. Petersburg, 19. Aug. 1858, [beerd.] St. Petersburg 22. Aug. 1858.
14. 12. 1858 Maria Barbara Scheurer, geb. 8. März 1794, Wittwe, 64 Jahr, 9 Mon., 6 Tag. Hirnschlag. Tägersweiler Canton Thurgau. 14. Dec. 1858, [beerd.] 16. Dec. 1858.
30. 3. 1859 Anna Margarethe Schuhmacher, geb. hier, 16. Febr. 1785, Wittwe (Bern), 76 Jahr, 1 Mon., 14 Tag. Todesursache nicht angegeben. Bern, 30. März 1859, [beerd.] Bern, 3. April 1859.
7. 4. 1859 Johann Jakob Häußler, geb. 13. Nov. 1802, Bg. und Händler, 56 Jahr, 4 Mon., 23 Tag. Magenkrampfleiden. Braunau in Oberösterreich, 7. April. *[Keine weiteren Angaben.]*
9. 4. 1859 Gottlob Martin Dürr, geb. 18. Dec. 1810, Bg. und Händler, 48 Jahr, 3 Monat, 21 Tag. Lungenlähmung. Karlsbad in Böhmen, 9. April 1859, [beerd.] Karlsbad, 11. April 1859.
10. 8. 1859 Jakob Martin Hoch, geb. 21. April 1828, Bierbrauer, 41 J., 3 Mon., 19 Tage, Astmah, Louisville Staat Kentucki, Nordamerika. 10. Aug. 1859. Laut u. durch den K. württ. Consul in Louisville beglaubigten und vom öffentl. Notar daselbst ausgestellten Todesscheins d. d. 7. Febr. 1860.
26. 12. 1859 Johann Michael Häußler, geb. 27. Dec. 1804, Tagelöhner, 54 Jahre, 11 Mon., 30 Tg., Rheinbischofsheim, Filial Holzhausen, d. 26. Dec. 1859, [beerd.] Hausgereuth, 28. Dez. Mittag 2.
22. 3. 1860 Anna Dorothea Ziegler, geb. 9. Nov. 1841, ledig, 18 Jahr, 4 Monate, 3 Tage. Blutsturz. Waldhausen* bairischen Landgerichts Landsberg vom 21. auf den 22. März 1860. *[Keine weiteren Angaben.]*
* Unweit von Wasserburg am Inn.
30. 3. 1860 Katharina Kemmler, geb. 24. Nov. 1796, Wittwe, 63 Jahr, 4 Mon., 3 Tag, Dieterskirch [?] 30. März, [beerd.] Rothenacker, 2. April, Morg. 9.
6. 6. 1860 Christof Haubensak, geb. 22. Juli 1826, Händler, 33 J., 6 M., 10 Tage. Schlagfluß, Tübingen, 6. Juni 1850, [beerd.] 8 Juni, Mitt. 4.
1. 3. 1861 Matthias Luz, 25. Oct. 1832, hiesiger Bürgerssohn, ledig, 28 Jahr, 5 M., 10 Tage. Lungenlähmung. Karlsburg in Siebenbürgen, 1. März 1861 1/2 8 Uhr, [beerd.] 3. März 1861 lt. Todtscheins, ausgestellt vom evgl. Pfarrer Conrad in Karlsburg, präsent. 5. Mai 1861.
4. 12. 1861 Karl Friedrich Ziegler, geb. 24. Aug. 1839, lediger Händler, 22 Jahre, 3 Mon., 10 Tage. Nervenfieber. Woldenberg*, preuß. Pommern. 4. Dec. lt. Mittheilung des dortigen Magistrats ans OA. Tübingen d. d. 7. Dec. 1861, praes. 7. April 1862.
* Woldenberg in der Neumark, südöstlich von Stargard, Richtung Posen, heute poln. Dobiegniew.
27. 12. 1861 Anna Margarethe Lang, geb. Ziegler, geb. 8. März 1804, 37 J., 9 Mon., 19 Tage. Brust- und Lungenentzündung. Harreberg, Arondissement de Sarrebourg, Dép. de la Meurthe, 27. Dec. 1861 1. Mittags. [beerd.] Sarrebourg, 29. Dec. 1861 auf

dem Kirchhof der Reformirten, durch den ref. Pastor Abt daselbst. Praes. 7. April 1862.

2.5. 1862 Johann Georg Klett, geb. 5. April 1826, Bürger und Händler, 36 J., 26 Tage. Entleibte sich durch Halsabschneiden im Zustand vollendeter Geistesunfreiheit (Schwermuth), s. ärztl. Zeugniß des über den Befund der Section, ausgest. v. OA Wundarzt Dr. Stänglen in Tuttlingen. Tuttlingen, 2. Mai 1862 Mittag 1. [Beerd.] 4. Mai Morgens 8 auf ehrlichem Begräbnis von Dekan Hartmann Tuttlingen. Rede u. Sang u. Klang.

29.3. 1862 Johann Georg Haubensak, geb. 30. März 1807. Bürger und Händler, 55 Jahre weniger 1 Tag, Todesursache nicht bezeichnet. Mühlhausen im Elsaß, 29. März 1862 im Bürgerhospital. Lt. Todtschein, französisch ausgestellt, von dem Civilstandesbeamten Schön von Mühlhausen den 10. Mai 1862, praes. 20. Mai 1862.

25.10. 1860 Karoline Dorothea Gauß, geb. 30. Mai 1838, hiesige Bürgerstochter, ledig, 32 Jahre, 4 Mon., 25 Tage. Durch Unglücksfall verbrannt. New York, 25. Oct. 1860 im Charity Hospital, [beerd.] auf Greenwood Cemetery, m. Der Todtschein ausgestellt durch den Polizeymeister Delawan in New York, beglaubigt durch den württ. Consul dort, praes. den 2. Mai 1862.

26.8. 1862 Johann Georg Vatter, geb. 9. Mai 1837, Bürgersohn, Händler, ledig, 22 Jahre, 3 Mon., 17 Tage. Durch Sturz aus dem Fenster in den Hof verunglückt in einem Anfall von hizigem Fieber, herbeigeführt durch Trunk-Excesse, „dans un moment de delire“. Neuchâtel, 26. Aug. 1862 à l'Hopital communal lt. français. Todtscheins ausgestellt vom Greffier de Paix, Notaire Renaud à Neuchâtel, sub 28. Aug. 1862.

7.12. 1862 Anna Maria Ziegler, g. 2. Mai 1800, Wittwe, 61 J., 7 M., 3 T., Todesursache nicht angegeben. Mahlspüren Ghzthum Baden, 7. Dzbr. 6 Uhr Abds. Den 9. Dec. 4 Uhr Abds. Lt. Todtscheins des kath. Pfarramts Mahlspüren evang. beerdigt vom evg. Pfarrer v. Stockach.

30.10. 1863 Georg Michael Haubensak, geb. 21. März 1821, Händler, Basel. 42 J., 7 Mon. 9 T. Auf briefliche Nachricht: ein Schlaganfall. Gest. in Oberlenzburg OA. Neustadt Ghzth. Baden, 30. Okt. Nachts 11 ½ Uhr, [beerd.] 2. Novbr. Morgens 7 Uhr vom kath. Pfr. das.

7.8. 1864 Johann Jakob Ziegler, geb. 15. Febr. 1820, Händler, 34 J., 6 M. wen. 8 Tg., Schwindsucht. Pilsen in Böhmen. [*Keine näheren Angaben.*]

22.12. 1864 Anna Maria Zimmermann, geb. 14. März 1824, ledige Person, 39 J., 9 M., 18 T. Lungenentzündung. Hippelsweiler, Parochie Kloster Wald [?] bei Meßkirch, 22. Dec. Abds. 9 ½ Uhr, beerd. 24. Dec. Nachm. 2 U. Lt. Todtschein.

24.12. 1864 Gottlob Friedrich Haubensak, g. 16. Okt. 1830, led. Händler, 34 J., 2 M., 8 T. [Krankh.]: Im Todesschein nicht angegeben. Basel, 24. Dez. S. Todesschein von St. Leonh.-Diak. daselbst 28. Dec. h. a.

18.3. 1865 Johann Martin Haubensak, g. 30. Sept. 1815, Händler, 49 J., 5 M. 18 T., Lungenleiden, St. Javier* im Canton Bern, 18. März Ab. 6 Uhr, [beerd.] 21. März Nachm. 2 Uhr. Lt. Todesschein mitgetheilt d. 12. Sept.

* Wahrscheinlich Estavayer am Neuenburger See.

19.3.1865 Jakob Herrmann, geb. 13. Jun. 1818, Händler, 49 J., 2 M., 4 T., Lungenschwindsucht. Bremen, auf der Handelsreise. 19. März 1865, Ab. 9 Uhr, [beerd.] 22. März 9 Uhr. Lt. Todesschein, hier angek. d. 11. April.

16.12.1865 Jakob Friedrich Herrmann, geb. 10. Dez. 1807, Händler, 58 J., 5 T., Brustleiden, Gelterkinden, Canton Basel-Land, Schweiz, 16. Dez., [beerd.] 18. Dez. Lt. Todtenschein.

19.2.1866 Georg Wilhelm Haubensak, g. 8. Sept. 1842, Händler, 23 J., 3 Mon., 1 Tg. Typhus. Newark, New York, Nordamerika, 19. Febr. 1866, [beerd.] 21. Febr. Todtenschein.

22.4.1866 Ursula Wagner, g. 26. Febr. 1816, Wittwe, 50 Jahre, 3 Mon., 4 T., Lungenentzündung, Villingendorf. 22. Apr. Morg. 7 Uhr, [beerd.] Rottweil, 24. Apr. Vorm. 9 Uhr.

2.5.1866 Johann Georg Wagner, geb. 6. Febr. 1804, Händler, 62 J., 3 M. wen. 4 T., Altersschwäche. Altenstadt OA. Geislingen. 2. Mai Nachm. 4 U., [beerd.] 4. Mai Ab. 5 Uhr.

21.8.1866 Johann Michael Haubensak, g. 7. Febr. 1817, Händler, 49 J., 6 M., 4 T., Wundstarrkrampf, Haarlem, 21. August, [beerd.] 23. Aug. Todesschein v. 22. Aug./3. Sept. 66.

2.11.1866 Georg Gottlob Hoch, geb. 6. Febr. 1836, Schuster, 30 Jahre, 8 M., 4 T., Leberentzündung, Carthago, Illinois, Nordamerika, 2. Nov. 1866*, Ab. 7 U., [beerd.] 4. Nov. Todtenschein.

* Tags darauf, am 3. Nov. 1866 stirbt auch das Kind, Georg Gottlob, geb. 22. Aug. 1864, 2 J., 2 M., 11 T. und wird „lt. Zeugnis des Oheims“ am 5. Nov. beerdigt.

1.3.1867 Johann Jakob Wagner, geb. 15. Febr. 1821, Händler, 46 Jahr, 14 T., Schlag. Werdau in Sachsen. 1. März Vorm. 9 Uhr, [beerd.] 4. März Vormittags (OAMtl. Mitthlg. ans Schulth.Amt).

6.3.1867 Philipp Friedrich Schenk, geb. 27. Juli 1803, Händler, 63 J., 7 M., 9 T., Magenleiden, Hungersberg. d. 16. März, [beerd.] Brochenzell, ev. Stadtpfarrei Tettngang, 8. März, vorm. 9 U.

11.4.1868 Jakob Ziegler, geb. 13. Febr. 1798, Händler, 70 J., 2 M. wen. 2 T., Erhängte sich im Delirium tremens. Todtenschein vom K. Bayr. evg. Pfarramt Reutti bei Neu Ulm. Senden, Pfarrei Reutti, Bayern.

6.5.1868 Johann Georg Dürr, geb. 2. Febr. 1819, Händler, 46 J., 8 M., 15 T., Ertrunken in der Lorze bei Zug (Schweiz), 6. Mai, vom ref. Pfarramt Baar bei Zug.

31.10.1868 Matthias Haubensak, geb. 3. Jan. 1808, Bierbrauer, 30 J., 10 M. Aarmühle bei Gstaig in der Schweiz*, Todesart unbekannt, 31. Okt., [beerd.] 4. Nov.

* Bei Interlaken.

12.2.1869 Jakob Friedrich Hayd, geb. 13. Nov. 1817, led., Händler, 51 Jahr, 2 M., 29 T. Erhängte sich am 12. Febr. Morgens zwischen 8 u. 11 Uhr im Oberamtsgerichtsgefängniß in Riedlingen u. wurde auf die Anatomie nach Tübingen abgeführt.

11.3.1869 Johann Georg Scheurer, geb. 26. Nov. 1810, Händler, 68 Jahre, 4 Monate, Schlagfluß, Herbertingen OA. Saulgau. 11. März Abds. 7 Uhr, [beerd.] 14. März Mittags 2 Uhr.

22.4.1869 Johann Georg Ziegler, 27. Nov. 1831, Händler, 38 Jahr, 5 Mon., 25 Tage, verh. m. Anna Maria geb. Reiber. Neu York, 22. April 1869. *[Keine näheren Angaben.]*

27.2.1870 Anna Margarethe Leuthe, geb. 2. Nov. 1821, Ehefrau von Johannes Leuthe, 48 J., 3 Mon., 27 Tg., Lungenentzündung, Genkerdingen, Landgerichts Donauwörth, 27. Febr. Nachts ½ 10 Uhr, [beerd.] 1. März Nachm. 2 Uhr.

11.9.1870 Maria Katharina*, geb. 15. Juli 1869, Kind, Eltern Joh. Georg Leuthe u. Ursula geb. Staiger, 1 J., 2 Mon., Gichter, Langenau in der Schweiz, 11. Sept., [beerd.] 14. Sept.

* Kind, das die Eltern auf die Reise mitgenommen hatten. Langenau liegt ca. 25 km östl. von Bern.

30.12.1870 Georg Bader, Händler, hier, evgl., 45 Jahre, Passau, abends 4 Uhr. *[Keine näheren Angaben.]*

8.1.1871 Jacob Friedrich Schlauch, geb. 6. Juni 1811, Händler, 59 Jahre, 7 Mon., 2 T., (Vater aus Mössingen) verh. mit Anna Barbara, geb. Ruoff. Todesursache unbekannt, Wasserburg in Bayern. 8. Jan. 1871.

19.2.1871 Tobias Wagner, geb. 14. Juni 1820, Samenhändler, 30 Jahre, 8 Mon., 13 Tage, Pocken. Solothurn, 19. Febr., [beerd.] 20. Febr.

5.4.1871 Mattheus Haid, geb. 28. Juni 1820, Tagelöhner, 50 Jahre, 9 Mon., 4 Tage. Todesursache unbekannt. Calw, 5. April Nachm. 1 ½ Uhr, [beerd.] 7. April Nachm. 4 Uhr.

13.4.1871 Jacob Grauer, geb. 3. Jan. 1823, Glaser, 48 Jahre, Schwindsucht, Luzern, 13. April, [beerd.] 15. April.

1.12.1871 Wilhelm Kemmler, geb. 4. Jan. 1835, Händler, 36 Jahre. Fieber, Fleckentypus. Galatz in Rumänien, 1. December, [beerd.] 3. Decbr.

* Näheres s. Astrid Wendt: Wenn auf der Reise der Tod wartet, Unbekanntes aus den Akten zum Tode des Gönninger Samenhändlers Wilhelm K., gestorben 1871 in Rumänien. Vgl. Anm. 1.

15.12.1871 Johann Georg Haubensack, geb. 17. Juni 1822, Feldwebel, 49 Jahre, 7 Mon., Leberverhärtung, Heilbronn, 15. Dez. 1871, Nachm. 2 Uhr, [beerd.] 17. Dez. Nachm. 1 Uhr.

11.3.1872 Anna Maria Lutz, geb. 18. Nov. 1805, Wittve von Joh. Martin Lutz 63 J., 3 Mon., 23 Tage. Altersschwäche. Untermus [?] OA. Wangen, 11. März Abds. 5 Uhr, beerd. Amtzell, 13. März Ab. 5 Uhr.

4.4.1872 Simon Friderich Schlauch, geb. 26. Dec. 1838, Händler, 33 Jahre, 3 Mon., 8 Tage. Schwindsucht. Riedlingen, 4. April Abds. 10 Uhr, [beerd.] 6. April Nachm. 4 Uhr.

29.5.1876 Katharina Wagner, geb. Haubensack, geb. 27. Juni 1836, Gattin von Martin Wagner, Händler, 29. Mai, 40 Jahre, Abends 5 Uhr in Basel.

17.11.1876 Georg Martin Grauer, geb. 6. Okt. 1827, Händler, 49 J., 11 Tg., Lungenschwindsucht, Schaffhausen, [beerd.] 19. Nov. Mittags 2 Uhr.

2.9.1877 Marie Agnes Reiber, geb. 16. April 1856, Jungfrau, 21 J., Nervenfieber, 2. Sept. 1877, Saarburg.

1.10.1880 Johannes Löffler, B. und Händler hier, gestorben im Spital zu Rottenburg a. N., 1. Okt. 1880.

* Diese Eintragung findet sich im Totenregister erst unter dem 14. 4. 1882 beim Tod seiner Witwe Anna Löffler, geb. Grauer.

27.4.1881 Andreas Reiber, geb. 25. Juni 1824, Bürger und Händler, Herz- und Lungenleiden, zuletzt Wassersucht, 56 J., 10 Mon., 2 Tage, Pittsburg (Nordamerika), 27. April Abends 3 1/2 Uhr, auf seiner 24ten Handels-Reise nach Nordamerika, [beerd.] 29. April Nachmittags 2 Uhr auf dem Gottesacker Uniondate in Alleghany City, Pa.

23.5.1881 Karl Eugen Klett, geb. 3. Juli 1838, Bürger und Händler, 42 J., 10 Mon., 20 Tage, wurde in der Nähe des Kirchhofs von Niedernau (infolge von Entkräftung oder Schlaganfalls?) aufgefunden. Zeit des Todes etwa am 23. Mai, so lautet das Ergebnis der gerichtsarztlichen Besichtigung. Am 28. Mai an die Anatomie in Tübingen abgeführt.

27.2.1882 Matthäus Herrmann, geb. 16. Sept. 1833, unverheiratheter Mann, Händler, 48 J., 5 Mon., 11 T., Lungenschwindsucht, Erlenmoos b. Ochsenhausen, 27. Febr., [beerd.] Ochsenhausen, 2. März Morgens 9 Uhr.

11.6.1882 Marie Magdalene Ziegler, geb. 1. Febr. 1862, ledige Tochter, im Dienst in Genf, 20 Jahre, 11 Mon., 10 Tg., Typhus und Gesichtsrose, Genf, 11. Juni 1882, [beerd.] 12. Juni.

11.8.1882 Georg Jakob Reiber, geb. 26. Jan. 1859, lediger Sohn, der Kaufmannschaft gewidmet, 23 J., 6 Mon., 18 Tg., erkrankte vermuthlich beim Baden im Main. Eichel, Bezirks Wertheim, Großherz. Baden. Dasselbst wurde sein Leichnam 11. Aug. 1882 aus dem Wasser gezogen. Ebendasselbst begraben.

26.1.1883 Jakob Friedrich Ziegler, geb. 30. März 1883, Bürger und Händler, Hirnschlag, 54 J., 9 Mon., 27 Tage, Marthalen Bez.Amt Andelfingen, Kanton Zürich, 26. Jan. vormittags 11., [beerd.] 29. Jan. 1 Uhr zu Gönningen.

27.1.1884 Maria Barbara Scheurer, geb. Häußler, geb. 28. Nov. 1824, Wittwe, wohnte bei ihrer verheiratheten Tochter Marie Katherina in Frauenfeld, 59 J., 2 Mon. wen. 1 Tg., Frauenfeld, Kant. Thurgau, 27. Jan. 1884. (Ehegatte: Jakob Scheurer, Bürger und Händler von hier, gestorben in Frauenfeld).

* Über Jakob Scheurer keine Eintragung.

10.4.1884 Johann Jakob Hoch, geb. 28. April 1839, Ehemann von hier, Kutscher im Kanton Bern, 44 J., 11 Mon., 13 Tg., im Insel-Spital in Bern, wohin er von Biel aus gekommen war, gest. 10. April 1884 früh 6 Uhr 15 Min., [beerd.] Bern. Ehegattin: Anna, geb. Walther aus Matt, Canton Bern, welche mit demselben den 8. Febr. 1867 in Gönningen kopuliert worden ist.

13.1.1885 Anna Maria Vatter, geb. 12. Nov. 1821, unverehelichte Frauensperson, Samenhändlerin, 63 J., 2 Mon., 1 Tg., 13. Jan. 1885 in Wasserburg (Baiern am Inn), wo sie schon lange wohnte.

12.2.1885 Christian Friedrich Grauer, geb. 12. März 1836, lediger Mann, Samenhändler, 48 J., 11 Mon. Altenstaig, 12. Febr. 1885, [beerd.] 14. Febr.

26.2.1885 Marie Agnes Grauer, geb. Digel, geb. 2. April 1817, Wittve von hier, war 1863 nach England ausgewandert. Nürtingen, im Krankenhaus, 26. Febr. 1885.

* Ihr Mann Johann Jakob Grauer, Bäcker und Samenhändler, war 1859 gestorben. Ihr Vater war der am 8.2.1843 zu Peterhof, Gouvernement Petersburg, gestorbene Johann Martin Digel.

14.2.1886 Johann Georg Hoch, geb. 18. Jan. 1811, lediger Mann, Händler, 75 Jahre, 27 Tage, Pfaffenhofen a. d. Ilm, 14. Febr. 1886. [*Keine weiteren Angaben.*]

5.3.1886 Jakob Friedrich Häußler, geb. 22. März 1832, B. und Händler, 53 J., 11 Mon., 14 Tg., Blutsturz, Flensburg (Schleswig), 5. März Morgens 4 ³/₄ Uhr, [beerd.] 6. März Abends 3.

9.3.1886 Marie Agnes Grauer, g. Hoch, geb. 16. Jan. 1810, Wittve, 76 J., 1 Mon., 21 Tg. Auf dem Bahnhof Wilhelmsglück gestorben 9. März Morg. 6. [Beerd.] 11. März Michelbach a. d. Bilz.* Ehegatte: Matthäus Grauer, B. und Händler, gest. 11. Jan. 1872.
* Michelbach a. d. Bilz liegt bei Schwäbisch Hall.

19.7.1886 Katharina Haid, n. 18. Jan. 1808, unverehelichte Person, Samenhändlerin, 78 J., 6 Mon., Eggmannsried, Standesamt Unter-Schwarzach OA. Waldsee, 19. Juli Morg 7 ¹/₂ Uhr. Begräbnisakt durch den evang. Pfarrverweser Zeller in Schussenried, 21. Juli Nachm. 2 Uhr.

21.3.1887 Jakob Reiber, Konrads Sohn, geb. 20. Jan. 1805, B. und Bäcker, auch Händler hier, 80 J., 3 Mon., 1 Tg. Gangrana senilis. Wilflingen b. Winterthur, Schweiz 21. März 1887. [Beerd.] 23. März.

7.4.1887 Matthäus Albert Hoch, geb. 10. März 1856, B. und Tagelöhner, auch Händler. 31 J., 1 Mon. wen. 3 T. Auf der Handelsreise legte er sich aus Lebens-Überdruß auf die Eisenbahn-Schienen bei Blaufelden 7. April Nachts 9 ¹/₂ Uhr und ließ sich vom Zug überfahren. War augenblicklich tot. [Beerd.] Blaufelden, 9. April Morgens 7 ¹/₂ Uhr.

6.5.1887 Marie Margarethe Herrmann, geb. 27. Okt. 1850, ledig, Samenhändlerin, 36 J., 9 Mon., 9 Tg., aß unglücklicherweise eine Speise, welche zu lange in einem mes-singenen Gefäß gestanden war. Hochdorf Dekanats Nagold, 6. Mai Abends 5–6 Uhr, [beerd.] 8. Mai, Abends 5 Uhr.

9.3.1889 Johann Michael Ziegler, geb. 12. März 1827, Witwer, 62 J. wen. 3 T., Deufringen.

* Seine 1882 gestorbene 2. Frau, Margarete geb. Süßer, stammte aus (Aldlingen)-Deufringen bei Calw.

o.D. 1889 Johannes Schumacher, Witwer, geb. 4. Dez. 1809, Witwer, Händler, Töß bei Winterthur. Seine Frau: Anna Margarete, geb. Haubensak, gest. 22. Dez. 1874. [*Keine näheren Angaben.*]

26. 3. 1889 Christian Gottlob Ziegler, geb. 23. Mai 1837, B. und Händler, früher Papierer, 51 J., 10 Mon., 3 Tg., Laachen Kant. Schwyz.

27. 12. 1889 Karl Adolf Etter, geb. 23. Febr. 1837, B. und Händler, 32 J., 10 M., 4 T., Influenza und Lungenentzündung. Mürrzuschlag, Steyermark, 27. Dez. 1889 morgens 7, d. 30. Dez. vorm. evangelisch beerdigt.

6. 12. 1890 Anna Margareta Stoll, geb. 21. Dez. 1837, unverehelichte Frauensperson, 52 J., 11 Mon., 15 Tg. 6. Dez. 1890 auf dem Bahnhof Unsernheim* bei Ingolstadt tot aufgefunden.

* Muß Unsernherrn heißen.

29. 3. 1891 Ursula Dürr, g. Reiber, geb. 9. Okt. 1836, Witwe von hier, auf der Handelsreise. 54 J., 5 Mon., 20 Tg. Weimar, Stadt, im Gasthof zur schönen Aussicht, 29. März morgens 6, Osterfest. [Beerd.] 31. März.

18. 2. 1892 Anna Barbara Kemmler, g. Ziegler, geb. 19. Febr. 1831, Ehefrau, 69 J. wen. 1 Tg., Ölkofen bei Mengen, 18. Febr. Nachts 11. Ehemann: Wilhelm Friedrich Kemmler, Küfer, auch Händler, kop. 13. Mai 1874.

24. 2. 1892 Johann Martin Stumpp, geb. 27. Dez. 1826, Sattler und Händler, 65 J., 1 Mon. wen. 3 Tg. Lungenentzündung. Kloten, Kant. Zürich, 24. Febr. nachts 2 Uhr. Brachte nur die letzten 5 Tage in Kloten zu, hatte sich vorher in Oberhasli, Kant. Zürich aufgehalten. [Beerd. in Gönningen] 28. Febr. mittags.

Seine Witwe, Anna Dorothea Stumpp, geb. Dürr, geb. 1826, starb nur einige Tage später in Gönningen und wurde hier am 14. März beerdigt.

27. 9. 1892 Andreas Wagner, geb. 14. März 1834, Witwer, Samenhändler, 55 J., 6 Mon., 13 Tg., wohnhaft in Freiburg (Stadt) in d. Schweiz. Auszehrung. Freiburg (Schweiz) 27. Sept. 1892, [beerd.] 29. Sept. Mittags 1.

8. 11. 1892 Anna Margarete Hoch, g. Hoch, geb. 16. Dez. 1829, Witwe, Unterleibsleiden, 62 J., 10 M., 23 Tg., Altenmünster, Königreich Bayern, 8. Nov. nachm. 3 Uhr [beerd.] 10. Nov. nachm. durch den ev. Pfarrer.

o. D. 1892 Karl Albert Haid, geb. 14. Juni 1838, Händler, 54, wohnte in den letzten Jahren in Siegen, Westphalen. Limburg a. d. Lahn. Selbstentleibung in einem Anfall von Geisteskrankheit.

2. 12. 1892 Anna Barbara Reiber, g. Reiber, geb. 9. März 1829, Witwe, Stuttgart, 2. Dez. 1892, 63 J., 8 Mon., 25 Tg.

10. 1. 1893 Christiane Dorothea Wagner, g. Vatter, geb. 23. Febr. 1841, Ehefrau von hier, Nieren- und Leberleiden, zuletzt Schlag. 51 J., 10 Mon., 18 Tg. Görlitz (Schlesien), 10. Januar morgens 6 1/2 Uhr, [beerd.] 13. Jan. Ehemann: Gottlob Wagner*, Händler, hier, Daniels Sohn, kop. 3. 7. 1866.

* Gottlob Wagner, geb. 15. Dez. 1840 (s. auch K. Kemmler: Wo des Roßbergs Haupt sich hebet, wie Anm. 1, S. 299), stirbt am 31. 3. 1893 an Rippfellentzündung in Gönningen.

? . 2. 1893 Jakob Albert Haubensak, geb. 12. Jan. 1866, Händler, 27 J., 1 Mon. Nervenfieber. Hermannstadt in Siebenbürgen. [Beerd.] d. 13. Febr. durch Stadtprediger Dr. Julius Hann von Hannenheim. Im sonntäglichen Gottesdienst in Gönningen d.

12. März d. J. (Laetare) wurde seiner von Pfarrer Zeller auf Wunsch der trauernden Familie gedacht.

15. 3. 1893 Karl Friedrich Hoch, geb. 13. März 1868, lediger Sohn von hier, Handlungs-Commis in Berlin, 25 J., 2 Tg., gest. in Berlin im städtischen allgemeinen Krankenhaus in Friedrichshain, 15. März Vorm. 8 U. 20 Min. lt. Mitteilung des Direktors Reinicke daselbst. Eltern: Karl Ferdinand Hoch und Anna Maria, geb. Reiber.

11. 6. 1893 Paul Edmund Frick, geb. 30. Sept. 1874, ledig, Handlungsgehilfe seines Bruders Georg in Petersburg. Lungenschwindsucht. Dr. Brehmers Heilanstalt in Görbersdorf, Bez. Breslau (Schlesien) 11. Juni morgens 3. [Beerd.] Gönningen, 19. Juni nachmittags 2.

? **10. 1893** Titus Martin Herrmann, geb. 11. 5. 1847, Witwer, Händler u. Gärtner, 46 J., 5 Mon. Erhängt aufgefunden in Kirchheim u. T., Oktober. [*Keine näheren Angaben.*]

25. 12. 1893 Marie Helene Fetzer, g. 9. Aug. 1875, ledige Tochter, 18 J., 4 Mon., 16 Tg., Backnang. Eltern Gottlob Friedrich Fetzer, Händler, und Marie Pauline, geb. Reiber.

29. 10. 1902 Johann Georg Herrmann*, geb. 11. Mai 1839, Händler. Schlag. 63 J., 5 Mon., 14 Tg. Chemnitz, 29. Okt. abends 6 Uhr. [Beerd.] Gönningen, 1. Nov., Mittags 2 1/2 Uhr. d. Pfarrer Baumann.

*Johann Georg Herrmann war der Sohn von Johann Georg Herrmann (1806–1895) und Katharina, geb. Haid. Bruder von Titus Herrmann (1835–1902) in Liegnitz und Onkel von Gustav Wagner (1879–1965) in Gönningen, der seine Kundschaft übernahm und sein Geschäft fortan unter dem Firmennamen Gustav Wagner-Herrmann weiterführte.

Ab jetzt keine Eintragungen mehr von nicht in Gönningen begrabenen Samenhändlern, bei denen der Tod unmittelbar mit einer Handelsreise in Verbindung gebracht werden könnte. Die auswärts Verstorbenen wurden, wie schon die zuletzt Genannten, entweder nach Gönningen überführt oder am neuen Wohnsitz der Familie bestattet.

Das Isolde-Kurz-Gymnasium und seine Schulhäuser von 1841 bis 2002

Schul- und stadtgeschichtliche Impressionen im Spiegel von Schulgebäuden*

Von Wilhelm Borth

Zum Auftakt

„Zum Fest bereitet, stolz erhebt sich heute
Vor uns das neue Töchterinstitut,
Im edlen Stil ein herrliches Gebäude,
Auf dem der Blick mit Wohlgefallen ruht.“¹

Diese Gedichtstrophe feiert offensichtlich voll Stolz die Einweihung eines neuen Gebäudes für das Isolde-Kurz-Gymnasium (*Abb. 1*). Allerdings verrät der Name „Töchterinstitut“, daß das genannte „Heute“ weit im Gestern liegt, genau am 13. Februar 1896. Das Einweihungsfest fand nur knapp 100 Meter von hier² entfernt, an der Planie 21, dem heutigen Hauptgebäude der Mathäus-Beger-Schule, statt. Dieses Haus hat die Schule im Lauf ihrer 161jährigen Geschichte fast 90 Jahre lang beherbergt. Es bleibt für viele Ehemalige das Herzstück nostalgischer Schulerinnerungen. Der Blick auf die noch gut erkennbaren Inschriften („Erbaut 1894–95“ und „Städtische Höhere Mädchenschule“, *Abb. 2*) macht bewußt, daß der heutige Festakt in einer langen Traditionslinie steht. So möchte ich im Folgenden unter dem Leitmotiv „Schulgebäude“ zu einer kleinen Reise in die Vergangenheit einer unverwechselbaren Bildungsinstitution der Stadt Reutlingen einladen. Im Zentrum der Betrachtung steht der Traditionsbau an der Planie. Anschließend soll der

* Der folgende Beitrag geht auf einen Vortrag zurück, der bei der Einweihung des Erweiterungsbaus des Isolde-Kurz-Gymnasiums an der Ecke Bismarck-/Urbanstraße am 15. November 2002 gehalten wurde. Mehrfachen Anregungen folgend, soll er in den Reutlinger Geschichtsblättern (RGB) veröffentlicht werden. Aufbau und Sprachform des Vortrags wurden weitgehend beibehalten, Anmerkungen und Nachweise auf das Notwendigste beschränkt. Zur leichteren Orientierung werden im Anhang ein Stadtplan (*Abb. 35*) und eine chronologische Übersicht mit den Standorten der verschiedenen Schulhäuser angeschlossen. Herrn Brühl, Herrn Kronberger und Frau Schach vom Stadtarchiv, Frau Ettlén vom Baurechtsamt sowie Herrn Seeger und Herrn Banschach vom Stadtmessungsamt gilt ein herzlicher Dank für die freundliche Unterstützung.

¹ Chronica der Stadt Reutlingen 1874–1900 von Egmont Fehleisen, Reutlingen 1900, S. 338 und 339.

² Das heutige Isolde-Kurz-Gymnasium liegt an der Bismarckstraße 55.



Abb. 1: Das 1896 eingeweihte Gebäude der Städtischen Höheren Mädchenschule an der Planie 21. Das Traditionsgebäude des heutigen Isolde-Kurz-Gymnasiums beherbergt seit 1980 die Matthäus-Beger-Schule.

Bogen zurück bis ins Gründungsjahr der Schule (1841) und dann nach vorne bis in die unmittelbare Gegenwart (2002) geschlagen werden.

Planie 21 – Das gründerzeitliche Traditionsgebäude des IKG

Zunächst also zurück ins Jahr 1896, wo für die Schulgemeinde und die Stadtöffentlichkeit wohl die spektakulärste Einweihungsfeier eines IKG-Schulgebäudes stattfand. Und auch damals gab es schon ein Gestern! In Gestalt des „Alten Rathauses“ in der Rathausstraße 6, das die damalige Höhere Mädchenschule über 23 Jahre lang beherbergt hatte. Hier verabschiedete man sich an besagtem 13. Februar 1896 mit Klängen des Posaunenchorals „Großer Gott, wir loben dich“. Dann zog ein feierlicher Festzug von Schülerinnen und Lehrern „unter Vorantritt der städtischen Kapelle“ über den Marktplatz durch die Wilhelmstraße zum Albtorplatz, von da zur Planie vor das neue Schulgebäude, „wo bereits die bürgerlichen Kollegien, die Geistlichkeit und ein zahlreiches Publikum ihrer harrten“.³ Flatternde Fahnen (*Abb. 3*) erhöhten die

³ Vgl. den Bericht über die Einweihungsfeierlichkeiten im Reutlinger General-Anzeiger vom 14. 2. 1896.

Feierlichkeit, denn die Frauenarbeitsschule hatte eigens für den Umzug und aus Anlaß der Einweihung des neuen Hauses eine kostbare seidene Schulfahne (*Abb. 4*) und weitere Klassenfahnen angefertigt. Sie befinden sich noch im Schularchiv und werden bei festlichen Anlässen gerne als historisches Dekor präsentiert. Daß die über Deutschland hinaus bekannte Reutlinger Frauenarbeitsschule derart prächtige Schulfahnen für die Höhere Mädchenschule anfertigte, ist sicherlich kein Zufall. Denn ihr Rektor, Christian Reiniger, war von 1878 bis 1884 gleichzeitig der leitende Vorstand der Frauenarbeitsschule gewesen und hatte wesentlichen Anteil an deren Aufstieg.⁴ Unter der Fahne des IKG marschierten damals bekanntlich nur Mädchen. Nach der Schlüsselübergabe von Architekt Heß an Oberbürgermeister Benz und von ihm an den Schulleiter Reiniger umrahmten wiederum Posaunenklänge des Chorals „Wie groß ist des Allmächt’gen Güte“ den Einzug von 300 Schülerinnen und 10 hauptamtlichen Lehrerinnen und Lehrern (*Abb. 5*) ins neue Gebäude bzw. in den Turnsaal im Erdgeschoß, wo mit Weihegebet, Ansprachen, Grußworten und Festreden sowie weiteren harmoniumbegleiteten Chorälen die eigentliche Hauptfeier stattfand.⁵ Im Zeitverständnis wurde die neue Schule nicht einfach in einem öffentlichen Akt offiziell ihrer Bestimmung übergeben, sondern in einer eher religiös-liturgisch anmutenden Feier „geweiht“.



Abb. 2: Portal des Schulgebäudes an der Planie 21 mit den Daten der Erbauung und dem Reutlinger Stadtwappen.

⁴ Christian Reiniger hatte 1881 eine grundlegende Monographie über die Frauenarbeitsschule verfaßt und wichtige Beiträge über deren Organisation und Lehrprogramme beige-steuert. Vgl. Ulrich Mohl: Zur Geschichte des beruflichen Schulwesens in Reutlingen, in: RGB NF 33 (1994), S. 201–335, hier: S. 237 ff. und Sibylle Junck: Die Gründungsgeschichte der Frauenarbeitsschule in Reutlingen (1863/68–1881), in: RGB NF 39 (2000), S. 117–193, hier: S. 126 Anm. 38 und S. 141 ff.

⁵ Das vollständige Programm ist im Amtsblatt für Reutlingen vom 11. Februar 1896 veröffentlicht. Vgl. auch Isolde-Kurz-Gymnasium Reutlingen, Festschrift zur Einweihung des Schulhausneubaus im Juni 1980, hrsg. von der Stadtverwaltung Reutlingen, Reutlingen 1980 (künftig: IKG-Festschrift 1980), S. 56.



Abb. 3: Schulfahnen waren einst Teil des Schullebens. Schülerinnen der Höheren Mädchenschule marschieren beim Maienfest 1907 mit flatternden Fahnen durch Reutlingen, eskortiert von ihrem Rektor Haußer (1905–1923). Eingeweiht wurden die Fahnen beim Umzug der Schule vom Alten Rathaus zum Neubau an der Planie am 13. Februar 1896.

Das neue Gebäude war der Stolz der Schule und darüber hinaus, wie verschiedene Postkarten ausweisen, der ganzen Stadt (*Abb. 6*). Während der Unterricht bisher in ausgedienten Wirtshaussälen und anderen mehr oder weniger geeigneten privaten und öffentlichen Räumlichkeiten stattgefunden hatte, besaß man nun mit dem ersten Schulhausneubau eine echte pädagogische Heimstätte, die durch Schulgelände, funktionsgerechte Architektur samt großzügiger Ausstattung und einen unverwechselbaren „Genius Loci“ den Unterricht und das gesamte Schulleben bereicherte. Neben dem einem Neorenaissancestil verpflichteten Gesamtkomplex faszinierten und faszinieren bis heute die handwerkliche Perfektion und die Liebe zum Detail des Tuff- und Backsteinbaus (*Abb. 7*). Am meisten gefielen die hellen Klassenräume sowie die breiten Treppen (*Abb. 8*) und Flure. Das Haus besaß nicht nur genügend „Schullokale“, sondern im Erdgeschoß auch einen beheizten Turnsaal, einen Zeichen- und Festsaal im ersten Stock und als erste Schule in Württemberg (als dritte in Deutschland) eine moderne Gasheizung.⁶ Außerdem lobte Lehrer

⁶ Vgl. GEA-Bericht (wie Anm. 3).

Wilhelm Kiefner „die Lage des Hauses, statt mitten im Gewoge der Altstadt u. in nächster Nachbarschaft des fast immer belebten Gemüse-, Krämer- u. Fruchtmarkts jetzt in einem eben erst neu erschlossenen, stillen Bauquartier mit noch ganzem geringen Straßenverkehr, viel Licht u. Luft von allen Seiten her, unmittelbar vor der Stirnseite des Hauses die Planie, daran anschließend der Stadtgarten u. dahinter steil ansteigend der mächtige Bergstock der Achalm“.⁷ Ein Blick auf zeitgenössische Fotografien (Abb. 9) und Stadtpläne (Abb. 10) kann diesen Eindruck verdeutlichen. Ein weiteres Bild (Abb. 11) zeigt ein typisches Detail: die Schule war, wie andere Gebäude der gründerzeitlichen Oststadt, mit einem durch Pinienzapfen und Lanzenspitzen verzierten Metallzaun umgeben. Er fiel eine Generation später, wie auch viele Kirchenglocken und Denkmale, der sog. „Metallreserve“ Hermann Görings am Beginn des Zweiten Weltkriegs zum Opfer.⁸

Das Schulgebäude in der Planie 21 könnte überhaupt so manches erzählen. Das Treppenhaus diente im Ersten und Zweiten Weltkrieg als imposante Kulisse für die Verkündigung von Siegesmeldungen vor der versammelten Schüler- und Lehrerschaft, während in den Gängen die Karten der Kriegsschauplätze aufgehängt wurden, um den Frontverlauf besser verfolgen zu können.⁹ Ein Höhepunkt im Schulleben war sicherlich die Lesung, welche die zur Schulpatronin gewählte Dichterin Isolde Kurz am 17. Juni 1938 im Zeichensaal, in einen wallenden weißen Schal gehüllt, vor einer feierlich



Abb. 4: Die 1896 von der Frauenarbeitschule aus Anlaß der Einweihung des neuen Schulgebäudes an der Planie 21 für die Höhere Mädchenschule angefertigte seidene Schulfahne.

⁷ Wilhelm Kiefner: Die Mädchen-Realschule Reutlingen in 4 Jahrzehnten (1890–1932). Schulerinnerungen eines Siebzigjährigen, handschriftliches Manuskript 1939 (künftig: W. Kiefner, Schulerinnerungen), S. 73 und 74, StadtA Rt., Isolde-Kurz-Gymnasium (unverz.). Wilhelm Kiefner war von 1890 bis 1932 Lehrer an der Höheren Mädchenschule bzw. an der Mädchenrealschule Reutlingen. Vgl. IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 56.

⁸ Vgl. IKG-Festschrift (wie Anm. 5), S. 73.

⁹ Ebd., S. 58 und Wilhelm Borth; Wolfgang Jung: Reutlinger Schulleben 1930–1950, in: RGB NF 34 (1995), S. 161–264 (künftig: Reutlinger Schulleben 1930–1950), hier: S. 199 und S. 228–230.



Abb. 5: Lehrpersonal der Höheren Mädchenschule Reutlingen mit Rektor Reiniger (1. Reihe Mitte) im Jahre 1896.

eingestimmten Schülerschaft zelebrierte (Abb. 12).¹⁰ Denn seit 1937 hieß die Mädchenrealschule „Isolde-Kurz-Oberschule (IKO)“. Die Schule empfing ihre „Schutzherrin“ im Treppenhaus mit verschiedenen, von Musiklehrer Hermann Mall vertonten Isolde-Kurz-Gedichten. Noch heute berichten ehemalige Schülerinnen, wie sie dabei vor allem der Kriegsgesang „Schwert aus der Scheide“ schauerlich berührt habe.¹¹ In demselben Treppenhaus teilte die seit 1931 amtierende Schulleiterin Anna Döttinger (1931–1956) der Schülerin Hanna Haarbürger im Jahre 1943 mit, daß sie aus rassistischen Gründen die Schule verlassen müsse.¹² Im März und April 1945 war der Schulweg durch Tieffliegerangriffe so gefährlich geworden, daß das Schulhaus einige Zeit leer

¹⁰ Vgl. IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 11.

¹¹ Mündliche Mitteilung von Frau Krämer-Schwiethal an den Autor im Oktober 2003. Vgl. auch Wilhelm Borth: *Isolde Kurz – Biographie und Werk einer Dichterin als Spiegel ihrer Zeitgeschichte*, in: RGB NF 33 (1994), S. 363–400, hier: S. 385.

¹² Mündliche Mitteilung von Frau Hanna Haarbürger an den Autor im März 1993. Vgl. auch *Reutlinger Schulleben 1930–1950* (wie Anm. 9), S. 208–213.



Abb. 6: Eine Reutlinger Postkarte um 1910 zeigt die „Höhere Töchterschule“ als Prestigeobjekt der Stadt.

stand, da der Unterricht aus Sicherheitsgründen in Privatwohnungen und auf den Bürgermeisterämtern der umliegenden Gemeinden Eningen, Pfullingen, Gomaringen, Betzingen und Pliezhausen stattfinden mußte.¹³ Zwischen 1944 und 1948 blieben die Tore des Schulhauses im Januar und Februar häufig wegen „Kohleferien“ für einige Wochen geschlossen, so daß sich der Unterricht auf das Erteilen und Einsammeln von Hausaufgaben beschränkte. Von 1945 bis 1954 wurde das Erdgeschoß des Schulgebäudes von der Französischen Schule, d. h. den Kindern der Angehörigen der französischen Garnison belegt, während die Schülerinnen der IKO zum Schichtunterricht an die Johannes-Kepler-Oberschule gingen.¹⁴ Nach Akten des städtischen Baurechtsamts ist 1947 in der Nordostecke des Innenhofs eine auf zwei Seiten offene „Spielhalle“ für die französischen Schüler errichtet worden. Wie lange sie bestand, konnte leider nicht mehr ermittelt werden.¹⁵ Nicht nur Bücher, sondern auch Häuser haben ihre Geschichte!

¹³ Reutlinger Schulleben 1930–1950 (wie Anm. 9), S. 236 f.

¹⁴ Ebd., S. 240 f.; IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 76 f.

¹⁵ Die Halle maß 14 × 6,5 Meter. Vgl. Akten des Baurechtsamts der Stadt Reutlingen, Planie 21, Bautagebuch von 1947, Nr. 144, „betreffend Erstellung einer Spielhalle für die franz. Schule im Schulhof der Isolde-Kurz-Oberschule Planie Nr. 21.“



Abb. 7 (links): Eingangspartie des Schulgebäudes an der Planie 21, erstes und zweites Obergeschoß. Handwerkliches Können und Liebe zum Detail charakterisieren den gründerzeitlichen Bau. – *Abb. 8 (rechts):* Treppenhaus im Schulgebäude der Höheren Mädchenschule an der Planie 21.

Spitalhof und Altes Rathaus: Schulgebäude der Innenstadt im 19. Jahrhundert

Doch derart dunkle Zukunftswolken konnten 1896 noch nicht erahnt werden. Statt dessen gab man sich der ungetrübten Freude über die neue Errungenschaft hin. Denn Welch ein Kontrast bestand zu den bisherigen Schulräumen im Alten Rathaus! (*Abb. 13*) Hier hatte sich die im Volksmund „Töchterinstitut“, offiziell seit 1878 „Städtische Höhere Mädchenschule“ genannte Schule von 1873 bis 1896 befunden. Der Lehrer Wilhelm Kiefner berichtete in seinen Schulerinnerungen: „Als ich am 23. Mai 1890 meine neue Stelle antrat, war die Höhere Mädchenschule [...] im Alten Rathaus, also ganz in der Altstadt, im lebhaftesten und lautesten Teil Reutlingens [...] untergebracht. [...] Ein weiterer empfindlicher Mangel bestand darin, daß das Gebäude bei der starken Besetzung der einzelnen Klassen viel zu eng war. [...] Zweimal habe ich erlebt, daß man bei stark besetzten Klassen nur dann allen Anwesenden Sitz- und Schreibgelegenheit bieten konnte, wenn etliche andere wegen Krankheit fehlten [...]. Zur Zeit der stärksten Belegung des Hauses war es nicht mehr zu ver-



Abb. 9: Reutlinger Oststadt im April 1911. Das Schulgebäude von 1896 lag im „Neubaugebiet“, d. h. in der im 19. Jahrhundert kontinuierlich erschlossenen Oststadt an der Planie (rechter Bildrand Mitte). Die Planie mündet in den 1902 von Dr. Lucas neu angelegten Stadtgarten. Im Geviert Planie/Bismarck-/Urban-/Charlottenstraße liegt gegenüber dem Schulgebäude das Fabrikgelände der seit 1885 bestehenden Firma Gustav Lamparter, auf dem sich seit 1980 das Hauptgebäude des Isolde-Kurz-Gymnasiums samt dem Erweiterungsbau von 2002 befindet.

meiden, daß auch noch der Dachstock zu Schulzwecken benutzt wurde und zwei Schullokale mit je 40 Sitzplätzen unmittelbar unter den Dachfenstern eingebaut werden mußten. [...] Recht ungemütlich aber wurde es einmal, als an einem Winternachmittag während der Schönschreibstunde der Wind den Schnee in ganz dünnen Schichten derart durch die Fugen der Dachfenster blies, daß die Schreibflächen der Hefte nach einiger Zeit wie mit Zucker bestreut aussahen u. an eine Fortsetzung der Schreibübungen nicht zu denken war. [...] Um so schnell als möglich den Altbau zu entlasten, wurde ich als Jüngster [Kollege] mit meiner Klasse in das alte Schlachthaus [...] beim Tübinger Tor [= Lederstraße 42] zwischen Echaz u. Lederstraße ausquartiert. [...] Man führte im ganzen ein idyllisches Leben mit allerlei nicht alltäglichen Zwischenspielen. Die von der Schulpause liegen gebliebenen Speisereste u. die Echaz lockten allerlei Getier an. Ab und zu stellte sich während des Unterrichts ein Mäuslein als Gasthörer ein. [...] Schlimmer noch war es, als einmal in der ersten Morgenstunde während des Kopfrechnens eine fette Ratte durch einen breiten Mauerriß in die Schulstube einzudringen versuchte und schließlich mit unerhörter Frechheit gegen die Mitte vorzuwatscheln drohte. Da war

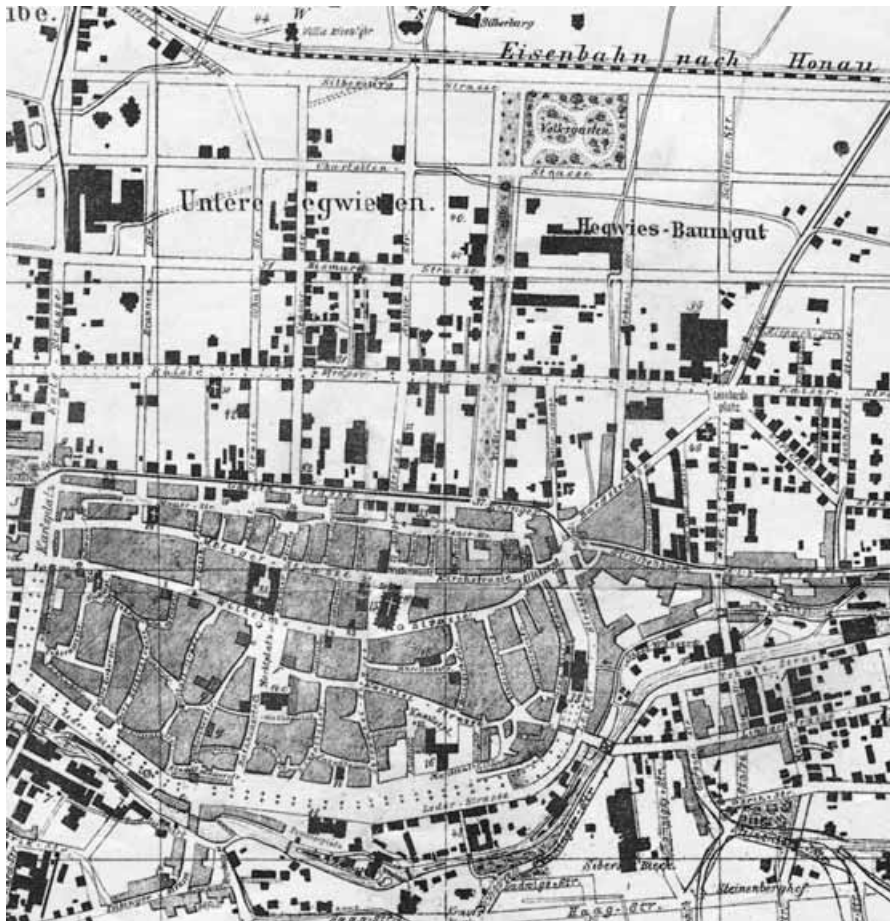


Abb. 10: Plan von Reutlingen, Stand 1. Juli 1900. Er zeigt den im Grundriß abgeschlossenen Ausbau der Oststadt. Die Planie ist bis zu der im Juni 1892 in Betrieb genommenen Eisenbahnlinie nach Honau durchgeführt, der Stadtgarten angelegt. Das Geviert Planie/Bismarck-/Aulber-/Charlottenstraße hat mit der Höheren Mädchenschule (Planie 21) ein markantes öffentliches Gebäude erhalten. Noch fehlt die erst 1903 errichtete königliche Kreisregierung, seit 1938 Sitz des Landratsamts.

kein Aufhalten mehr. Mit einem durch Mark und Bein gehenden Gegrill stob die Mädchenschar auseinander u. war mit keinem erlaubten oder unerlaubten Mittel mehr zu irgend einer vernünftigen Arbeit zu bringen.“¹⁶ Für den Turn-

¹⁶ W. Kiefner, Schulerinnerungen (wie Anm. 7), S. 10–12 und S. 14–15. Vgl. auch IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 55.



Abb. 11: Bismarckstraße mit Höherer Mädchenschule (am rechten Rand) und anschließendem Gebäude der Kreisregierung um 1907. Auch die Höhere Mädchenschule war bis zum Zweiten Weltkrieg mit einem für die Oststadt typischen Metallzaun umgeben. Erkennbar sind die Pinienzapfen und Lanzenspitzen, wie sie noch heute an den benachbarten Gebäuden der Schule anzutreffen sind.

unterricht wurde der Rathaushof teilweise überdacht (Abb. 14), damit er „an regnerischen Tagen zum Turnen benutzt werden konnte“.¹⁷

Eine der Ursachen für die unhaltbar gewordenen Zustände im Alten Rathaus war die von 177 (1873) auf 300 (1896) gestiegene Zahl der Schülerinnen. Dennoch hat dieses Schulgebäude über 23 Jahre einer ganzen Schülergeneration gedient. Als Beispiel aus dem Zeichenunterricht dieser Zeit soll eine Bleistiftzeichnung aus dem Jahr 1885 erwähnt werden. Sie zeigt einen „Blick vom Zeichen-Local der Töchter Schule gegen die Katharinenstraße“ mit dem im Zweiten Weltkrieg zerstörten Turm der (damals katholischen) Nikolaikirche (Abb. 19). Sie stammt von der Schülerin Marie Benz, der Tochter des Oberbürgermeisters, und zeigt eine interessante Momentaufnahme des zeitgenössischen Stadtbildes.¹⁸

¹⁷ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 55.

¹⁸ Vgl. auch Stadt Bild Geschichte, Reutlingen in Ansichten aus fünf Jahrhunderten. Katalog zum Stadtjubiläum „900 Jahre Reutlingen“, hrsg. von Heimatmuseum und Stadtarchiv



Abb. 12: Im November 1937 wurde die damals noch in München, ab November 1943 in Tübingen lebende Dichterin Isolde Kurz Schulpatronin der Mädchenrealschule. Diese signierte Fotografie erhielten die Schülerinnen bei feierlichen Anlässen überreicht.

Das erste Schulgebäude, das die Stadt Reutlingen der Vorgängerschule des IKG offiziell zur Verfügung stellte, war jedoch nicht dieses Alte Rathaus, sondern stand im Spitalhof, heute Wilhelmstraße 69 (Abb. 15 u. 16). Dieses Haus hatte die Stadt am 12. September 1857 samt Garten von der Witwe August Knapps erworben¹⁹ und der in Schwierigkeit geratenen Privattöchtererschule im Jahre 1858 unentgeltlich zur Verfügung gestellt.²⁰ 1859 ging dann die vormalige Privattöchtererschule vollends in städtische Trägerschaft über. Durch Ermäßigung des Schulgeldes wollte man sie, wie man sich ausdrückte, „zugänglicher“ machen. Und prompt mußte man bereits zwei Jahre später erweitern und ein drittes Stockwerk mit zwei „Lehrzimmern“ aufrichten. Dadurch erhielt das Gebäude seine heutige Gestalt. Geturnt wurde im dazugehörigen „Institutsgarten“ und in einer Bretterhütte.²¹

Übrigens hat man dieses Jahr 1859 in Reutlingen bewußt als Schritt in

Reutlingen, Reutlingen 1990, S. 181. Das unter Abb. 13.27 angesprochene „Türmchen“ gehört zur Nikolaikirche. Die Schülerin Marie Benz hat im Zeichenunterricht der Töchtererschule noch eine zweite, für die Entwicklung des Reutlinger Stadtbildes interessante Bleistiftzeichnung angefertigt. Es handelt sich um eine „Parthie vom Mühlgraben vor seiner Auffüllung“. Vgl. hierzu: ebd., S. 181, Abb. 13.28.

¹⁹ Vgl. zum Kaufvertrag im einzelnen: StadtA Rt., Reutlinger Kaufbuch 1857 Nr. 90, S. 696–700. Unter Ziffer 5 des Vertrags wird u. a. folgender pikanter Sachverhalt geregelt: „Der Dünger vom Abtritt in dem verkauften Hause, der in das [nicht erworbene] Höfle der Verkäuferin fällt, gehört, solange die Käuferin [= Stadt Reutlingen] ihren Abtritt nicht auf ihr Eigenthum selbst hinrichtet, wozu sie berechtigt, aber nicht verpflichtet ist, wie bisher der Verkäuferin.“ Diese nachbarschaftsrechtlich bedingte Einnahmequelle verblieb bis zu den Umbaumaßnahmen im Jahre 1861 bei der Verkäuferin Jacobine Knapp.

²⁰ Das Amts- und Anzeigenblatt für die Stadt und den Oberamtsbezirk Reutlingen vom 10. August 1858 meldet, daß „der Umzug [der Töchtererschule] in das Spitalgebäude vor sich gegangen ist“.

²¹ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 55. Vgl. Carl Bames: Chronica von Reutlingen und Pfullingen 1803–1874, Reutlingen 1985 (künftig: Carl Bames: Chronica), S. 230: „Die Töch-

städtisch-urbanen Selbstbewußtseins und Lebensstils bewirkte, blieb in der Lokalhistorie bisher eher unbeachtet.²³ Um dem erwarteten Besucherstrom ein gepflegtes Stadtbild zu bieten, ließ man an den Hauptstraßen Trottoirs anlegen, die die Reutlinger umgehend zur Lagerung von Baumaterialien, zum Waschen von Fenstern, Fensterläden und Kübelgeschirr und nicht zuletzt als sog. Gassensitze zweckentfremdeten.²⁴ Dies ist unter Strafandrohung streng verboten worden, genauso, „daß Vieh zur Tränke getrieben wird oder sonst frei in den Straßen herumläuft“. „Endlich kann aus Rücksichten der Wohlanständigkeit nicht mehr gestattet werden, daß an den Häusern gegen die Hauptstraße hin Wasch-, Kleidungsstücke und dergl. ausgehängt und getrocknet werden.“ Aus gleichem Grund wurde „vom 19. d. Mts. an“, d. h. einen Tag vor dem Eisenbahnanschluß, „bei Strafe verboten, Betten zu sonnen auf dem Markt-, Canzlei-, Kirch- und Karlsplatz, an allen Hauptstraßen und auf den Mauern um den Graben herum“.²⁵ Zu einer bewußten Stadtbildpflege gehörte sicherlich auch, daß am 17. November 1860 eine moderne Straßenbeleuchtung mit 126 Gaskandelabern eingerichtet wurde.²⁶ Dieser kleine Ausflug in die Reutlinger Umwelt der „höheren Töchter“ vor etwa 150 Jahren zeigt den sozio-kulturellen Zusammenhang, in dem sich auch eine städtische höhere Mädchenschule überhaupt erst entwickeln konnte.



Abb. 16: Das Schulgebäude der Höheren Töchterschule befand sich von 1858 bis 1873 im Spitalhof (früher Spitalhof 4 A, heute Wilhelmstraße 69). Es handelt sich um das erste städtische Schulgebäude. Die Stadt hat es 1857 erworben und der Schule zur Verfügung gestellt. Um die wachsende Zahl der Schülerinnen aufzunehmen, wurde 1861 ein drittes Stockwerk aufgerichtet. Das Gebäude befindet sich in der nordwestlichen Ecke des Spitalhofs.

²³ Wenn man den Chronisten Carl Bames als Gewährsmann nimmt, war sich das zeitgenössische Reutlingen wohl bewußt, daß der Eisenbahnanschluß eine Zäsur für das kulturelle städtische Leben bedeutete. Vgl. Carl Bames: *Chronica* (wie Anm. 21), S. 198–201, S. 214, S. 253–257, S. 259.

²⁴ *Amts- und Anzeigenblatt für Reutlingen*, 18. August 1859.

²⁵ *Ebd.*, 20. September 1859.

²⁶ Vgl. Carl Bames (wie Anm. 21), S. 230–234.



Abb. 17: Haus Marktplatz Nr. 8. Ab November 1841 war der erste Unterrichts-ort der Höheren Töchterschule die Wohnung des Schulvorstands „im ehemaligen Adler auf dem Marktplatz“. Seit 1837 hatte der „Schwarze Adler“ den Gaststättenbetrieb eingestellt und wurde anderweitig genutzt.

Besuch der Volksschule freigestellt und konnten ihre Schulpflicht an dem Privattöchterinstitut erfüllen, das sich durch die Fremdsprache Französisch und intensiven Unterricht in den Realien (Naturkunde), in Geschichte und Geographie als höhere Schule auswies.²⁷ Trotz hohem Schulgeld fanden sich 50 Mädchen im Saale des Gasthofes „Zum Adler“, heute Marktplatz Nr. 8 (Abb. 17), ein.

Das allererste, vom Schulleiter privat angemietete Schulhaus stand also mitten in der Stadt. Nach zwei Jahren waren es bereits 100 Schülerinnen, so daß man in kürzester Frist das zweite und dritte „Unterrichtslokal“ in der Metzgerstraße (Adresse unbekannt) und dann am „Canzleiplatz Nro. 130“

„Unterrichtslokale und Schulstuben“ – Aus der Pionierzeit der Höheren Mädchenschule

Noch weiter zurück, also vor dem Jahr 1859, liegt die eigentliche „Pionierzeit“ des Isolde-Kurz-Gymnasiums. Um 1840 war die hiesige Volksschule in eine Knaben- und Mädchenschule eingeteilt. Höhere Schulen gab es mit der ehemaligen Lateinschule und der seit 1834 eingerichteten Realschule nur für Jungen. Höhere Mädchenbildung wurde im 19. Jahrhundert vom Staat weder organisatorisch noch finanziell gefördert und stieß auf große Vorbehalte in der öffentlichen Meinung. Ein mit pädagogischer Initiative und Geschäftstüchtigkeit ausgestatteter Ulmer Theologe, Karl Friedrich Kleemann, veröffentlichte deshalb im Oktober 1841 eine Anzeige zur Gründung einer „höheren Privattöchterschule“ für Kinder vom 6. bis 14. Jahr. Die Mädchen waren vom

²⁷ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 32 f. und von der Höheren Töchterschule zum Isolde-Kurz-Gymnasium 1841–1991. Festschrift zum 150jährigen Jubiläum des Isolde-Kurz-Gymnasiums Reutlingen, Reutlingen 1991 (künftig: IKG-Festschrift 1991), S. 20–21 und S. 45 ff.



Abb. 18: Im Gebäude Kanzleistraße 24 befand sich die Töchterschule seit 1842 etwa 12 Jahre lang im ersten Obergeschoß. Die Unterrichtsräume wurden von der Privatschule angemietet.

[= Kanzleistraße 24]²⁸ (Abb. 18) anmietete. Der als Theologe ausgebildete erste Schulleiter, Karl Friedrich Kleemann (1841–1852), war gleichzeitig Prediger an der Spitalkirche. Als er 1843 heiraten wollte, mußte er seinem kirchlichen Dienstherrn zuvor seine Bilanz offenlegen: 100 Schülerinnen brachten jährliche Schulgeldeinnahmen von 2570 Gulden. Für Lehrerbesoldung mußten 976 Gulden, für Mietzins 200 Gulden und für Brennholz ebenfalls 200 Gulden bezahlt werden. Als Lebensunterhalt blieben noch 1364 Gulden. Denn seit 1842 erhielt er einen städtischen Zuschuß von 120, später 170 Gulden, also weniger als die Kosten für Brennholz. Der Gewährung des städtischen Zuschusses war eine kontroverse Diskussion vorausgegangen: Der Bürgerrausschuß lehnte eine öffentliche Unterstützung ab, „weil sie [die Anstalt]

²⁸ Am Kanzleiplatz war die Schule vermutlich bis zum Jahr 1854 untergebracht. Dies ist indirekt durch eine Annonce im Reutlinger Amts- und Anzeigenblatt vom 16. April 1854 belegt. Hier annonciert Schullehrer Grombach für eine Kinderschule „in den [...] Räumlichkeiten des neuen Lokals (Canzleiplatz Nro. 130) [= heute Kanzleistraße 24] eine Treppe hoch (früher Kleemann'sche Schule), welche ich am Ende d. Mts. beziehe.“ Im Zusammenhang mit Anmerkung 21 besteht also Unklarheit darüber, wo die Töchterschule, deren erster Schulleiter ja Kleemann hieß, zwischen 1854 und 1858 untergebracht war.



Abb. 19: „Blick vom Zeichen-Local der Töchterchule gegen die Katharinenstraße“. Bleistiftzeichnung der Schülerin Marie Benz, um 1885. Das Schulhaus war zu dieser Zeit das Alte Rathaus. Der Kirchturmreiter im Hintergrund gehört zur Nikolai-kirche.

eine ganz private seye“. Aber „die größere Mehrheit des Stiftungsrats ist gemeint, es seye diese Anstalt als ein wirkliches Bedürfnis dieser Stadt zu betrachten, und seye eine Unterstützung aus öffentlichen Mitteln um so begründeter, als ein Lehrer an der Volksschule durch diese Anstalt erspart werde.“²⁹ Es muß jedoch betont werden, daß Reutlingen als erste württembergische Stadt, wie oben erwähnt, im Jahr 1859 die Höhere Mädchenschule freiwillig sowohl sächlich als auch personell in kommunale Trägerschaft übernahm. Insofern war die Höhere Mädchenschule, weil als solche vom Staat vernachlässigt, in herausgehobener Weise eine echt bürgerschaftlich-städtische Einrichtung.

Diese Entwicklung war nicht zufällig. Denn Reutlingen besaß als eine vom Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts erfaßte Stadt eine wohlhabende Schicht von Unternehmern, Kauf- und Handelsleuten sowie von Angehörigen gehobener Dienstleistungsberufe (zum Beispiel Ärzte, Apotheker, Rechtsanwälte, Bankleute). Außerdem war Reutlingen im Zuge der Mediatisierung in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einem württem-

²⁹ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 34 f.; IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 21–23.



Abb. 20: Stabwechsel in der Schulleitung der Höheren Mädchenschule. 1896 übergab Rektor Christian Reiniger (sitzend) die Schule und das neue Schulgebäude an der Planie 21 (s. Abb. 1) seinem Nachfolger Friedrich Eßlinger. Die beiden Schulleiter werden von drei Schülerinnen der 10. Klasse des Schuljahrs 1896/97 eingerahmt (v. l. n. r.): Hermine Knobloch, Eleonore Landenberger, Marie Vogt.

bergischen Behörden- und Verwaltungszentrum geworden. Die Achalmstadt war Oberamtsstadt und Sitz der Kreisregierung des sog. Schwarzwaldkreises (vergleichbar den heutigen Regierungsbezirken). Sie beherbergte neben den städtischen Behörden ein Amtsgericht sowie ein Dekanat und eine Prälatur der evangelischen Kirche. Dieses wohlhabende Besitz- und Bildungsbürgertum, aber auch die breit vertretene höhere Beamtschaft hatten das Statusbedürfnis und die entsprechenden finanziellen Mittel, um nicht nur den Söhnen, sondern auch den Töchtern eine „höhere Bildung“ zukommen zu lassen. Sie schickten ihre Mädchen trotz des relativ hohen Schulgeldes ab 1841 in die private bzw. ab 1859 in die städtische Töchterschule. Mehr als jeder andere Schultyp war deshalb im vorletzten Jahrhundert gerade die höhere Mädchenbildung der freien Initiative der Bürgerschaft und der kommunalen Bildungspolitik überlassen.³⁰

³⁰ Vgl. hierzu IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 25–31, S. 38–40, insbes. S. 48–50. Siehe auch Heinz Alfred Gemeinhardt: Das Ende der reichsstädtischen Freiheit. Reutlingens Übergang an Württemberg 1802/03, in: RGB NF 41 (2002), S. 35–66, insbes. S. 52 ff.

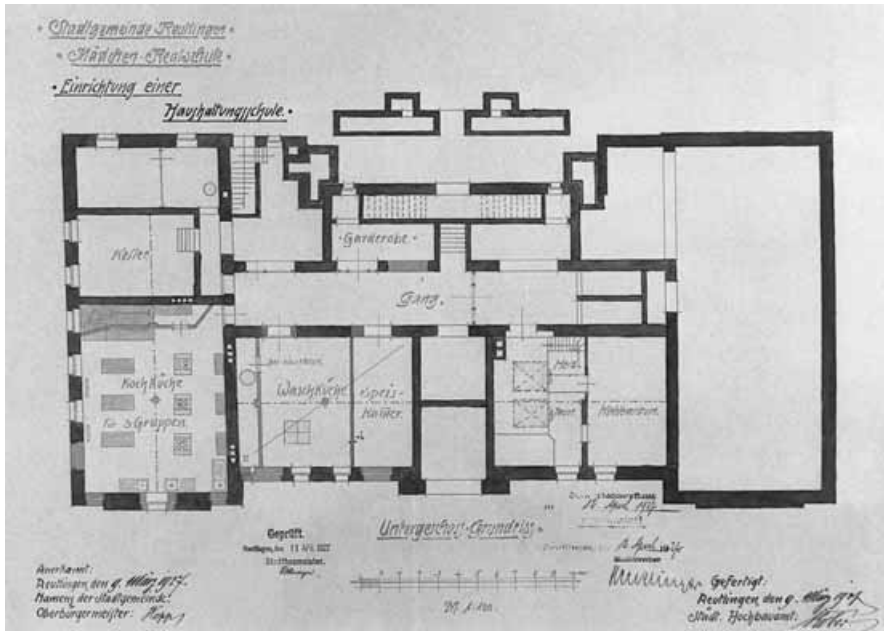


Abb. 21: Schulgebäude Planie 21, Umbau im Jahr 1927. Im Rahmen der Einführung einer sog. Frauenschulklasse wurde 1927 im Untergeschoß des Schulgebäudes eine über viele Jahrzehnte eifrig benutzte Schulküche eingebaut. Nach „Höhere Töchterschule“ und „Höhere Mädchenschule“ hieß die Schule inzwischen offiziell „Mädchenrealschule“.

Neubauten werden zu Altbauten (1896–2002) – Dependancen und Schulgebäude rund um Planie und Bismarckstraße

Der Umzug in die Planie im Jahre 1896 dokumentierte augenfällig, welchen großen Aufschwung die Schule binnen zweier Generationen genommen hatte. Rektor Reiniger (1873–1896) übergab an seinen Nachfolger Eßlinger (1896–1905) eine nagelneue Schule (Abb. 20). Von Eßlinger ging in der Stadt das „Gerede [...], die ganze Mädchen-Realschule, die Schülerinnen samt ihren Müttern, sei verliebt in ihren schönen Rektor“. Gegen den „Widerstand eines in der Tradition stecken gebliebenen Lehrerkollegiums“, schreibt Wilhelm Kiefner weiter, „versuchte er, die Umwandlung zu einer echt höheren Schule voranzutreiben“.³¹ Die Mädchen besuchten zwar bis zum 16. Lebensjahr den Unterricht. Dieser führte jedoch zu keinem über die Volks-

³¹ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 57 f. Vgl. hierzu auch W. Kiefner, Schulerinnerungen (wie Anm. 7), S. 79, 80 u. 82.



Abb. 22: Emaillierte Schilder für Gartenbeete aus dem Schulgarten befinden sich im Schularchiv des Isolde-Kurz-Gymnasiums. In Gebrauch waren sie von 1927 bis 1965. Abb. 23: Der Schulgarten an der Ecke Planie/Charlottenstraße wurde von der Frauenschulklasse der Isolde-Kurz-Oberschule bzw. des Isolde-Kurz-Gymnasiums betreut.

schule hinausgehenden formalen Abschluß, erhöhte jedoch das Bildungsniveau der Mädchen, frei nach dem Motto: Ein gebildetes Weib ist jedes Mannes Zier. Erst 1907 konnten die Mädchen einen qualifizierten mittleren Bildungsabschluß an der Schule erwerben, benötigten aber dafür trotz des seriös klingenden Namens „Mädchenrealschule“ ein Jahr länger als die Jungen.³²

Das neue Schulhaus war auch Zeuge weiterer Errungenschaften für die Mädchenbildung: Rektor Hohenacker (1923–1931) argumentierte unermüdlich mit dem Gleichberechtigungs- und Demokratisierungspostulat der Weimarer Verfassung, um den Ausbau der Mädchenrealschule zu einer Vollenanstalt mit Abiturberechtigung durchzusetzen. Er stieß beim Stadtrat auf wohlwollendes Interesse, mit der kleinen Einschränkung, daß die Aufstockung personell und sächlich kostenneutral sein müsse. Als Ergebnis kam 1927 immerhin eine zusätzliche 7. Klasse, die sogenannte Frauenschul- bzw. Hauswirtschaftsklasse, zustande. Dies führte unter anderem zur Einrichtung einer Schulküche im Untergeschoß (Abb. 21), eines Schulgartens und von Handarbeitsräumen sowie zu einer engen Kooperation mit Kindergärten, Säuglingsheimen und mit dem Krankenhaus. Im Schularchiv befinden sich noch

³² IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 30 f.



Abb. 24: Der durch den Kriegsausbruch um 15 Jahre verzögerte Neubau von 1955 an der Ecke Planie/Charlottenstraße macht die Planie zwischen Bismarck- und Charlottenstraße zur Domaine des Isolde-Kurz-Gymnasiums. An der Stelle des Schulgartens liegen jetzt vor allem naturwissenschaftliche Fachräume und eine eigene Gymnastikhalle entlang der Charlottenstraße.

die emaillierten Schilder (*Abb. 22*) für die Beete des Schulgartens, der sich bis 1955 an der Ecke Planie/Charlottenstraße und später an der Silberburgstraße befand. (*Abb. 23*) Diese lebenspraktische und berufsvorbereitende Ausbildungskomponente ergänzte die theoretische Bildung auf eindrucksvolle Weise und hat das Selbstbewußtsein der damaligen Schule und der älteren Ehemaligengeneration bis heute geprägt.³³

Die Abiturberechtigung kam dann schneller als erwartet. Wehrmachtsoffiziere lehnten ihre Versetzung nach Reutlingen und in andere württembergische Garnisonsstädte mit dem Argument ab, daß ihre Töchter dort keinen Bildungsanschluß vorfänden. Ein Erlaß von Berlin via Stuttgart genügte, und der Ausbau zur Vollanstalt war 1938 beschlossene Sache, fast gleichzeitig mit der Namensgebung „Isolde-Kurz-Oberschule (IKO)“. 1940 fand im Traditionsschulgebäude an der Planie 21 das erste Abitur in zwei Varianten statt: als wis-

³³ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 64–66 und IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 55–58.



Abb. 25: Am 9. September 1955 erfolgte die feierliche Einweihung des Neubaus mit Gymnastikhalle an der Planie 27. Der Festakt findet vor der neuen Gymnastikhalle im Innenhof statt mit (v. l. n. r.) Oberbürgermeister Kalbfell, Stadtbaudirektor Haid, Präsident des Oberschulamts Lambacher, Frau Kalbfell, Schulleiterin Dr. Döttinger, Minister a. D. Wirsching, Stadtrat Kölle, Dekan Macholz, Oberstudiendirektor Anrich (Johannes-Kepler-Gymnasium), Oberstudienrat Stahl (Friedrich-List-Gymnasium) und Oberstudiendirektorin Gulde (Wilderdmuth-Gymnasium Tübingen).

senschaftliches Abitur und als hauswirtschaftliches Abitur.³⁴ Es konnte nicht ausbleiben, daß die Schule einen zusätzlichen Raumbedarf anmeldete, der Baumaßnahmen erforderlich machte. 1939 waren die Planungen hierfür schon so weit gediehen, daß das Reutlinger Tagblatt vom 31. März 1939 melden konnte: „Isolde-Kurz-Oberschule steht vor großen Bauten.“³⁵ Am 29. März

³⁴ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 67 und IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 35–38, S. 58–60.

³⁵ Vgl. im einzelnen: Reutlinger Tagblatt vom 31. 3. 1939: „Schwer zu schaffen macht der Schule die große Raumnot, die sie im neuen Schuljahr veranlassen wird, auf ‚Wohnungssuche‘ zu gehen. Aber die Schulleitung konnte mitteilen, daß vielleicht schon in den nächsten Wochen mit der Errichtung eines Flügelanbaus [am Hauptgebäude Planie 21] begonnen wird; ferner ist geplant, Ecke Adolf-Hitler- und Charlottenstraße eine Turn- und Festhalle zu erstellen.“ [Die Planie war bereits im April 1933 in Adolf-Hitler-Straße umbenannt worden. Anm. des Verf.] Vgl. auch den Bericht über die Schlußfeier der Isolde-Kurz-Oberschule im Reutlinger General-Anzeiger vom 1. April 1939.



Abb. 26: Ein OB steht Kopf! Der legendäre Handstand von Oberbürgermeister Kalbfell konnte bei der Einweihung einer Gymnastikhalle für das IKG als krönender Abschluß der Feierlichkeiten nicht ausbleiben.

infolge des Kriegsausbruchs unerledigt liegen, so daß das Gebäude Planie 21 in seinem 1894/95 konzipierten Baukörper fast stilrein erhalten blieb. Trotz der Versicherung von Bürgermeister Allmendinger, „dass in Eisen sparender Weise gebaut wird“, erteilte das Arbeitsamt Reutlingen am 24. Oktober 1939 mit Bezug auf die „Vierte Anordnung zur Durchführung des Vierjahresplans“³⁷ folgende Absage: „Der Präsident des Landesarbeitsamts Südwestdeutschland, Stuttgart, teilt [...] mit, dass es im Hinblick auf die unter den

bzw. 12. April 1939 legte der Oberbürgermeister dem Landratsamt ein Baugesuch und entsprechende Planungsunterlagen mit folgender Begründung vor: „Die Stadt hat sich verpflichtet, die Schule zu einer Vollanstalt auszubauen. Es werden daher zur Unterbringung der Schüler weitere Schulsäle und eine Turnhalle benötigt. Da die Schule schon im Frühjahr 1939 eine größere Schüler- und Klassenzahl erhält und die gegenwärtigen Raumverhältnisse ganz ungenügend sind, ist die Durchführung der Baumaßnahme dringend.“³⁶

Ein umfangreiches Planheft enthält einen dreigeschossigen Querflügel von 21 × 17 Metern an der östlichen Seite des Hauptgebäudes von Planie 21. Der Erweiterungsbaubau sah im voll unterkellerten Untergeschoß vier große Luftschutzräume mit über 200 laufenden Metern an Sitzfläche, „Not-Aborten“, „Gasschleuse“ sowie „gas- und splittersicheren“ Notausstiegen vor, außerdem 12 zusätzliche Unterrichtsräume, vor allem auch naturwissenschaftliche Fachräume. Diese Pläne blieben jedoch

³⁶ Akten des städtischen Baurechtsamts betr. Planie 21, Bautagebuch 1939, Nr. 114. Gilt auch für die folgenden Ausführungen.

³⁷ Mit dem am 18. 10. 1936 in Kraft gesetzten Vierjahresplan sollte Deutschland ökonomisch „kriegsfähig“ gemacht werden. Unter der Leitung von Göring wurden im Rahmen eines umfassenden Wirtschafts- und Rüstungsprogramms kriegswichtige Rohstoffe bewirtschaftet und ein entsprechender Arbeitseinsatz geplant. Vgl. hierzu Lexikon der deutschen Geschichte bis 1945, hrsg. von Gerhard Taddey, Stuttgart³ 1998, S. 1294.



Abb. 27: Im Jahre 1977 erhielt das Isolde-Kurz-Gymnasium im oberen Teil des nahegelegenen Stadtgartens (Ecke Schiller-/Silberburgstraße) eine neue, großzügig ausgestattete Sporthalle mit Freisportgelände. Natur- und Umweltschützer beklagten den Verlust des alten Baumbestands.

gegenwärtigen Verhältnissen besonders angespannte Arbeitseinsatz- und Rohstofflage nicht möglich ist, das [...] Bauvorhaben freizugeben.“ Bereits am 14. September 1939 hatte die Schulleiterin Dr. Döttinger in ihrem Tagebuch vermerkt: „Wir verlieren unsere beiden Klassenzimmer im Technikum [in der Kaiserstraße] (Lazarett).“³⁸ In Form von akuten Raumnöten warf also der kaum begonnene Zweite Weltkrieg schon dunkle Schatten auf den Schulalltag.

Die Entwicklung der Schule nach 1945 soll nur mit wenigen Strichen skizziert werden. Von 1955 bis 1980 wurde die östliche Planie vollends zur Domäne des „IKG“. Denn seit 1953 hieß die Schule nicht mehr „Isolde-Kurz-Oberschule (IKO)“ sondern „Isolde-Kurz-Gymnasium (IKG)“. Die Idee des schon vor dem Krieg geplanten Erweiterungsbaus konnte erst in den fünfziger Jahren wieder aufgegriffen werden. Zunächst beabsichtigte man wohl anstatt der Ecklösung von 1939 eine unmittelbare Verlängerung des alten Schulhauses (Planie 21) entlang der Planie mit anschließender Turn- und Festhalle bis zur Charlottenstraße. Dazu hätten der sog. „Mittelbau“ (Planie 25) und „Zentralbau“ (Planie 25 a) abgerissen werden müssen. Der zu diesem Zweck geplante Erwerb dieser Häuser scheiterte jedoch an dem hohen Preis von 300 000 DM, den die Bundesvermögensverwaltung für das alte Zollamt und das ehemalige

³⁸ Vgl. „Meine“ Schule. Begonnen 1936 [Handschriftliches Tagebuch der Schulleiterin Dr. Anna Döttinger], S. 64. StadtA Rt., Isolde-Kurz-Gymnasium (unverz.).



Abb. 28: Der sog. „Zentralbau“ (Planie 25 a) im Innenhof des Schulgeländes wurde vom Isolde-Kurz-Gymnasium 1973 bis 2002 für 4 Klassen als Schulhaus genutzt. Im Erdgeschoß befand sich eine Wohnung des Hausverwalters.

Wehrbezirkskommando verlangte.³⁹ Realisiert wurde dann 1955 ein separater „Neubau“, der entlang der Planie (Planie 27) vor allem Fachräume für Chemie und Physik und rechtwinklig hierzu entlang der Charlottenstraße die erste Turn- und Gymnastikhalle der Schule brachte (Abb. 24). Die endgültige Freigabe für den Unterricht und der höhere Segen von Stadt- und Schulverwaltung (Abb. 25) wurden am 9. September 1955⁴⁰ nicht, wie 50 Jahre vorher, durch ein Weihegebet des Dekans, sondern durch die obligate und symbolträchtige Geste eines Handstandes garantiert, den Oberbürgermeister Kalbfell vor der Festversammlung perfekt ausführte (Abb. 26).⁴¹ Als das Stadtoberhaupt gar zu einem längeren „Handgang“ ansetzte, fielen ihm diverse Gegenstände aus den Jacken- und Hosentaschen, die der ebenfalls anwesende spätere

³⁹ Vgl. hierzu die Ausführungen von Oberbürgermeister Kalbfell bei der Einweihung des Planie-Neubaus im Reutlinger General-Anzeiger vom 10. September 1955.

⁴⁰ Zur Beschreibung des Neubaus (Planie 27) und zu den Einweihungsfeierlichkeiten vgl. Reutlinger General-Anzeiger vom 9. und 10. September 1955.

⁴¹ IKG-Festschrift 1980 (wie Anm. 5), S. 80 und IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 40 f.



Abb. 29: Der sog. „Charlottenbau“ (Charlottenstraße 44) wurde vom Isolde-Kurz-Gymnasium von 1967 bis 2002 für 5 Klassen als Schulgebäude genutzt. Im Untergeschoß befand sich zusätzlich ein Keramik-Brennofen für den Kunstunterricht und unter dem Dach die Requisitenkammer für die Theater-AG. Die gedachten Provisorien erwiesen sich als recht langlebig.

Kulturamtsleiter und Erste Bürgermeister Albert Schuler in einem spontanen Dienstgang schleunigst wieder einsammelte.⁴²

Die Stadt Reutlingen konnte dann den sog. „Mittelbau“ (Planie 25) und den „Zentralbau“ (Planie 25 a) bereits im Jahre 1959 erwerben. Der städtische Verwaltungsbericht von 1965 geht noch davon aus, daß diese beiden Gebäude, „sobald die finanzielle Lage dies zuläßt“, abgerissen werden sollen, um einen Verbindungsbau zwischen „Altbau“ (Planie 21) und „Neubau“ (Planie 27) zu errichten.⁴³ Diese Pläne blieben allerdings unverwirklicht, so daß die beiden ältesten, vor 1890 entstandenen Gebäude im Straßengeviert Planie/Bismarck-/Aulber-/und Charlottenstraße, das ehemalige K. Bezirkskommando, bis heute erhalten sind. Seit 1961 bzw. 1973 werden sie vom Isolde-Kurz-

⁴² Die Anekdote beruht auf einer mündlichen Auskunft von Herrn Erstem Bürgermeister a. D. Albert Schuler vom 6. 1. 2004.

⁴³ Vgl. hierzu Unser Reutlingen gestern und heute. Verwaltungsbericht der Stadt Reutlingen 1945–1965, Reutlingen 1965, S. 162.



Abb. 30: Ein imposanter Briefkopf zeigt das Fabrikgelände der Firma Gustav Lamparter zwischen Planie und Urbanstraße. Heute befindet sich auf diesem Gelände das Schularéal des Isolde-Kurz-Gymnasiums.

Gymnasium und dann von der Matthäus-Beger-Schule für Unterrichtszwecke benutzt.

Mit dem Einweihungsakt vom 15. November 2002 verläßt das Isolde-Kurz-Gymnasium offiziell die letzten Dependancen im sog. Altbaubereich und damit endgültig den seit 1896 angestammten Standort an der Planie, um sich in einer 90-Grad-Drehung und knapp 100 Meter nach Süden verschoben entlang der Bismarck- und Urbanstraße zu etablieren. Bereits 1977 war eine neue IKG-Sporthalle (Abb. 27) im Stadtgarten gebaut worden, der man damit etwas näherrückt.⁴⁴ 22 Jahre lang, von 1980 bis 2002, waren trotz der offiziellen Schuladresse „Bismarckstraße 55“ acht IKG-Klassen im Schulgelände der Matthäus-Beger-Schule untergebracht, d. h. im „Zentralbau“ (Abb. 28) und im „Charlottenbau“ (Abb. 29). Auf dem Hintergrund einer jahrzehntelangen konstruktiven Zusammenarbeit, die sich zum Beispiel bei einem gemeinsamen Aktionstag gegen Ausländerfeindlichkeit vor der Sporthalle am 21. Januar 1993 gezeigt hat, kann sich damit eine gute Nachbarschaft zwischen zwei verschiedenen Schularten entwickeln.

Der jetzige Schulbereich deckt sich ziemlich genau mit dem Fabrikgelände der einst angesehenen Reutlinger Textilfabrik Gustav Lamparter (Abb. 30).⁴⁵ Wo jetzt Schüler und Lehrer mit ihrem Pensum kämpfen, wurde vor nicht allzu langer Zeit von Frauen und Männern noch harte und entbehrungsreiche

⁴⁴ IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 43.

⁴⁵ Vgl. Hermann Thoma: Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Reutlingen 1803–1914, Reutlingen 1929, S. 63: „Das größte und bedeutendste Unternehmen dieser Branche [d. h. des Bekleidungswesens] ist die im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts [1885] gegründete Firma Gustav Lamparter GmbH, die [...] Berufskleidung für alle Berufe und Gewerbe herstellt. Das Fabrikationsprogramm dieser Firma umfaßt ferner noch: Sommer- und Lodenkonfektion, Windjacken und Sportbekleidung.“



Abb. 31: Bereits nach 25 Jahren, im Jahre 1980, erhält das koedukativ gewordene Isolde-Kurz-Gymnasium wieder einen Neubau an der Bismarckstraße 55. Wegen seiner gelungenen Konzeption und seines soliden Ausbaus erhält er mehrere Architekturpreise.

Fabrikarbeit geleistet, ganz ohne hitzefrei! Auch dieses Bewußtsein ist Bestandteil einer lebendigen Traditionspflege der Schule und paßt zur Umwandlung Reutlingens in eine Dienstleistungsstadt. Vielleicht entsteht einmal ein gemeinsames Projekt der Schule mit dem Stadtarchiv, um die Geschichte und Leistung dieser vom Isolde-Kurz-Gymnasium überbauten Firma aufzuarbeiten.

Im Jahr 1973 hat die Firma Gustav Lamparter die Produktion eingestellt. Einige Jahre lang diente der imposante Baukomplex an der Ecke Bismarck-/Urbanstraße der benachbarten Firma Heinzelmännchen als Lager. Ende 1977 rückten dann die Abrißbagger an, um für den geplanten Neubau des Isolde-Kurz-Gymnasiums „reinen Tisch“ zu machen.⁴⁶ Als der jetzige Bau an der Bismarckstraße 55 (*Abb. 31*) von Oberbürgermeister Dr. Oechsle und der Schulleiterin Dr. Ziegler im Juni 1980 eingeweiht wurde (*Abb. 32*), war dies gleichzeitig das letzte Schuljahr, in dem das Isolde-Kurz-Gymnasium einen

⁴⁶ Vgl. Reutlinger General-Anzeiger vom 2. Dezember 1977.



Abb. 32: Oberbürgermeister Dr. Oechsle und Schulleiterin Dr. Ziegler beim Richtfest im Foyer des Neubaus an der Bismarckstraße 55 im Jahre 1979.

reinen Mädchenjahrgang zum Abitur führte.⁴⁷ Seitdem ist die Schule, wie die anderen Gymnasien der Stadt, koedukativ, allerdings in einem besonders schönen Schulgebäude, das nicht von ungefähr einen Preis des Bundes deutscher Architekten (BdA) für „beispielhaftes Bauen“ erhalten hat. Es ist lichtdurchflutet, transparent und mit menschlichen Formen und Maßen ausgestattet und hat viel zum Wohlbefinden von Schülern, Lehrern und Eltern beigetragen und einen offenen Schulstil mitgeprägt. Nicht nur der Unterricht, sondern viele Veranstaltungen, wie zum Beispiel die Vortragsreihe von 1995 „50 Jahre Kriegsende – Wider das Vergessen“ und nicht zuletzt die legendären SMV-Feste haben es mit Leben erfüllt. Es bedarf einer gedanklichen Anstrengung, sich vorzustellen, daß dieses nun zur Urbanstraße hin erweiterte und damit „vollendete“ Gebäude (Abb. 33) mit all seinen Vorzügen, daß dieses „Heute“ des 15. November 2002 (Abb. 34) irgendwann einmal zum

⁴⁷ IKG-Festschrift 1991 (wie Anm. 27), S. 43 f. und S. 61 f. Nach den Osterferien 1980 zog das Isolde-Kurz-Gymnasium von der Planie in die Bismarckstraße um. Die offizielle Einweihung des Neubaus fand erst am 14. Juni 1980 statt. Von April bis September 1980 wurde das Schulareal an der Planie für den Einzug der Matthäus-Beger-Schule generalsaniert. Vgl. Reutlinger General-Anzeiger vom 19. März und vom 4. Juni 1980.



Abb. 33: Der seit dem Schuljahr 2002/2003 in Gebrauch genommene Erweiterungsbau des Isolde-Kurz-Gymnasiums brachte der Schule elf neue Unterrichts- und Fachräume sowie großzügige Nebenräume. Für die Stadt Reutlingen entstand eine städtebaulich markante Straßenkreuzung an der Ecke Bismarck-/Urbanstraße. Bis 1977 stand etwa an derselben Stelle ein repräsentativer Industriebau der Firma Lamparter.



Abb. 34: Oberbürgermeister Dr. Schultes spricht zur Einweihung des Erweiterungsbaus am 15. November 2002 im Foyer des Isolde-Kurz-Gymnasiums. In der ersten Reihe (v. l. n. r.): Frau Schultes, Dr. Ruep, Präsidentin des Oberschulamts, Schulleiter Englert, Frau Englert, Kulturbürgermeister Fuchs, Stellv. Schulleiter Heß und Frau Heß.

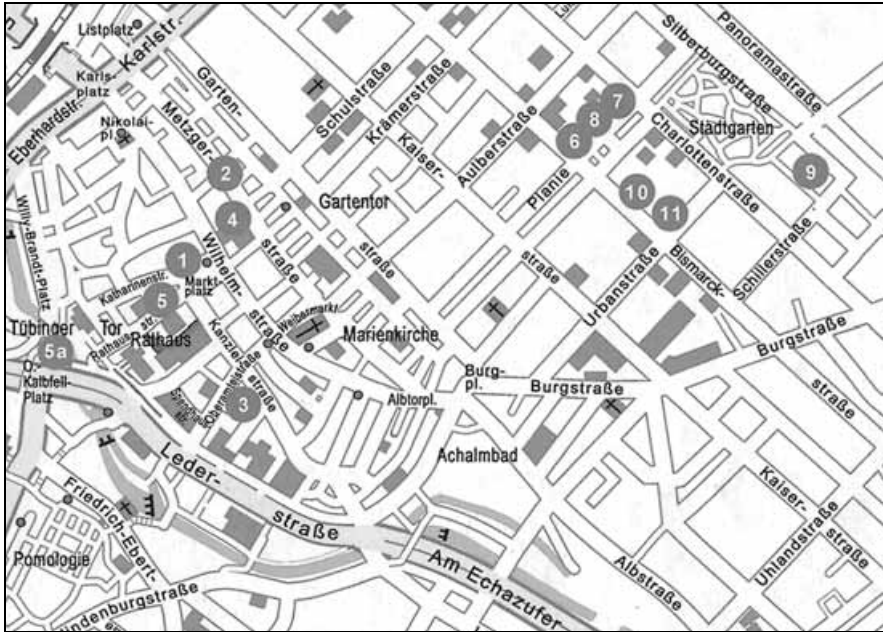


Abb. 35: Von der Altstadt in die Oststadt: Schulhäuser des Isolde-Kurz-Gymnasiums und seiner Vorgänger von 1841 bis 2002. Die Ziffern geben die chronologischen Stationen wieder und verweisen auf die tabellarische Übersicht von S. 321 und 322.

„Gestern“ und damit zu einem weiteren Glied in der Traditionskette der Schule mit ihren bisher neun Schulhäusern geworden sein wird.

Zur Standortbestimmung und Selbstvergewisserung von Menschen und Institutionen ist es heilsam, gelegentlich innezuhalten und reflektierend Rückschau zu pflegen, um wahrzunehmen, daß jede Epoche ihre eigenen Ideale und Ziele verfolgte, aber auch mit ihren typischen Problemen zu kämpfen und ihre jeweils eigenen Aufgaben zu lösen hatte. Dies schafft die notwendige Distanz zum Heute und damit auch größere Gelassenheit und Zuversicht auf dem Weg ins Morgen.

Anhang

Unterrichtsräume und Schulhäuser des Isolde-Kurz-Gymnasiums und seiner Vorgänger 1841 bis 2002 – Tabellarische Übersicht

(Die Ziffern in der ersten Spalte verweisen auf den Stadtplan von Abb. 35. Die gelegentlichen Zitate in Spalte 4 sind der IKG-Festschrift 1980 entnommen.)

Lage/Adresse	Zeit(raum)	Rechtlicher Status	Bemerkungen
Marktplatz 8 (1)	1841/42	Die Räume wurden im ehemaligen Gasthaus „Adler“ vom Schulleiter privat angemietet.	
Metzgerstraße ? (2)	1842	Die Räume wurden vom Schulleiter privat angemietet.	„Local in der Metzgerstraße“. Adresse unbekannt.
Kanzleistraße 24 (3)	1842–1854	Die Räume wurden vom Schulleiter privat angemietet.	Im Herbst 1842 wurde die Schule „in ein größeres, durch seine Lage und seine Räumlichkeit ausgezeichnet passendes Local auf dem Kanzleiplatz verlegt“. Zwischen 1854 und 1858 besteht noch eine Nachweislücke.
Spitalhof (Wilhelmstraße 69) (4)	1858–1873	Die Stadt hat das Gebäude 1857 erworben und der Privatschule ab 1858 unentgeltlich zur Verfügung gestellt. 1861 wurde ein drittes Stockwerk aufgesetzt. Ab 1859 hat die Stadt Reutlingen die Schule in kommunale Trägerschaft übernommen.	Die Schule besitzt nun ein ganzes Haus, nicht nur „Locale“. Zum ersten Mal tauchen Hinweise zum Turnunterricht auf: Er fand im „Institutsgarten“ und in einer „beim Eingang in den Garten rechts [liegenden] Turnhütte, ganz aus Brettern gebaut“, statt.
Altes Rathaus (Rathausstraße 6) (5)	1873–1896		Der Turnunterricht fand im Rathaushof statt, der teilweise überdacht wurde, damit er auch an regnerischen Tagen benutzt werden konnte.
Dependance in der Lederstraße 42 (5 a)			Nach 1890 kam eine Dependance mit einem Unterrichtsraum im „Schlachthaus am Tübinger Tor“ (Lederstraße 42) hinzu.

Lage/Adresse	Zeit(raum)	Rechtlicher Status	Bemerkungen
Neues Schulgebäude an der Planie 21 (6)	1896–1980	Die Schule steht zunächst personal und sächlich in städtischer Trägerschaft. Nach dem Ersten Weltkrieg beschränkt sich die städtische Trägerschaft auf die Sachkosten (Gebäude etc.).	Das Gebäude an der Planie 21 wird zum Traditionsgebäude der ehemaligen Höheren Mädchenschule, alias Mädchenrealschule, alias IKO, alias IKG. Es besaß einen heizbaren und gut ausgestatteten Turnsaal im Erdgeschoß. 1947 wurde im Innenhof eine „Spielhalle“ von 14 × 6,5 Metern für die Französische Schule errichtet.
Neubau an der Ecke Planie/Charlottenstraße (Planie 27) (7)	1955–1980		Der Neubau von 1955 besaß naturwissenschaftliche Fachräume und brachte die erste Turn- bzw. Gymnastikhalle entlang der Charlottenstraße.
Dependancen im Planiebereich: „Mittelbau“ (Planie 25) „Zentralbau“ (Planie 25 a) „Charlottenbau“ (Charlottenstr. 44) (8)	1961–1980 1973–2002 1967–2002		u. a. ehemalige K. Garnisonsverwaltung bzw. Wehrbezirkskommando, dann Zollamt. Ehemaliges Wehrbezirkskommando, dann Privatwohnungen. Ehemalige Kleinkinderschule. „Charlottenbau“ und „Zentralbau“ befanden sich im Innenhof des Schulgeländes.
IKG-Sporthalle beim Stadtgarten (Ecke Schillerstraße/Silberburgstraße) (9)	seit 1977		Dem Bau der IKG-Sporthalle ging eine öffentliche Diskussion voraus, weil ein älterer Baumbestand des Stadtgartens gefällt werden mußte.
Neubau an der Bismarckstraße 55 (10)	seit 1980		Bis zum Jahr 2002 mußten noch 8–9 Mittelstufenklassen im „Charlottenbau“ und „Zentralbau“ unterrichtet werden, anfänglich auch noch einige Klassen im Erdgeschoß von Planie 21.
Erweiterungsbau Ecke Bismarckstraße/Urbanstraße (11)	2002		Nach 57 Jahren kann der Unterricht wieder „unter einem Dach“ stattfinden.

Buchbesprechungen

Artur C. Ferdinand: Reutlingen – Der Stadtführer in Farbe. Verlagshaus Oertel + Spörer, Reutlingen 2002. 136 S., zahlreiche Abb. (in Farbe) und Stadtplan, 9,90 Euro.

In einer Reihe vielfältiger und zahlreicher Literatur über regionale Themen des Verlags Oertel + Spörer erschien 2002 auch der „Stadtführer in Farbe“ von Artur C. Ferdinand. Nach einem Grußwort des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Stefan Schultes und einem herzlichen Vorwort des Autors folgt ein Abriß der Reutlinger Stadtgeschichte. Der Hauptteil gliedert sich in die Beschreibung von vier thematisch unterschiedlichen Rundgängen durch die Stadt. Danach widmet sich Ferdinand in kurzen Abschnitten der Kultur, der Gastlichkeit und dem „Bummeln und Einkaufen“ in Reutlingen. Es folgt eine kurze Empfehlung für Ausflüge in Reutlingens Umgebung. Wichtige Adressen und ein Dankeswort beschließen das Buch. Durch die zahlreichen Fotografien und das moderne Design wird der Stadtführer seinem „farbigen“ Titel durchaus gerecht.

Im geschichtlichen Vorspann erkennt man deutlich Artur C. Ferdinands weitreichende Kenntnisse, die ihm aber fast zum Verhängnis werden. Während die Dichte der historischen Fakten einen unbedarften Leser leicht überfordert, fehlt einem Fachmann oft die Tiefe, die seine Feststellungen untermauern könnte. Denn allzu sorglos stellt der Autor Thesen als historische Fakten dar, die in der aktuellen Forschung noch durchaus umstritten sind. Als gravierendstes Beispiel sei hier auf den Umgang mit der Siedlungsgeschichte und der Bedeutung der Hofstatt verwiesen. In einem Stadtführer darf eine historische Einführung durchaus weniger detailliert und weniger ausführlich ausfallen. Bedauerlich sticht noch ein ärgerlicher Druckfehler ins Auge: Der große Stadtbrand wird kurzerhand ins Jahr 1723 vorverlegt.

Der eigentliche Stadtführer präsentiert sich in vier unterschiedlichen Rundgängen durch Reutlingen. Jeder Rundgang wird zunächst im Stadtplan dargestellt. Wo es sich ergibt, wird der Lebenslauf einer berühmten Persönlichkeit in einem Kasten außerhalb des Textes eingestreut. Die Rundgänge werden von einer Vielzahl farbiger Fotos illustriert, die jedoch allemal eine Bildunterschrift verdient hätten. Jeder der Rundgänge ist leicht nachzuvollziehen und zeigt die wichtigsten Sehenswürdigkeiten des jeweiligen Rundgangthemas. Ferdinand gelingt es tatsächlich, den Leser „an die Hand“ zu nehmen, wie er

es in seinem Vorwort verspricht. Der erste Rundgang befaßt sich mit den Sehenswürdigkeiten der historischen Altstadt (hier ist der Stadtbrand auch richtig datiert). Der zweite Rundgang, der mit „KultuRtrip“ überschrieben ist, führt zu Reutlingens Museen, Galerien und Theatern. Im dritten Rundgang – „WasseRTour“ – lernen wir die Reutlinger Brunnen und Wassersehenswürdigkeiten kennen. „GaRTenlust“ nennt der Autor seinen letzten Rundgang, der sich mit den Gärten und Parks der Stadt beschäftigt. In allen Rundgängen spürt man die Zuneigung Ferdinands zu seiner Geburtsstadt; sie sind nicht zuletzt deshalb recht gelungen.

In den folgenden Abschnitten sind wertvolle Tips zu Reutlingen und Umgebung zu finden, die nicht nur bei „Neu-Reutlingern“ auf Interesse stoßen dürften. Es empfiehlt sich aber im Bereich der Gastronomie Vorsicht walten zu lassen, da die übliche Fluktuation in dieser Branche einige Tips bereits jetzt hinfällig gemacht hat. Beispielsweise würde es einen Besucher sicher wundern, daß die „gehobene schwäbische und regionale Küche“ (Gasthof Achalm, Mauerstr. 20) in Reutlingen tatsächlich aus Gyros und Zaziki besteht.

Verschiedentlich gewinnt man den Eindruck, daß der Verlag dem Autor bei seinem ersten Buch nicht die notwendige redaktionelle Betreuung hat zukommen lassen. Dies betrifft insbesondere den historischen Teil, bei dem auch einige Hinweise auf die verwendete Literatur angebracht gewesen wären. Außerdem scheint mir der Verkaufspreis von 9,90 Euro für den „Stadtführer in Farbe“ trotz der optisch ansprechenden Aufmachung zu hoch. *Sven Föll*

Bernd Storz: Reutlingen – Die Engel der Geschichte. Sutton Verlag, Erfurt 2003. 127 S., 12,90 Euro.

Seit 1997 produziert der Sutton Verlag in Erfurt vornehmlich Bildbände zur Alltagsgeschichte in Deutschland und Österreich (www.suttonverlag.de). Als Beginn der neuen Reihe „Stadtgeschichten“, die der Historie deutscher Großstädte gewidmet ist, erschien der von Bernd Storz verfaßte Band über Reutlingen. Storz, studierter Pädagoge, Psychologe und Germanist, ist Autor zahlreicher TV-Drehbücher, Hörspiele, Bühnenstücke und Gedichte. In Reutlingen amtierte er von 1990 bis 2001 als Geschäftsführer des Kunstvereins – Hans Thoma-Gesellschaft; zudem schrieb er viele Jahre unter anderem im Feuilleton des Reutlinger General-Anzeigers.

Der Autor hat sich mit diesem Buch die umfassende Aufgabe gestellt, die Reutlinger Geschichte von ihren Anfängen bis zur Gegenwart kurzgefaßt zu schreiben. Seine Darstellung gliedert sich in neun Kapitel. Sie beginnt mit den ersten „Spuren menschlicher Intelligenz“ und endet mit einem Kapitel zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dazwischen setzt Storz Schwerpunkte in der Herrschafts-, Wirtschafts- und Konfessionsgeschichte der Stadt. Ein

(allerdings mehrfach fehlerhaftes) Literaturverzeichnis weist die Publikationen nach, die dem Buch zugrundeliegen.

Inhaltlich und sprachlich hält sich der Autor eng an die stadthistorische Forschungsliteratur, die er als Vorlage nutzte (S. 8). Dabei ist die Darstellung laut Klappentext einer erzählenden Präsentation von Geschichte verpflichtet, die zugleich „präzise und unterhaltsam“ sowie „kurzweilig“ sein soll und dem Leser „Bekanntes und bisher Ungeahntes“ präsentieren will. Da der Autor keine Originalquellen benutzte und diese kaum zitiert, bleiben jedoch die einzelnen Epochen blaß. Sozialgeschichtliche Befunde werden ausgeblendet; die zahlreichen Anekdoten können die alltagshistorische Perspektive nicht ersetzen. Der lockere Schreibstil soll vermutlich einen allgemein verständlichen Ton treffen, unterschätzt aber die Leserschaft und ist den behandelten Gegenständen nicht immer angemessen (z. B. S. 74: „konnten die Nazis (...) nicht punkten“).

Sehr problematisch ist die Tatsache, daß dem Buch offensichtlich keine Redaktion zuteil wurde. So finden sich im Text zahlreiche grobe Fehler, von denen hier lediglich einige angeführt werden sollen: Die Achalm wird „im Volksmund“ nicht Scheibengipfel genannt (S. 10), sondern der Scheibengipfel (533 m) ist eine der Achalm (707 m) vorgelagerte Anhöhe. Der zweite Achalmgraf neben Kuno war nicht Luitold (S. 14, 20 u. 125), sondern Liutold. Die männliche Freimaurerloge in Reutlingen heißt nicht „Glocke am Fuße der Achalm“ (S. 54), sondern „Glocke am Fuße der Alb“. In der Passage über den einzigen Generalstreik 1933 heißt es (S. 75): „In Reutlingen zogen mehrere hundert Arbeiter in einem Demonstrationszug vor die Firma Pausa & Merz und erreichten die Stilllegung der Betriebe.“ Hier wird Geschichte neu geschrieben, waren doch Pausa und Merz nicht eine Firma in Reutlingen, sondern zwei Mössinger Textilbetriebe, und gab es doch in Reutlingen keine Streikaktionen, sondern eben nur in Mössingen. Das nach der Machtübernahme vom NS-Regime eingerichtete „Schutzhaftlager“ auf dem Heuberg „mit 2000 Häftlingen“ war nicht „das größte KZ in Deutschland“ (S. 76), hier unterschätzt der Autor die ersten Repressionsmaßnahmen wie die späteren Vernichtungslager des NS-Regimes deutlich. Der Begriff „Displaced Persons“ bezeichnete nach 1945 nicht „Evakuierte (...) aus anderen Städten – insbesondere aus Essen und dem Saarland“ (S. 101 f.), sondern sogenannte „heimatlose Ausländer“, also vor allem ehemalige zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich deportierte Menschen. Zu den Maschinenentnahmen der Besatzungsmacht nach 1945 schreibt der Autor (S. 106): „Ganze Fertigungszweige wurden dadurch vernichtet.“ Das ist jedoch keine historische Tatsache, sondern dies war eine zeitgenössische Einschätzung der Reutlinger Industrie- und Handelskammer aufgrund der 1947 geplanten Totaldemontagen in einigen Betrieben am Ort, von denen jedoch nach Protesten von verschiedener Seite keine einzige durchgeführt wurde. Die Evangelische Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen wurde nicht „geschlossen“ (S. 117), sondern 1999 mit der Dia-

konenausbildung der Stiftung Karlshöhe in Ludwigsburg fusioniert, wo sie jetzt unter dem Namen „Evangelische Fachhochschule Reutlingen-Ludwigsburg“ firmiert.

Nicht nur in den Zahlen, Namen und Daten, sondern auch bei der Interpretation einzelner Ereignisse finden sich Fehler und überholte oder oberflächliche Einschätzungen. So beispielsweise verortet Storz die „Idee der Republik“ nach 1848/49 lediglich noch in den „Turn- und Gesangsvereinen“ der Stadt (S. 65). Demgegenüber dokumentierte Silke Knappenberger-Jans in ihrer eingehenden Untersuchung der revolutionären Ereignisse in den Reutlinger Geschichtsblättern 1999 die politische und gesellschaftliche Etablierung der Demokraten auf kommunaler Ebene trotz gescheiterter Revolution. Grobe Fehler zeigen sich nicht nur bezüglich der lokalhistorischen Gegebenheiten (die in der bekannten Literatur seriös und leicht zugänglich dokumentiert sind), sondern auch an anderen Aussagen: Der SPD- bzw. KPD-Politiker und Spartakist Karl Liebknecht aus der Weimarer Republik nimmt mehrmals den Vornamen seines Vaters, „Wilhelm“, an (S. 69 u. 71).

Insgesamt erweckt diese Reutlinger Stadtgeschichte den Eindruck, daß weder Autor noch Verlag diesem Buch die notwendige Sorgfalt widmeten. Das publizierende Verlagshaus informiert auf seiner Website: „Der Sutton Verlag ist kein Druckkostenzuschussverlag.“ Vor diesem Hintergrund hat das Buch nun auch sein Gutes: Gerade in Zeiten massiver Mittelkürzungen für sozial- und geisteswissenschaftliche Forschung wird deutlich, welchen Inhalt historische Darstellungen annehmen, wenn sie sich auf dem ökonomischen Markt bewähren müssen. Zuverlässige historische Dokumentation, egal ob für ein akademisches Fachpublikum oder als Volksausgabe für interessierte Laien geschrieben, bringt nur selten Geld ein, sondern erfordert entweder finanzielle Mittel oder zumindest die anderweitig aufwendige Liebe zum Detail. Welche Bedeutung die politische Entscheidung hat, solche Ausgaben in Universitäten, Archiven, Museen und Volkshochschulen zu tätigen oder nicht, führt dieses Buch klar vor Augen.

Elisabeth Timm

Rainer Fieselmann: Reutlingen. Oertel + Spörer, Reutlingen 2003. 134 S., 140 Farbb., 39,00 Euro.

Rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft 2003 gab der Verlag Oertel + Spörer den Bildband „Reutlingen“ heraus. Er beinhaltet Farbfotografien von Rainer Fieselmann, dessen Aufnahmen bereits 1997 den kleinerformatigen Bildband „Reutlingen!“ des Tübinger Silberburg-Verlags füllten (Buchbesprechung in RGB NF 37, S. 353). Die 140 Abbildungen verteilen sich auf 134 Seiten und 10 Kapitel, deren Titel jeweils einen sehr losen Rahmen der Motivauswahl vorgeben. Als erstes werden von der herbstlich vergoldeten Achalm bis zu einem etwas steril wirkenden Mutschel-Stilleben sieben „Highlights“ (sic!) prä-

sentiert. Die vertrauten Motive sind als doppelseitige Reproduktionen wiedergegeben. In den folgenden Kapiteln werden auf zwei gegenüberliegenden Seiten meist eine Groß- mit zwei Kleinaufnahmen kombiniert. Die Bilder, bei denen Gebäudeaufnahmen (Totale und Details) einer- und entspannte sommerliche Alltagsszenarien andererseits einen Schwerpunkt bilden, geben dem Betrachter viel Gelegenheit, Bekanntes und Bekannte, unter anderem Reutlingens neue Oberbürgermeisterin Barbara Bosch, zu entdecken. Zahlreiche Fotografien – wie etwa die Sonnenblumenverkäuferin vor der Spitalkirche, die vom oberen Umgang der Marienkirche aus aufgenommenen Turmbläser oder der Blick über blühende Reichenecker Felder auf die Achalm – bieten tatsächlich ungewohnte Perspektiven oder fotografische Opulenz. Auf lange Bildbegleittexte wurde bewußt verzichtet. Statt dessen erscheinen die kurzen, leider oftmals unsorgfältigen oder nichtssagenden Bildunterschriften auch in Englisch und Französisch. Einleitende Sätze verfaßten Oberbürgermeisterin Barbara Bosch (Grußwort), der Verleger Valdo Lehari jr. (Geleitwort) sowie Andreas Dörr, der als bekennender Reutlingen-Liebhaber glossenhafte „Innenansichten“ entwirft. „Eckdaten aus Reutlingens Stadtgeschichte“ vom Leiter des Stadtarchivs, Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, runden den Band ab.

Gerald Kronberger

Manfred Grohe: Reutlingen und der Südwesten. Oertel + Spörer, Reutlingen 2003. 144 S., 141 Farbbabb., 39,00 Euro.

Ein essentielles Druckwerk in der Bilderflut virtueller Zeiten ist „Reutlingen und der Südwesten“ mit Luftbildern von Manfred Grohe, der in diesem Bildband als „Institution in Sachen Luftaufnahmen“ vorgestellt wird. Bisher vorrangig für Print-Erzeugnisse Tübinger Provenienz im Einsatz, richtet Grohe hier den Fokus auf die Achalmmetropole und ihre Bezirks- und Nachbargemeinden, die auf den ersten 50 Seiten porträtiert sind. Der zweite, größere Teil des Buches bietet im wesentlichen Ausflüge über das Terrain des Regierungsbezirks Tübingen, also den südöstlichen Teil von Baden-Württemberg. In einem Grußwort lädt Regierungspräsident Wicker dazu ein, diesen „nicht nur bildlich, sondern auch im Rahmen eines Besuchs kennen zu lernen“. Die dreisprachig betitelten Abbildungen sind vereinzelt aus sehr großer Höhe aufgenommen und geraten zur quasi kartographischen Dokumentation. In den allermeisten Fällen nähert sich Grohe seinen Motiven so stark an, daß er – wie Verleger Valdo Lehari jr. dies in seinem Geleitwort formuliert – zum „Maler“ wird: Die dunkle, aus milchigem Dunst auftauchende Kette der Albberge vom Roßberg bis zum Plettenberg, Streuobstwiesen-Baumblüte bei Herrenberg, ein strahlend weißer Zeppelin aus der Vogelperspektive über einem türkisfarbenen Bodensee oder das graue mäandernde Bänderpaar von Lauchert und zweispuriger Bundesstraße in ihrem schneebedeckten Tal sind prach-

volle fotografische Farbkompositionen. In einem einleitenden Essay weist Ingeborg Kunze unter anderem darauf hin, daß Grohe nicht nur „kritiklos das Schöne sieht“, vielmehr als Luftfotograf im gleichen Maße betroffen ist von Landschaftszersiedlung und Flächenverbrauch. Das Buch jedenfalls ist bestens geeignet, um unter den Wolken eine farbige Landeskunde zu genießen.

Gerald Kronberger

Jürgen Meyer: Archäologische Geheimnisse. Rätselhafte Entdeckungen zwischen Neckar und Alb. Oertel + Spörer, Reutlingen 2002. 208 S., zahlreiche Abb., 19,90 Euro.

Jürgen Meyer: Rätsel der Geschichte. Geheimnisvolle Entdeckungen zwischen Neckar und Alb. Oertel + Spörer, Reutlingen 2003. 208 S., zahlreiche Abb., 19,90 Euro.

Die Vergangenheit hat Konjunktur. Es vergeht kaum ein Monat, ohne daß eine neue Kinoproduktion mit einem historischen Thema anläuft. Ob Luther, Freibeuter oder römische Kaiser, ob Fantasy-Produktionen mit einem realen oder völlig frei erfundenen geschichtlichen Hintergrund, der Markt wird geradezu überschwemmt mit einer Flut von bewegten Bildern. Aber nicht nur im Kino holt uns die Vergangenheit ein, sondern auch im realen Leben, mit „mittelalterlichen“ Märkten und Ritterturnieren. Es scheint ein Phänomen unserer Tage zu sein, daß man sich in wirtschaftlich unsicheren Zeiten der „guten alten Zeit“ zuwendet.

Auf dem Büchermarkt ist ebenfalls ein Anstieg von Literatur mit geschichtlichen Themen feststellbar. Zwei Werke, die sich mit der unmittelbaren Umgebung von Reutlingen und Tübingen beschäftigen, sollen im folgenden kurz vorgestellt werden. Im Herbst des Jahres 2002 erschien im Reutlinger Verlag Oertel + Spörer das Buch „Archäologische Geheimnisse – Rätselhafte Entdeckungen zwischen Neckar und Alb“ des Belsener Fotografen und Bildredakteurs Jürgen Meyer, dem im Herbst des nächsten Jahres ein weiteres Buch mit dem Titel „Rätsel der Geschichte – Geheimnisvolle Entdeckungen zwischen Neckar und Alb“ folgte. In jeweils mehr als 30 Kapiteln führt der Autor seine heimatgeschichtlich interessierte Leserschaft zu „verschwundenen Dörfern, verschollenen Gräbern, rätselhaften Wällen, unentdeckten Schätzen, unbekanntem Ruinen, geheimnisvollen Kultstätten“ direkt vor unserer Haustüre.

Bei beiden Büchern erstreckt sich der zeitliche Rahmen von der Altsteinzeit bis in die Neuzeit, wobei ein deutlicher Schwerpunkt im Mittelalter auszumachen ist. Die regionale Eingrenzung ist in den Untertiteln bereits vorgegeben und beschränkt sich weitestgehend auf die Landkreise Reutlingen, Tübingen und den Zollernalbkreis. Nun ist unsere nähere Umgebung nicht gerade arm an geschichtlichen Zeugnissen; einige davon sind über die Kreis- und Landes-

grenzen hinaus bekannt, andere wiederum sind manchmal nicht einmal mehr den Einheimischen präsent. Gerade um diese „fast verloren gegangenen Stätten unserer Vorfahren“ geht es dem Autor. Er möchte sie einem breiteren Leserkreis zugänglich machen, er lädt ein zu eigenen Entdeckungstouren, um so die Lust an der Geschichte der Heimat zu wecken. Dies sind eigentlich lobenswerte Absichten, doch die Art und Weise, wie dies geschieht, bedarf einer näheren Betrachtung.

Die Bücher sind eine bunte Mischung aus überholtem Forschungsstand, Fantasie, Spekulationen und historischen Tatsachen und machen es dem Leser nicht gerade einfach, zwischen Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden. Es war zwar nicht die Absicht des Autors, ein „wissenschaftliches Buch“ zu verfassen, sondern eine „unterhaltsame und leicht verständlich geschriebene Lektüre“ herauszugeben. Wer jedoch mit den etablierten Wissenschaften teilweise hart ins Gericht geht, sollte etwas mehr Sorgfalt walten lassen und manche Behauptungen und Zusammenhänge genauer überprüfen. Zwei Beispiele: Heinrich (VII.) wurde 1217 zum Herzog von Schwaben ernannt und nicht zum „König von Schwaben“ gewählt, weil es diesen Titel gar nicht gab. Und es war eben auch jener Heinrich (VII.), der von seinem „eigenen Vater ins Gefängnis gesteckt“ wurde und nicht Heinrich IV. („Rätsel der Geschichte“, Kapitel „Reutlingens verfälschte Geschichte“, S. 144). Die abgegangene Siedlung Steinhofen bei Mössingen-Belsen wird 1342 erstmals erwähnt und nicht schon 789. In der angesprochenen Urkunde vom 13. Dezember 789 (Urkundenbuch St. Gallen 1, Nr. 123, S. 115 f.) wird Steinhofen gar nicht genannt („Archäologische Geheimnisse“, Kapitel „Die verschollene Römer-Siedlung“, S. 23–27).

Es ist der Heimatgeschichtsforschung nicht gerade dienlich, wenn hauptsächlich der Forschungsstand des 19. Jahrhunderts wiedergegeben wird und neuere Arbeiten unberücksichtigt bleiben. Dies fällt insbesondere bei den Kapiteln über die „Altstadt“ bei Rottenburg und die „Landscron-Sage“ auf („Rätsel der Geschichte“, Kapitel „Der Untergang von ‚Landscron‘“, S. 80–89 und Kapitel „Ein großes verderbliches Beben“, S. 91–98). Die Katastrophen-Theorie von Franz Paradeis zum Untergang von Sumelocenna wurde bereits von seinen Zeitgenossen abgelehnt und Mitte der 1980er Jahre forschungsgeschichtlich eingeordnet.

Dem bereits heimatkundlich vorgebildeten Leser bringen die beiden Bücher somit wenig Neues, und das bereits Bekannte wird möglichst spektakulär aufbereitet. So verbirgt sich hinter fast jedem Kapitel irgendeine „Sensation“ vor der Haustüre, von der bei nüchterner Betrachtung relativ wenig übrigbleibt. Trotzdem sind die Publikationen äußerst erfolgreich und haben sich zu regionalen Bestsellern entwickelt. Vielleicht ist es ja gerade die oben bereits erwähnte Mischung aus Dichtung und Wahrheit, aus Fantasie und Realität, die der Leser haben möchte. Zudem sind die Werke reich mit zum großen Teil sehr guten Farbfotos bebildert.

In den „Rätseln der Geschichte“ finden sich nun auch Quellenangaben, die in den „Archäologischen Geheimnissen“ vermißt wurden. Daß es dem Autor jedoch wirklich um die Sache der Heimatforschung geht, macht das Vorwort von „Rätsel der Geschichte“ deutlich: Hier findet sich eine klare Absage an die, auch in unserer Gegend, immer mehr überhandnehmende „Sondengängerei“ und „Raubgräberei“. Wenn aber ein Leser den geschilderten Ereignissen auf den Grund gehen möchte und sich dann selbst mit der zitierten Literatur und weiterführenden Werken beschäftigt, hätte das Buch seinen Zweck erfüllt. Es ist jedoch zu befürchten, daß viele Leser die „Geschichten“ als Wahrheit betrachten und nicht weiter differenzieren werden. Die seriöse Geschichtswissenschaft auf lokaler Ebene wird sich vermutlich noch jahrelang mit den Thesen und Theorien dieser Bücher auseinandersetzen müssen, da sich „geheimnisvolle“ und „mysteriöse“ Spuren der Vergangenheit in einem Heimatbuch besser machen als die oftmals nüchterne und banale Realität.

Fazit: „Leichte Kost“ in Sachen Geschichte, gewürzt mit einem Schuß „Indiana Jones“ und mit einer gehörigen Portion Lokalkolorit serviert. Wer jedoch etwas genauer über die vergangenen Zeiten in unserer Heimat Bescheid wissen möchte, dem wird dieses Menü etwas schwerer im Magen liegen.

Steffen Killinger

„Alle Jahre gibt's nicht Wein“. Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen, Reutlingen 2001. 244 S., zahlr. Abb., 19,00 Euro.

Von September bis November 2001 zeigte das Heimatmuseum Reutlingen unter dem Titel „Alle Jahre gibt's nicht Wein“ eine Ausstellung zu Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen – ein „trotz der großen Relevanz“, wie Museumsleiter Dr. Werner Ströbele in seinem Vorwort feststellt, „bisher eher vernachlässigtes Kapitel der Reutlinger Stadtgeschichte“. Im Gegensatz zu ehemaligen Reichsstädten wie Esslingen oder Heilbronn ist dieses Kapitel hier nahezu abgeschlossen, da Weinbau in größerem Umfang nicht mehr betrieben wird. Die Ausstellung bot dem Heimatmuseum die Möglichkeit, eine Vielzahl von Exponaten zum Reutlinger Weinbau, die in der Dauerausstellung keinen Platz finden, zu präsentieren, beispielsweise eine Sammlung großformatiger Weingärtner-Jahrestafeln des 18. bis 20. Jahrhunderts genauso wie Werkzeuge der Weingärtner oder Uniformen und Fahnen verschiedener Weingärtnerorganisationen des 19. und 20. Jahrhunderts. Darüber hinaus ist das Gebäude des Heimatmuseums (ursprünglich Königsbronner Klosterpflegghof) mit seinem Weinkeller aus dem 13. Jahrhundert und mit der 1938 hierher translozierten Innenausstattung der Weingärtnerzunftstube aus dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts selbst ein Denkmal Reutlinger Weinbaugeschichte. Wichti-

ger Bestandteil der Ausstellungsvorbereitungen waren Befragungen insbesondere von Zeitzeugen, die selbst noch bis in die 1960er Jahre hinein Weinbau in Reutlingen betrieben hatten und zudem zahlreiche Exponate, nicht zuletzt Fotos, beisteuern konnten. Die Kapiteleinteilung des Katalogs spiegelt die räumliche Untergliederung der Ausstellung weitgehendst wider und präsentiert Abbildungen der gezeigten Objekte mit fundierten Beschreibungen.

Die beiden mit dem Ausstellungs- und Katalogprojekt beauftragten Wissenschaftler, Bernd Breyvogel und Cornelia Matz, bieten zu den einzelnen Themenkreisen einleitende Fachbeiträge. Diese basieren nicht zuletzt auf der Auswertung archivischen Quellenmaterials. So behandelt Breyvogel mit den Aufsätzen „Weinbergbesitz in der Reichsstadt Reutlingen“ sowie „Weinhandel und Weinverbrauch in der Reichsstadt Reutlingen“ das Thema Reutlinger Wein in umfassender Weise für die Zeit vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Einen Beginn des Reutlinger Weinbaus für die Zeit der Ersterwähnung Reutlingens 1089/1090 in der Zwiefalter Chronik hält er in Analogie zu den hier ebenfalls genannten Weinbergen im Ermstal für denkbar. In seinem Beitrag „Die Reutlinger Weingärtnerzunft“ kommt er unter anderem zu dem Ergebnis, daß deren „hohes Ansehen innerhalb der städtischen Zünfte im Widerspruch zu ihrer wirtschaftlichen Bedeutung“ stand: Zwar bildeten die Weingärtner die größte der zwölf Zünfte, ihre Organisation war andererseits politisch relativ wenig einflußreich und spätestens seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert stark verschuldet. „Die Reutlinger Keltern“ bieten schließlich den ersten umfassenden Überblick zu Geschichte, Gestalt und Ausstattung der drei großen, seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert archivalisch belegbaren Reutlinger Kelterhöfe sowie der auf Eninger Markung liegenden Loschenhaldenkelter. Interessant ist Breyvogels Hinweis, daß Hofanlagen-Keltern, wie sie die Reutlinger Stadt-, Armen- und Spitalkelter darstellen, in Schwaben eher ungewöhnlich waren; grundsätzlich dominierte hier der Typus der „Einhäuser“. Im Abbildungsteil dieses Kapitels ist der Vorgang der Weinerzeugung vom Transport der Lese bis hin zum Vorgang des Kelterns anhand historischer Fotografien dargestellt.

Cornelia Matz beschäftigt sich in ihren Beiträgen mit den eher alltagsgeschichtlichen Aspekten und den oftmals bis in die Gegenwart hineinreichenden Traditionslinien des Reutlinger Weinbaus. In der „Arbeit des Weingärtners“ geht es unter anderem um Rebsorten, Düngung, Pflanzenschutz und Arbeitsgeräte. Thema ist außerdem das „Aidentragen“: Durch Abtragen von Erde an den Terrassenwänden wurden mineralstoffreichere Bodenschichten freigelegt. Im Kontrast zum nahezu vollständigen Rückgang des Weinbaus als Vollerwerbstätigkeit in Reutlingen bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs steht die gleichzeitig ansteigende Popularität der „Fröhlichen Erntezeit“, die in einer Galerie von Fotografien aus den Jahren 1896 bis 1950 dokumentiert ist. In „Die Weingärtnergenossenschaft von 1865–1967“ folgt eine Darstellung der sich wandelnden Organisationsformen der Reutlinger Wein-

gärtner (Weingärtnerinnung, Weingärtner-Gesellschaft e. G. m. b. H., Weingärtner-Genossenschaft). Weitere Kapitel widmen sich dem 1848 gegründeten „Weingärtner-Liederkranz“ sowie den in Reutlingen abgehaltenen Traubenausstellungen und Festen des Landwirtschaftlichen Bezirksvereins. Abschließend werden die verschiedenartigen Wurzeln des „Reutlinger Weingärtnerfestes“ dargestellt. Die Weingärtner, die sich als Bewahrer der lutherischen Lehre während des Interims verstanden, feierten dieses Fest am sogenannten Zunftmontag; ein Tag, der eine eigenständige Bedeutung im Rahmen des alljährlichen reichsstädtischen Wahlzeremoniells besaß. Diese religionsgeschichtliche Erinnerungsfeier entwickelte sich schließlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem populären und historisierenden Bürgerfest.

Ergänzt werden die Beiträge von Breyvogel und Matz durch den Aufsatz von Wolfgang Wille „Die Namen der Reutlinger Weinberge“, der quellennah entsprechende Flurnamen einzuordnen und zu deuten versucht, durch den einleitenden Beitrag von Museumsleiter Werner Ströbele („Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen“) sowie durch dessen Betrachtungen über „Reutlinger Wein-Witze“, um deren Tradierung sich nicht zuletzt August Lämmle verdient gemacht hat. „Alle Jahre gibt’s nicht Wein. Weinbau und Weingärtnerkultur in Reutlingen“ ist nicht nur Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, sondern auch die erste eigenständige Publikation zu diesem in zeitlicher und vielfältig-thematischer Weise umfassenden stadthistorischen Thema.

Gerald Kronberger

Heidi Stelzer (Bearb.): Reutlingen in den Zwanziger Jahren. Die Zeit von Kriegsende 1918 bis zu Hitlers Machtübernahme im Januar 1933. Verlagshaus Oertel + Spörer, Reutlingen 2001. 214 S., 89 Abb., 48,00 DM (vergriffen).

Lokale Chroniken hatten im 19. Jahrhundert Konjunktur: Für Reutlingen hatte Carl Bames die Zeit von 1803 bis 1874 dokumentiert, fortgesetzt wurde sein Werk von Egmont Fehleisen und Julie Häcker bis 1900, dann notierte Rudolf Finckh bis 1918 wichtige Ereignisse. Während der NS-Zeit sollte diese Tradition noch einmal aufleben – Hermann Schöllkopf führte im Auftrag des Vereins für Kunst und Altertum eine Chronik. Doch für die 1920er Jahre, die in Reutlingen bisher historisch überhaupt wenig bearbeitete Zeit der Weimarer Republik, fehlte eine vergleichbare Übersicht. Heidi Stelzer hat mit einer akribischen Dokumentation die Lücke geschlossen: Aus den Berichten des „Reutlinger General-Anzeigers“ und der „Schwarzwälder Kreiszeitung“ setzte sie in Zusammenarbeit mit Hans Ulrich Knapp und Almut Schaible ein buntes Kaleidoskop der Zeit zusammen.

Stelzers leider nur in einer Auflage von 500 Exemplaren erschienene, von Hermann Pfeiffer sehr ansprechend gestaltete Chronik der 1920er Jahre war

innerhalb von zwei Monaten vergriffen: Zu groß waren die Bedenken beim Verlag, daß sich Menschen von heute kaum für Zeitungsberichte aus vergangenen Tagen interessieren würden. Die beständige Nachfrage nach dem Buch beweist das Gegenteil – zu Recht. Denn die auf eine Idee von Hans Knapp zurückgehende Chronik ist mehr als ein Nachschlagewerk für historisch Interessierte: Beim Lesen wird man unwillkürlich in jene turbulente Zeit zwischen Kriegsende 1918, Währungsreform, Wirtschaftskrise und den folgenden politischen Unruhen hineingezogen. Dabei hat die Bearbeiterin großen Wert darauf gelegt, die „authentische Sprache der Zeit“ beizubehalten, um nachfühlbar zu machen, „was die Menschen damals erlebten und erlitten, was sie begeisterte und erschütterte“.

Als lokalgeschichtliches Kompendium für die Zeit von 1918 bis 1933 ist die Zeitungs-Chronik längst unentbehrlich geworden: Ein detailliertes Personen- und Sachregister erschließt eine Fülle von Informationen – schillerndes, aussagekräftiges Material, das zu einer tiefergehenden Beschäftigung mit einzelnen Themen auffordert. Nicht zuletzt auch deshalb, weil hier wundersame Parallelen zur Gegenwart zu finden sind, etwa die Diskussion um das „Kriegerehrenmal“ auf dem Friedhof Unter den Linden: Im August 1924 beschloß der Gemeinderat die Arkadenanlage mit Namenstafeln, doch „schon im Vorfeld hatte sich eine lange Debatte darüber entsponnen, ob die Namen an dem Denkmal angebracht oder ob sie in einem Gedenkbuch verzeichnet werden sollten ...“. (Oberbürgermeister Hepp lehnte übrigens Namenstafeln als „unästhetisch“ ab.)

Hochaktuell auch die Auseinandersetzung um den dringend erwünschten großen „Saalbau“ (mit „Konzertthaus“, Hotel, Hallenschwimmbad, Autogaragen, Läden und Café) ab 1920 – sie erinnert sehr an die Diskussion um das 2002 per Bürgerentscheid gekippte „Kultur- und Kongresszentrum“. Damals lehnten „einzelne Fraktionen“ eine „finanzielle Verantwortung“ der Stadt ab, Oberbürgermeister Hepp erklärte im Dezember 1926, er könne „nur durch Mehrheitsbeschluß“ gezwungen werden, den Gegenstand noch einmal auf die Tagesordnung zu setzen.

Neben solchen aktuellen Bezügen (selbst über die Nebenwirkungen von Amalgam wurde bereits 1928 gestritten!) erfährt man quasi „aus erster Hand“, was die Zeit kulturell prägte – neben Berichten aus der Musik-, Literatur- und Kunst-Szene fällt die Eröffnung neuer Caféhäuser und des ersten Reformhauses in Reutlingen ebenso auf wie die Begeisterung für Flugzeuge und Zeppeline oder die Klagen über die stinkende Echaz in ihrem verwahrlosten Bachbett.

Geradezu miterleben läßt sich der Siegeszug des Radios und des Automobils: von den ersten öffentlichen Rundfunk-Vorführungen über die Gründung des „Reutlinger Radio-Clubs“ im Juli 1924 bis zur großen (Verkaufs-)Ausstellung 1929. Von der rasanten Zunahme des Autoverkehrs spricht die Eröffnung zahlreicher Tankstellen, der Vergleich der Zulassungs-

zahlen (1926 waren in Reutlingen 766 Kraftfahrzeuge gemeldet, 1930 waren es mehr als doppelt so viele – 1 KFZ auf 31 Einwohner) sowie der Beginn von Umbauten und Abrissen aus „verkehrstechnischen Gründen“.

Daneben läßt sich die Entstehungsgeschichte wichtiger Einrichtungen und markanter Gebäude verfolgen, die das Stadtbild heute noch prägen (oder vermißt werden): Hallenbad, Sparkasse am Marktplatz, AOK-Haus, Altenheim Ringelbach, Naturtheater, Uhlandhöhe, Jugendherberge beim Arbachbad und der „lange Emil“, mit 100 Meter Höhe damals der größte Fabrik-schornstein Württembergs. Und natürlich ist auch die Skandalgeschichte der „Matratzenschlepper“ nachzulesen, die 1930 das Reutlinger Bürgertum beunruhigte, als man jungen Kunstschaffenden und einer hübschen Gymnastiklehrerin unsittliche Umtriebe unterstellte. Schließlich lassen sich viele Details zur Personen- und Firmengeschichte aus der Chronik ziehen. Wer sich 2001 kein Buch gesichert hat, wird wohl auf die in Archiven und Bibliotheken bereitgestellten „öffentlichen Exemplare“ zurückgreifen müssen.

Karin-Anne Böttcher

Heimatmuseum Reutlingen (Hrsg.): Arbeiter-Siedlung Gmindersdorf. 100 Jahre Architektur- und Alltagsgeschichte (Autorinnen: Martina Schröder, Helen Wanke, Bärbel Schwager). Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung des Heimatmuseums Reutlingen, Reutlingen 2003. 190 S., zahlreiche Abb., 15,50 Euro.

Daß die Siedlung an der Heppstraße etwas Besonderes sein muß, ahnt auch der Ortsunkundige im Vorbeifahren: schmucke Fachwerkhäuser, tief herabgezogene Walmdächer, variationsreiche Giebel und Gauben, Erker und Lauben. Manches wurde zwar durch spätere Umbauten zerstört, doch daß hier ein einzigartiges Ensemble gebaut wurde, ist heute noch sichtbar. Dörfliche Idylle im einstigen Niemandsland zwischen Reutlingen und Betzingen, ab 1903 von dem renommierten Stuttgarter Architekturprofessor Theodor Fischer geplant, in Auftrag gegeben von einem aufstrebenden Textilunternehmen: das Gmindersdorf. Zum 100jährigen Bestehen der seit 1977 teilweise unter Denkmalschutz stehenden Arbeitersiedlung hat das Heimatmuseum Reutlingen eine aufwendige Dokumentation erarbeitet und in Katalogform eine umfangreiche Würdigung des durch seinen „ursprünglichen ländlich-vorstädtischen Charme“ geprägten „architektonischen Kleinods“ (Oberbürgermeisterin Barbara Bosch im Vorwort) vorgelegt.

Ein echter „Bild-Band“ ist der großformatige Katalog geworden: Die Fülle der (teilweise unveröffentlichten) Zeichnungen und Fotos lädt zum Stöbern und Verweilen ein. Auch die Gliederung des Buches in überschaubare, voneinander unabhängige Kapitel mit kurzen Einleitungen und ausführlichen Bildtexten kommt dem punktuellen Lesen entgegen. Denn hier wurde keine

architekturhistorische Abhandlung, gespickt mit Fachbegriffen und Studien über Vorbilder und Typologien angefertigt, im Gegenteil: Was im Untertitel mit „100 Jahre Architektur- und Alltagsgeschichte“ angekündigt wird, ist vor allem Letzteres – ein Fotoband voller Einblicke ins Leben der „Gmindersdörfler“.

Viele Privataufnahmen lassen markante Siedlungsbewohner wieder aufstehen. Ein bißchen Voyeurismus mag sich da beim Betrachten einstellen, angesichts der Blicke in die Wohnstuben, Vorgärten und Hinterhöfe. Doch die Familiengeschichten sprechen für sich und verraten oft mehr als eine trockene sozialhistorische Darstellung, etwa wenn lapidar konstatiert wird: Die Ehefrau verdiente als Angestellte bei einem Reutlinger Verlag „fast doppelt soviel wie ihr Mann bei Gminder. Dieser wollte jedoch in Gmindersdorf wohnen bleiben, ein Wechsel zu einer besser bezahlenden Firma kam für ihn nicht in Frage.“

Den Autorinnen Martina Schröder und Helen Wanke ist es gelungen, die verschiedenen Aspekte des Großprojekts „Arbeitersiedlung Gmindersdorf“ zu benennen, ohne sie gegeneinander auszuspielen. Die soziale Tat der Unternehmerfamilie wird gebührend gewürdigt, zugleich werden aber auch ihre durchaus eigennützigen Motive beleuchtet, denn die Wohnungsangebote in der Siedlung waren angesichts der geringeren Entlohnung bei längeren Arbeitszeiten ein starkes Argument beim Anwerben von Arbeitskräften. Daß die Fabrikanten aus einem patriarchalischen Selbstverständnis heraus damit zugleich auch eine soziale Kontrolle aufbauen wollten, wird ebenfalls deutlich. Doch die Idylle kommt auch nicht zu kurz – gerade in den Erinnerungen der Gmindersdörfler nimmt sie Gestalt an.

Weil das Buch zugunsten der thematischen Geschlossenheit der einzelnen Kapitel auf einen chronologischen Abriss verzichtet hat, geht allerdings ein bißchen die Übersicht verloren. Daß wichtige Einschnitte wie die Privatisierung der Wohnhäuser (ab 1968) nach dem Verkauf des gesamten Gminder-Anwesens an die Robert Bosch GmbH 1963 oder der Streit um den Denkmalschutz 1976, aber auch die Auswirkungen des Nationalsozialismus nur am Rande – in einzelnen Bildtexten versteckt – zu finden sind, ist schade. Angesichts der Materialfülle fallen solche Lücken aber nicht sonderlich ins Gewicht.

Doch auch wer eher aus architekturgeschichtlichem Interesse das Buch in die Hand nimmt, wird gut bedient: Jeder der 17 Wohnhaustypen und sämtliche großen Einzelgebäude sind umfassend mit historischen Fotos und Entwurfszeichnungen dokumentiert, ergänzt um Hintergrundinformationen über die Geschichte des Arbeitersiedlungsbaus (Bärbel Schwager) und die Stuttgarter Jahre des Architekten Theodor Fischer. Auch hier werden die Baubeschreibungen stets mit Leben gefüllt, in die Texte sind Details aus dem Alltag eingefügt, außerdem wurden fast alle abgebildeten Personen identifiziert – ein Indiz für die viele Arbeit, die hinter dem Band steckt.

Kaufhaus und Kinderhort, Wirtschaft und Waschhaus: Der Bildband dokumentiert nicht nur Planung und Realisation, sondern erläutert sehr anschaulich die Bedeutung der Gebäude für die Bewohner der Siedlung. Das Buch schafft eine so plastische Rekonstruktion der Lebensumstände, wie man sie nur bei einer filmischen Dokumentation vermuten würde. Mit viel Sympathie für die „Dörfler“ sind die Autorinnen an das Material herangegangen und haben ihnen, nicht dem Architekten oder den Auftraggebern, die Hauptrollen gegeben.

Herausgekommen ist ein abwechslungsreicher, sehr großzügig und klar gestalteter Bildband, der über sechs Jahrzehnte das Leben im Gmindersdorf nachzeichnet und so das Einzigartige dieses Siedlungsprojektes viel besser beleuchtet als jede noch so detailreiche architekturhistorische Studie.

Karin-Anne Böttcher

Beate Kolb, Sabine Dieterle (Hrsg.): „Das war es ...“. Experimentier- und Lebensraum Hochschule. 30 Jahre Studierendenschaft der Evangelischen Fachhochschule für Sozialwesen in Reutlingen. Selbstverlag Tübingen/Reutlingen, 2003. 289 S. mit zahlreichen Abb., 8,00 Euro.

Mit obigem Werk liegt nunmehr ein Sammelband zur studentischen Geschichte der Evangelischen Fachhochschule (EFHS) Reutlingen vor, die trotz fortwährend regen Zulaufs nach 30jährigem Bestehen mit dem Sommersemester 2003 ihre Pforten schloß. Verantwortlich für die Publikation zeichnen zwei ehemalige Studentinnen, die aus reichem Quellenmaterial schöpften (u. a. aus Dutzenden von Aktenordnern des AStA-Büros).

Der Band gliedert sich in drei Teile und beginnt mit dem „hochschulpolitischen Selbstverständnis der Studentenschaft im Wandel der Zeit“ (S. 11–169). Dabei spannt sich der Bogen von einem vom jugendfrischen Geist der 68er-Bewegung getragenen marxistisch fundierten Standpunkt der siebziger Jahre bis hin zu einem eher mehrdeutigen sozialen Selbstverständnis der späteren Jahre. Der Sinn für Eigenständigkeit und Einmischung in politische und soziale Probleme blieb immer erhalten (vgl. etwa die rührige Unterstützung der Friedensbewegung).

Der zweite Teil behandelt das „feministische Profil“ (S. 179–235) und zeichnet den Weg der Frauenarbeit nach, der zugleich ein Kapitel der Reutlinger Frauengeschichte darstellt: von den von der Frauenbewegung angeregten ersten Diskursen der siebziger Jahre über die Gründung des „Autonomen Frauenplenums“ (gegr. 1983) bis hin zu „Frauenhochschultagen“ und zur Einrichtung einer neuen Professur („Theorie und Praxis Sozialer Arbeit mit Frauen und Mädchen“, WS 1993/94). Hinzu trat auch das praktische Engagement, etwa die Zusammenarbeit mit dem „Reutlinger Notruf“ bei der Betreuung mißhandelter Frauen.

Der Schlußteil („Blickwinkel“, S. 236–289) bietet verschiedene Beiträge wie auch Interviews von und mit ehemaligen Studenten und Dozenten der Hochschule, an der insgesamt etwa 3000 junge Menschen studierten. In diesen lebhaften Erinnerungen zieht sich wie ein roter Faden der Protest gegen die von den Kirchenoberen verordnete Schließung der EFHS am Standort Reutlingen durch, denen der kritische, weltoffene Reutlinger Geist schon lange ein Dorn im Auge war.

Der mit großem Engagement verfaßte Quellenband zeichnet sich durch eine erstaunliche Vielfalt aus, die allerdings den theologischen Bereich weitgehend ausspart. Wohl mit heißer Nadel gestrickt, haben sich auch manche Flüchtigkeitsfehler eingeschlichen. Dennoch haben die beiden Herausgeberinnen ein wertvolles „Erinnerungs-Buch“ vorgelegt, das ein wichtiges Kapitel der Reutlinger-Tübinger Hochschulgeschichte dokumentiert.

Werner Raupp

Die Stephanus-Kirche in Sondelfingen und ihre Wandmalereien, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen; Autoren: Heinz Ziegler, Thomas Braun M.A., Reutlingen 2001. 52 S., zahlr. sw. und farb. Abb., 7,00 Euro.

Reutlinger Stadtteile und ihre (kunst-)historischen Besonderheiten standen in den letzten Jahren erfreulicherweise wiederholt im Mittelpunkt neuer Publikationen. Als weiterer Baustein zu einer vollständigen Dokumentation kann auch das Bändchen über die Stephanus-Kirche in Sondelfingen gewertet werden. Eine zusammenfassende Arbeit zu diesem Thema war schon seit längerem überfällig, da die Kirche – ähnlich wie etwa die Marienkirche in Bronnweiler – von überregionaler Bedeutung ist. Nicht von ungefähr war sie bereits 1929 (!) in das Landesverzeichnis württembergischer Baudenkmale aufgenommen worden.

Der Band ist in zwei Abschnitte gegliedert. Im ersten Teil beschäftigt sich Heinz Ziegler, der frühere stellvertretende Bezirksbürgermeister von Sondelfingen, mit der Baugeschichte der Kirche (S. 9–37), wobei er auch einen Blick auf Glocken und Orgel, auf das Pfarrhaus, den Friedhof – seit 1981 dient die Kirche als Friedhofskapelle – und die Reihe der in Sondelfingen seit 1436 tätigen Geistlichen wirft. Der zweite Teil, verfaßt vom Kunsthistoriker und jetzigen Kulturamtsleiter von Bad Urach, Thomas Braun, widmet sich der Ausmalung der Stephanus-Kirche (S. 38–52).

Die Ausführungen über die Baugeschichte sind umfassend, auf reiches Quellenmaterial gestützt und – auch für den Laien – gut lesbar. Ergänzt durch interessante historische Aufnahmen, Schemazeichnungen und eine Reihe von Zitaten, ermöglichen sie dem Leser einen fundierten Einblick in die bauhistorische Entwicklung der Kirche. Sie führen von den ältesten Teilen des Gebäudes in der Nordostecke aus dem 12. Jahrhundert zu den gotischen Relikten

(Wandmalereien, Maßwerkfenster, Tabernakel, Dachbalken) aus dem 14. und 15. Jahrhundert und behandeln ausführlich die Umbauten von 1686 (mit umfangreicher Bemalung) sowie die Baumaßnahmen von 1769–71 und 1780, bei denen die Kirche im wesentlichen ihre heutige äußere Gestalt erhielt. Ein Abschnitt über die Eingriffe des 19. und 20. Jahrhunderts, die vor allem das Innere der Kirche veränderten, schließt sich an. 1980/81 erfolgte als vorerst letzte Maßnahme die vollständige Sanierung mit Freilegung der älteren Wandmalereien und Ausbau zur Friedhofskapelle.

Exemplarisch zeigt der vorliegende historische Abriss wieder einmal, wie unbesorgt in früheren Zeiten mit dem künstlerischen Erbe – hier insbesondere mit den Wandmalereien – der Vergangenheit umgegangen wurde und wie sich erst im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert das Bewußtsein derart veränderte, daß man die Werke zurückliegender Epochen als Ausdruck ihrer Zeit schätzen lernte und zu erhalten bzw. wiederherzustellen suchte.

Thomas Braun befaßt sich im Anschluß an die bau- und lokalgeschichtliche Dokumentation ausführlich mit den Wandmalereien von 1686. Die Bilder werden beschrieben, die Inhalte erläutert und die beigefügten Schrifttexte wiedergegeben und eingeordnet. Auch erfährt der Leser – soweit möglich – etwas über die Bezüge zwischen den einzelnen Darstellungen sowie die dahinterstehende theologische Absicht. Die Stifter werden genannt und es wird der Versuch unternommen, die Sondelfinger Malereien einzuordnen in die übrige Kunst des 17. Jahrhunderts. Aufschlußreich ist der Vergleich mit den Darstellungen Jost Amanns, die der namentlich nicht bekannte Sondelfinger Künstler wohl als Vorlage benutzt hat. Die Wiedergabe der entscheidenden Abbildungen ermöglicht dem Leser einen eigenen Eindruck. Zu Recht wird auch auf den Unterschied zwischen „Kunstwollen“ und „-können“ hingewiesen (wobei man auch nicht der Gefahr erliegen darf, jedes Unvermögen als Kunstwollen zu interpretieren).

Wünschenswert wären im Teil über die Malereien präzisere Bildlegenden mit Darstellungsthema und Datierung (S. 22 f., S. 38, S. 42 f. und S. 46 f.) gewesen und ein kurzer Hinweis darauf, daß es gerade der – mehrfach erwähnte – Augustinus war, der maßgeblich zur Verbreitung des Stephanus-Kultes im Westen beigetragen hat. Ebenso hätte man einige Worte dazu sagen können, warum gerade Stephanus als Heiliger für Pferde und Vieh, als Heiler für Mensch und Tier sowie als Schutzpatron etlicher Handwerker ein so beliebter Namensgeber war. Die Gleichsetzung der vorreformatorischen Zeit mit „katholisch“ (S. 21) ist nicht ganz korrekt, und der Literaturhinweis auf eine eigenständige Publikation Th. Brauns zur Stephanus-Kirche (S. 37) führt – bislang jedenfalls noch – ins Leere. Doch dies sind nur Kleinigkeiten am Rande, die den Wert des Bändchens nicht schmälern sollen. Als informativer und ansprechend gestalteter Leitfaden zu Geschichte und Bedeutung des Sondelfinger Gotteshauses ist die Publikation jedem interessierten Besucher zu empfehlen.

Astrid Wendt

Astrid Wendt: Das Samenhandelsmuseum Gönningen, Außenstelle des Heimatmuseums Reutlingen. Museumsführer, hrsg. vom Heimatmuseum Reutlingen (Red.: Martina Schröder), Reutlingen 2002. 59 S. mit 44 Abb., 10,00 Euro.

Das Reutlinger Heimatmuseum setzte 2002 seine bisher erschienene Katalog-Reihe zu den Museumsbeständen fort. Nach dem Führer durch das Betzinger Museum „Im Dorf“ folgten „Mittelalter und Kirchengeschichte“, „Reichsstadt und Zünfte“ sowie „19. Jahrhundert. Weg in die Moderne“. Nun liegt erstmals ein Führer zur ganz besonderen Geschichte eines Ortsteils von Reutlingen vor: „Das Samenhandelsmuseum Gönningen“. Er ist reich bebildert und sehr übersichtlich durch die verschiedenfarbig abgesetzten Kapitel.

Kurz seien die einzelnen Themenbereiche aufgeführt. Im Kapitel „Ortsbild und Lebensart“ wird der wirtschaftliche Erfolg, die Weltläufigkeit und der Reichtum einzelner Samenhändler deutlich. Es wurden stattliche Gebäude errichtet und Stiftungen für gemeinnützige Einrichtungen gemacht, darunter etwa die Glocken und Fenster der evangelischen Kirche. In den Kapiteln „Hausierhandel und Samenstrich“, „Die Packstube“ und „Die Arbeit eines Samenhändlers“ werden alle Tätigkeiten beschrieben, die eine Samenhändlerfamilie ausübte. Samen und Blumenzwiebeln wurden nicht selbst gezüchtet, sondern den Gönningern oblag auch die Suche nach den besten Saatgutlieferanten, die in ganz Deutschland und in den meisten europäischen Nachbarländern gefunden wurden. „Familie, Frauen, Kinder“ thematisiert das entbehrungsreiche Leben der Händler und Händlerinnen. Bei der oft monatelangen Abwesenheit ihrer Männer mußten die Frauen daheim alle anfallenden Arbeiten erledigen und bei plötzlich auftretenden Notfällen Entscheidungen treffen; dies machte sie jedoch selbständiger und freier als es die meisten ihrer Zeitgenossinnen waren. Doch nicht nur die Männer, auch (vielfach unverheiratete) Frauen waren im Handel unterwegs; die Oberamtsbeschreibung vom Jahr 1867 spricht von etwa 25 Prozent.

Schließlich werden noch die Verkehrsverhältnisse im Kapitel „Von Poststation und ‚Sameschell‘“ beschrieben, „Lex Gönningen‘ im Reichsgesetz“ zeigt die Schwierigkeiten des Hausierhandels und den Kampf mit den Behörden, und ein weiterer Abschnitt gewährt einen Ausblick bis heute: Noch immer gibt es in Gönningen florierende Samenhandlungen, die die Zeitläufe mit Erfolg überdauerten.

Im letzten Kapitel „Gönningen, der Samenhandel und die Kunst“ wird die reiche Stiftung von Bildern und Graphiken des Samenhändlers Ernst Ziegler vorgestellt. Ferner werden ortsansässige Künstler erwähnt, die ihre Sujets in der Welt des Samenhandels fanden – dies hätte man sich noch ein wenig umfangreicher gewünscht.

Mit diesem „nur“ als Begleitbuch zur Dauerausstellung im Gönninger Rathaus gedachten Führer durch die vielfältigen Themen ist dank der reichen

Bebildung und des informativen und gut recherchierten Textes von Astrid Wendt ein kleines Gönninger Heimatbuch gelungen, das in der ganzen Region auf großes Interesse stoßen wird.

Heidi Stelzer

Ralf Oldenburg: Wilhelm Waiblinger, Literatur und bürgerliche Existenz. Universitätsverlag Rasch, Osnabrück 2002. 267 S., 5 Abb., 31,50 Euro.

In der hier zur Besprechung anstehenden Dissertation, die von der Universität Osnabrück im Wintersemester 2001/2002 angenommen wurde, versucht der Verfasser Ralf Oldenburg den wegen seiner exzentrischen poetischen Existenz schon immer umstrittenen schwäbischen Dichter Wilhelm Waiblinger neu zu deuten und vor allem literaturhistorisch neu zu verorten.

Schon auf Seite 16 seiner umfangreichen Ausführungen gibt der Verfasser ein erstes Ergebnis seiner Untersuchungen: „Er (Waiblinger) sucht zeitlebens nach einer kontinuierlich fortgeführten, selbständigen (Dichter-)Existenz und scheitert. Damit gleicht er sich einem romantischen Selbstbild an, Welt und Ich als Fragmente zu begreifen. Ich entscheide mich daher, ihn als Romantiker zu bezeichnen.“ Diese drei Sätze zeigen geradezu exemplarisch, wie sich Oldenburg mit Waiblinger auseinandersetzt, inhaltlich wie auch sprachlich-stilistisch. Wichtig für ihn ist von allem Anfang an die geradezu apodiktische Feststellung, daß Waiblinger „als Romantiker“ zu bezeichnen sei. Damit will er sich ganz entschieden von der sonst üblichen Zuordnung Waiblingers zur Klassik abheben.

Im Fortgang seiner Untersuchungen stellt Oldenburg in einem ersten Kapitel (S. 27–77) Waiblingers Bemühen um eine Identitätsfindung im Raum des schwäbischen Bildungsbürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts heraus. Die Kapitelüberschrift lautet: „Wilhelm Waiblingers Adaptation bürgerlicher Momente“, was immer man darunter verstehen mag. Von diesem Bürgertum wird sich Waiblinger immer mehr lösen, nachdem er zunächst sich seiner Schulen und der Universität, seines Theaters und seiner Geselligkeit (z. B. das Rapp-Haus, Danneckers Atelier in Stuttgart, das Stuttgarter Hoftheater) für seine Fortbildung bedient hat. In Stuttgarts Waisenhaussschule begann ab 1809 seine schulische Ausbildung. Über die Unterstufe des Gymnasiums Stuttgart, die Lateinschule Reutlingen, das evangelisch-theologische Seminar Urach und wiederum über die Oberstufe des Stuttgarter Gymnasiums gelangt er schließlich 1822 in das Tübinger Stift, um Theologie zu studieren. Ein Pfarramt hat er indes nie bekleidet, eine solide abgesicherte bürgerliche Existenz, auch als Schriftsteller, während seines kurzen Lebens (1804–1830) nicht erreicht.

Um so mehr überrascht sein fünf Bände umfassendes umfangreiches Werk – eine erstaunliche schriftstellerische Leistung in Anbetracht seiner kurzen Lebenszeit. Es besteht freilich zu einem großen Teil aus autobiographischen

Schriften und Tagebüchern, auf die im einzelnen einzugehen in dieser kurzen Besprechung nicht möglich ist. Oldenburg hat sich im 3. Kapitel unter der Überschrift „Autobiographie – Biographie“ ausführlich mit der Problematik dieser sich an anderen Autobiographien (Jung-Stilling, Goethe) orientierenden autobiographischen Schriften Waiblingers befaßt.

Die Leser der Reutlinger Geschichtsblätter seien in diesem Kapitel besonders auf den Unterabschnitt verwiesen, in dem Waiblinger als Reutlinger Lateinschüler beschrieben wird (S. 141–144). Dem folgt noch ein Exkurs über den Rektor der Lateinschule und Reutlinger Geschichtsschreiber Christoph Friedrich Gayler. Dieser spielt für den sich genialisch gebärdenden Sechzehnjährigen eine wichtige pädagogische Rolle, ähnlich wie später in Stuttgart Gustav Schwab. Gayler erkennt rasch die überdurchschnittliche Begabung Waiblingers, ist aber um dessen schulisches Weiterkommen besorgt, weil er spürt, daß Waiblinger nicht zielstrebig, geordnet und vor allem nicht diszipliniert arbeiten kann. In drei Briefen (Oldenburg bringt sie in einem dokumentarischen Anhang, S. 249–253) appelliert Gayler von vergleichsweise hoher Warte an die Einsicht des ihm anvertrauten Schülers. Er ahnt die kommenden Konflikte, die sich dann auch bei Waiblingers Eintritt ins Stift fast unvermeidlich einstellen und eine mögliche Laufbahn des Stipendiaten Waiblinger im württembergischen Pfarrdienst vereiteln. (Waiblingers Reutlinger Lebenssituation hat Ralf Oldenburg bereits vor einigen Jahren in einem Beitrag in unseren Geschichtsblättern dargestellt; RGB NF 37, 1998, S. 297–307.)

Es ist hier nicht der Ort, im einzelnen zu verfolgen, wie Oldenburg sich in einem weiteren 4. Kapitel (S. 177–220) mit Waiblingers „Schreibversuchen“ (so Oldenburg!) auseinandersetzt – Friedrich Hölderlins Leben, Dichtung und Wahnsinn, Phaeton, die Satire Olura auf den Stiftephorus Siegwart seien wenigstens genannt. Er tut dies gründlich, zuweilen aber auch recht umständlich und mitunter, so möchte man annehmen, ohne spezielle Kenntnis der angesprochenen schwäbischen Bildungseinrichtungen. So befaßt er sich recht eingehend im Abschnitt 3.2 mit dem Evangelischen Stift in Tübingen (S. 159 ff.) und benützt dazu z. B. Leubes bekannte dreibändige Stiftsgeschichte. Man ist dann aber ziemlich erschrocken, wenn der Autor kontinuierlich die Insassen des Stifts, die Stipendiaten, als „Stifter“ (sic!) bezeichnet. Die herkömmliche Bezeichnung „Stiftler“ scheint ihm trotz Leube und anderer Literatur zu Waiblingers Aufenthalt im Stift nicht über den Weg gelaufen zu sein. Doch soll dieser „lapsus linguae“, so ärgerlich er ist, nicht das überaus fleißige Bemühen des Autors um Waiblinger schmälern.

Heinrich Betz

Isolde Kurz: Der Aktiengarten & andere Erzählungen. Jürgen Schweier Verlag, Kirchheim unter Teck 2003. 144 S., 14,80 Euro.

Um die Neuherausgabe von Werken des aus Reutlingen stammenden Dichters Hermann Kurz hat sich Jürgen Schweier in den vergangenen Jahren mehrfach verdient gemacht. Zur 150. Wiederkehr des Geburtstags von dessen Tochter Isolde Kurz (1853–1944) präsentiert er nun mit „Der Aktiengarten & andere Erzählungen“ drei kleinere Arbeiten aus deren Feder. In Zeiten, in denen der „shareholder value“ Schlüsselbegriff einer globalisierten Weltwirtschaft geworden ist, besitzt ein solcher Buchtitel zweifellos Signalwirkung. Dies überrascht bei einer weitgehendst vergessenen Autorin, die von der Literaturkritik bereits als „epigonenhaft“ eingemottet, wenn nicht gar als „schwülstig“ zerfleddert wurde. Der Bucheinband jedenfalls zeigt ein licht- und farbenflirrendes Gemälde von Maria Caspar-Filser („Alter Baumgarten in der Blüte“). Der Band selbst beinhaltet die Erzählungen „Der Aktiengarten“, „Nachbar Werner“ und „Werthers Grab“, die erstmals zwischen 1897 und 1900 in der „Gartenlaube“ beziehungsweise in der „Deutschen Rundschau“ erschienen sind. Eine 1943 verfaßte Würdigung der Dichterin durch Theodor Heuss sowie ein Nachwort und eine „Kurz-Biographie“ durch den Verleger selbst runden das Büchlein ab. Von den drei Geschichten sagt Schweier, daß sie „kindliche Seelenströmungen und -stimmungen nachmalen, die Seligkeiten eines Kindheitsparadieses und dessen Verlust“. In der Titelerzählung kontrastiert Isolde Kurz die Gestaltungskraft kindlicher Phantasie mit der nüchternen Realität. Zentrales Motiv ist die Verwechslung eines inzwischen zum weltgewandten Geschäftsmann herangewachsenen Knaben, der das Wort „Akazien“ einst als „Aktien“ mißverstand. Die Erwartungen des Jungen beim Besuch des festlich illuminierten „Aktiengartens“ bringt Isolde Kurz in folgende Worte: „Ich dachte: Jetzt, jetzt muß es kommen – und hielt den Atem an. Was kommen sollte, wußte ich selber nicht. Erwartete ich, daß die Wunderbäume sich neigen und ihre märchenhaften Früchte über mich ausschütten würden [...].“

Gerald Kronberger

Otto Paul Burkhardt: Hans Grischkat und das Musikleben der Stadt Reutlingen. Zum 100. Geburtstag des Chor- und Orchesterleiters, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 2003. 109 S., 69 Abb., 5,00 Euro.

„Mit Grischkat kam der Quantensprung.“ Unter dieser Überschrift im Nachwort des Buches faßt Otto Paul Burkhardt zusammen, welche Bedeutung Hans Grischkat als Chorleiter, Orchestergründer und Musikpädagoge für das Musikleben der Stadt Reutlingen hatte. Zu dessen 100. Geburtstag (Grischkat wurde am 29. 8. 1903 in Hamburg geboren) verfaßte der Autor im städtischen Auftrag eine Hommage, die, über die Biographie Grischkats hinaus, auch eine

Art Kompendium darstellt, in welchem der Leser einen Überblick über das aktuelle musikalische Leben in Reutlingen erhält.

Mit unverhohlener Sympathie für das Genie beschreibt Burkhardt den Werdegang des jungen Hans Grischkat, der über einen Ferienjob (u. a. bei Emil Adolff) in den 1920ern in Reutlingen landet. Die musikalische Karriere Grischkats ist ebenso Inhalt der Beschreibung wie seine menschlichen Züge, die von Begeisterungsfähigkeit, Disziplin und Wagemut zeugen. Grischkat erscheint hier als Neuerer der Interpretation (in der Rezeption Bachscher Werke) und als bedeutender Gründer der Musikszene (als Gründer der späteren Württembergischen Philharmonie).

In einem zweiten Teil findet sich das „Who-is-who“ der Reutlinger Musikwelt. Klangkörper wie Chöre und Orchester von der „Liedertafel Concordia“ (seit 1833) bis zu den „Voices“ (1993) finden in Burkhardts Buch Aufnahme, ebenso wie das Wirken Felix Groß', die Musikschule Reutlingen oder die überregional bekannte und geschätzte Musikbibliothek, die sich aus dem Nachlaß Grischkats entwickelte. Ebenfalls detailliert beschrieben und mit fundiertem musikalischem Wissen recherchiert ist der Kreis herausragender Komponisten und Interpreten, von Karl Michael Komma über Franz Hirtler zur Sopranistin Hermine May und dem Pianisten-Duo Grau/Schumacher.

Das sich anschließende Kapitel dient als Übersicht über die zahlreichen Musikreihen, die in Reutlingen das musikliebende Publikum begeistern: Der Kammermusik-Zyklus oder der von KMD Eberhard Becker konzipierte Orgelsommer seien nur als Beispiele all der Veranstaltungsreihen genannt, die der Autor aufzählt und erfahrungsreich in ihrer Entstehung und ihren Inhalten darlegt.

Die Gründung des Schwäbischen Symphonie-Orchesters ist zweifelsohne Hans Grischkats größter Verdienst um das Musikleben in Reutlingen, war dies doch die Initialzündung für eine Entwicklung, die mit einem der renommiertesten Orchester des Landes (heute: Württembergische Philharmonie Reutlingen) mit Sicherheit noch nicht ihren Abschluß gefunden hat. So schließt sich nach einer Betrachtung der Geschichte der Philharmonie der Kreis der Beschreibungen Reutlinger Musikalität mit Ausblicken auf „Grenzgänger“, Reutlinger Musiker, die – ganz im Sinne Grischkats – hergebrachte und gewohnte Musikelemente mit kreativen Ideen paaren und so Neues schaffen, um die Musik nicht nur am Leben, sondern lebendig zu halten.

„Mit Grischkat kam der Quantensprung“ – zum 100. Geburtstag des Neuerers steht das Musikgenie im Zentrum dieses Buches; alles Musikgeschehen läßt sich nach Einsicht des Autors auf das Wirken Grischkats zurückführen. Grischkat selbst scheint der rote Faden zu sein, an welchem sich das Reutlinger Musikleben stetig weiter entwickelt.

Artur C. Ferdinand

Helmut Schepper (Hrsg.): Wappenbuch. Die Städte- und Gemeindewappen im Landkreis Reutlingen. Wiedemann Verlag, Münsingen 2001. 152 S., zahlreiche Abb. und Wappenzeichnungen, 22,90 Euro.

Die Wappen waren in Deutschland in der Nachkriegszeit umstritten, da das nationalsozialistische Regime diese Symbole mißbraucht hatte. Noch Ende der siebziger Jahre gab es im Reutlinger Kreistag heftige Diskussionen über die Notwendigkeit eines Kreiswappens. Das vorliegende Buch bietet einen optisch ansprechenden, aber doch rationalen Zugang zu diesem historisch-politischen Phänomen.

Rolf Bidlingmaier erklärt zunächst kurz die heraldischen Grundbegriffe. Er stellt mit Recht auch die kritische Frage, ob zunehmend Signets an die Stelle von Wappen treten. Irmtraud Betz-Wischnath gibt einen differenzierten Überblick über die Vorgeschichte und die Entstehung des Landkreises Reutlingen und Roland Deigendesch beschreibt die Entwicklung des Wappenwesens im Landkreis.

Den Hauptteil des Buches bilden die Präsentation und Beschreibung der über 100 Wappen des Landkreises und der einzelnen Gemeinden. Dabei ist es zu begrüßen, daß auch die Wappen der in den siebziger Jahren eingemeindeten Ortschaften vorgestellt werden. Diese haben zwar keine rechtliche Gültigkeit mehr, bilden aber noch immer für die Teilgemeinden wichtige Identifikationsmerkmale. Die Texte, die in der Regel auch Kurzfassungen der jeweiligen Ortsgeschichten enthalten, stammen in erster Linie von der Reutlinger Kreisarchivarin Dr. Irmtraud Betz-Wischnath und den Stadtarchivaren Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt (Reutlingen), Roland Deigendesch (Münsingen) und Rolf Bidlingmaier (Metzingen). Das sehr aufwendige Buch, dessen Druck auch vom Reutlinger General-Anzeiger und der Südwest Presse in Ulm unterstützt wurde, zeichnet sich durch eine attraktive und übersichtliche Aufmachung aus, nicht zuletzt wegen der sehr vielen farbigen, von dem Herausgeber Helmut Schepper sorgfältig gezeichneten Wappen.

Das Wappenbuch bildet ohne Zweifel ein wichtiges Nachschlagewerk für die Geschichte des Landkreises Reutlingen und seiner Gemeinden und eine Fundgrube für alle historisch Interessierten.

Paul Ackermann

Landkreis Reutlingen (Hrsg.): Vor 50 Jahren – Ein fotografischer Streifzug durch den Landkreis Reutlingen, bearb. von Irmtraud Betz-Wischnath, Reutlingen 2002. 128 S., 200 Fotos, Schutzgebühr 5,00 Euro.

Wie auch andere Institutionen ließ es sich der Landkreis Reutlingen nicht nehmen, zum 50jährigen Bestehen des Landes Baden-Württemberg eine Rückschau auf die Jahre 1950 bis 1960, der Entstehungszeit des Bundeslandes, zu erstellen. Als Jubiläumsbeitrag entstand so unter der Federführung von Kreis-

archivarin Dr. Betz-Wischnath ein 128seitiger Bildband, der Aufnahmen aus dem Landkreis von den Lebensverhältnissen der Zeit vor 50 Jahren wiedergibt.

Aus sachlichen Erwägungen konnte sich die Bildauswahl ausschließlich auf den Landkreis Reutlingen in seinen heutigen Grenzen (seit 1. 1. 1973) beziehen und mußte gleichzeitig für viele Orte repräsentativ sein. Da die Städte Reutlingen, Metzingen und Münsingen ebenfalls Veröffentlichungen und Ausstellungen zur gleichen Thematik durchführten, waren Schwerpunktsetzungen möglich. Die kleineren Gemeinden im Landkreis konnten dadurch stärker berücksichtigt werden.

Das Bildmaterial selbst stammt aus vielerlei Quellen, nicht zuletzt ein Großteil aus Privatbesitz. In die einzelnen Kapitel (Landratsamt und Kreisverband; Stadt und Land; Heimkehrer und Heimatvertriebene; Kirchen und Konfessionen; Kindergarten und Schule; Land- und Forstwirtschaft; Industrie und Handwerk; Schiene und Straße; Urlauber und Ausflügler; Feste und Feiern; Sport und Freizeit) führt jeweils ein knapp gehaltener, verständlicher Text ein, um dann anschließend die einzelnen, jeweils mit informativer Bildunterschrift versehenen Aufnahmen, die den Um- und Aufbruch der 50er Jahre dokumentieren, für sich sprechen zu lassen. Deutlich wird die Rasananz der Entwicklung auf allen Gebieten im urbanen Umfeld. Doch auch im ländlichen und kleinstädtischen Bereich bleibt nur beim flüchtigen Blick auf die Aufnahmen der Eindruck bestehen, es sei fast alles seit Kriegsende unverändert geblieben. Wenn der Verlauf sich hier auch langsamer gestaltete, so zeigt doch manches Detail bereits den Beginn des Wandels, der dann in den 60er Jahren vollends die entscheidenden Umwälzungen auf dem Lande brachte!

Dem Reutlinger Kreisarchiv ist es mit der vorliegenden Veröffentlichung gelungen, zum 50jährigen Landesjubiläum mit Hilfe der Bildleihgeber einen gediegenen kleinen Band über den Landkreis zusammenzustellen, an dem jung und alt, Alteingesessene und Zugezogene ihre Freude haben werden. Für viele der älteren Generation wird die Jugendzeit wieder lebendig und den Jüngeren erschließt sich eine schon fremde Vergangenheit! Werner Krauß

Raimund Waibel: 750 Jahre Klarissenkloster der heiligen Cäcilie in Pfullingen (1252–2002). Begleitheft zur Ausstellung auf dem Klosterareal 14. Juni bis 8. September 2002 (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, hrsg. vom Geschichtsverein Pfullingen, Heft 11). Fink GmbH Druck und Verlag, Pfullingen 2002. 48 S., 54 Abb., 7,50 Euro.

Im Rahmen des 750 jährigen Jubiläums des Klarissenklosters Pfullingen fand vom 14. Juni bis 8. September 2002 auf dem Pfullinger Klosterareal auch eine Ausstellung statt. Sie wurde von Raimund Waibel, dem derzeit wohl besten

Kenner der Geschichte des Klarissenklosters, konzipiert und mit instruktiven Texten, Schaubildern, Kartenskizzen und zahlreichen Abbildungen in Szene gesetzt.

Für den Ausstellungsbesuch, und über ihn hinaus, steuert Waibel nun auch ein Begleitheft bei, das als Heft 11 der Beiträge zur Pfullinger Geschichte erschienen ist. In ihm ist, sozusagen im Kleinformat, die Ausstellung noch einmal wiedergegeben. Mit den wissenschaftlich fundierten, für den interessierten Laien zudem jederzeit verständlichen Texten bietet das Heft eine vor allem didaktisch überzeugende Einführung in den Alltag eines Frauenklosters im Spätmittelalter.

Waibel zeigte in der Ausstellung, daß das Klarissenkloster Pfullingen – das zweitälteste im süddeutschen Raum – eingebettet war in ein Geflecht weiterer Klarissenklöster wie Söflingen/Ulm, Flein/Heilbronn, Esslingen und Villingen, alle übrigens in Reichsstädten oder unmittelbar in deren Weichbild. Leider verzichtet er im Begleitheft auf eine Wiedergabe dieses Teils der Ausstellung. Dafür bringt er in voller Breite den Wortlaut der päpstlichen Bulle von 1252, in der Innozenz IV. der Äbtissin und den Schwestern des Pfullinger Klosters die Befolgung der Regel des heiligen Benedikt in allen Einzelheiten vorschreibt (S. 42–47). An ihr läßt sich das strenge Klosterleben detailliert nachvollziehen, zumindest soweit sich die Pfullinger Klarissen der „Observanz“, d. h. der strengen Beachtung der Regel unterwarfen.

Daß das nicht immer leicht war, macht Waibel dadurch deutlich, daß er unter der Überschrift „Ein wohlhabendes Kloster“ (S. 28–30) den verführerischen Reichtum des Pfullinger Klarissenklosters vor Augen führt, bedingt auch durch die Herkunft vieler Nonnen aus Pfullinger und ihm benachbarten Adel sowie dem städtischen Patriziat Reutlingens (S. 34–35). Daß sich die Klarissen in ihrem Kloster wohlgeföhlt haben, macht auch ihr Widerstand in der Reformationszeit gegen die Säkularisation durch die evangelisch gewordenen Herzöge von Württemberg deutlich, als die „halsstarrigen“ Nonnen am alten Glauben festhielten.

Höhepunkt der Ausstellung ist zweifellos die Demonstration des geistigen Lebens im Kloster Pfullingen auf den prächtig faksimilierten Seiten des Heftes (S. 21–27) mit der Wiedergabe von Handschriften aus dem Scriptorium, d. h. der Schreibstube des Klosters, mit kostbaren Handschriften aus der Klosterbibliothek, vor allem aber auch mit den Auszügen aus der sog. Pfullinger Liederhandschrift. Die intensive Pflege der Musik braucht nicht zu überraschen in einem Kloster, das der heiligen Cäcilie geweiht war, eher schon die geistliche Umdeutung bekannter weltlicher Trinklieder in einer Art umgekehrter Kontrafaktur, so z. B. mit dem Lied „Den liebsten buolen den ich han“.

Man darf dem in jeder Hinsicht gelungenen Begleitheft zu der Jubiläumsausstellung eine weite Verbreitung, auch über den Raum Pfullingen-Reutlingen hinaus, wünschen.

Heinrich Betz

Chronik einer Pfullinger Klarisse. Eine Brixener Handschrift. In Faksimile nebst einem Anhang mit begleitenden Texten, hrsg. von Hermann Taigel (Beiträge zur Pfullinger Geschichte, Sondernummer zum Gedenken an die Gründung des Klarissenklosters Pfullingen vor 750 Jahren, hrsg. vom Geschichtsverein Pfullingen). Fink GmbH Druck und Verlag, Pfullingen 2002. 103 S., 43 Farbbabb., 25,00 Euro.

Die Gründung des Klarissenklosters Pfullingen vor 750 Jahren (1252) nahm der Geschichtsverein Pfullingen unter seinem rührigen Vorsitzenden Ernst Reinhard Beck zum Anlaß, in einer Sondernummer der Pfullinger Geschichtsblätter die Aufzeichnungen einer anonym gebliebenen Pfullinger Nonne zur Geschichte des Klosters unter dem Titel „Die Chronik einer Pfullinger Klarisse“ herauszugeben. Hermann Taigel, der sich mit vielfältigen Arbeiten zur Pfullinger Geschichte einen Namen gemacht hat, besorgte die Edition dieser in einer Handschrift des Klarissenklosters Brixen zugänglichen Quelle.

Dank großzügiger Unterstützung der Stadt Pfullingen und einiger Mitglieder des Pfullinger Geschichtsvereins und dank des generösen Einverständnisses der Äbtissin des Klarissenklosters Brixen mit der Veröffentlichung dieser Aufzeichnungen ist dem Herausgeber ein vortreffliches Bändchen gelungen. Die 21 Seiten der Handschrift, die im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts („um 1525“) entstanden ist, konnten vollständig als Faksimile der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Sie erscheinen, auf der Grundlage von Farbkopien, die vom Diözesanarchiv Brixen erstellt wurden, jeweils auf der linken Seite eines Doppelblatts. Auf der rechten Seite, zweispaltig angelegt, wird der transkribierte Text des Originals sowie eine Übertragung ins heutige Deutsch abgedruckt. Man kann sehr gut parallel lesen: Original, Transkription, moderne Übertragung. Kurz: eine geradezu opulente Ausgabe einer für die Pfullinger Geschichte bedeutsamen Quelle.

Worin besteht nun die besondere Bedeutung der Chronik? Einmal in der relativ breiten Schilderung der Reformbewegungen innerhalb der Bettelorden, hier der Klarissen, die im Brixener Bistumsstreit 1461 gipfelten. Aus der Sicht der Brixener Klarissen – sie werden wegen ihrer Treue zum Bischof Nikolaus von Kues und zum Papst von dem Tiroler Landesherrn, Herzog Sigismund von Österreich, ins Exil nach Pfullingen vertrieben – berichtet die Pfullinger Nonne „sehr ausführlich und anschaulich“ (Taigel, S. 8). Ihre Schilderung beruht aber nicht auf eigenem Erleben, sondern auf Berichten der ihr vorausgehenden Generationen von Nonnen, von denen sie wohl die Details der Vertreibung erfahren hat.

Zum andern ist ihr Bericht von den „Widerwärtigkeiten“, die die Pfullinger Klarissen während der Reformationszeit zu erdulden hatten, von großem Gewicht. Hier ist sie unmittelbar Betroffene, Zeitzeugin, bis hin zur Einnahme der Stadt Reutlingen durch Herzog Ulrich im Januar 1519, wobei das Klo-

ster in Pfullingen den Württembergern als logistischer Stützpunkt diente (S. 92–95), und bis zur Belagerung durch den oberschwäbischen Bauernhaufen im Frühjahr 1525. Hier enden ihre Aufzeichnungen. Ob sie, vielleicht als „halsstarrige Nonne“, noch die Säkularisation des Klosters durch die württembergischen Herzöge nach 1534 erlebt hat, entzieht sich unserer Kenntnis.

Taigel fügt den Aufzeichnungen der Pfullinger Klarisse in einem Anhang noch zwei weitere Quellen bei: einmal einen lateinischen Bericht eines Franziskaners aus Brixen (S. 96–100), der die Darstellung der Klarisse zur Vertreibung aus Brixen und zu ihrer Flucht nach Pfullingen 1461–1464 von einer höheren Warte aus ergänzt, ferner eine Urkunde von 1506, in der fünf Schwestern die am 8. Dezember 1461 eingeleitete Reform des Klosters hin zur strengen Observanz der Regel bezeugen (S. 101–103).

Man kann nur hoffen, daß dieses Bändchen von vielen Pfullinger und Reutlinger Geschichtsfreunden erworben wird (und dann auch in einer zweiten Auflage der mißliche Fehler des lateinischen Titels der „Fundatio sive edificatio ... Eiusdemquem(!) ...“, richtig: eiusdemque, wegfallen kann).

Heinrich Betz

Roland Deigendesch: Die Kartause Güterstein. Geschichte, geistiges Leben und personales Umfeld (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 39). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2001. 482 S., 12 Abb., 65,80 Euro.

Roland Deigendeschs Dissertation über die Kartause Güterstein schließt, das sei vorab gesagt, endlich eine schmerzhaft empfundene Lücke in den bis jetzt erschienenen Darstellungen über die mittelalterlichen Klöster Württembergs. Warum Güterstein bisher nicht zum Gegenstand einer breit angelegten Untersuchung gemacht wurde, mag mehrere Gründe gehabt haben, die sich im einzelnen der Kenntnis des Rezensenten entziehen. Eine Vermutung sei erlaubt: Im Gegensatz etwa zu Maulbronn und Blaubeuren ist die Kartause fast völlig von der Bildfläche verschwunden – es gibt im Ermstal kein Kloster Güterstein mehr zu besichtigen, das etwa wegen seiner Anlage touristischer Anziehungspunkt hätte werden können oder gar, wie Maulbronn, Teil des Weltkulturerbes. Vielleicht bestand deshalb auch nicht der Wunsch nach einem Buch über die Kartause Güterstein. Sie lag einfach nicht im Blickfeld der Landesgeschichte, weil sie optisch als Kloster nicht mehr da war.

Dem Thema hat sich nun aber der Münsinger Stadtarchivar Roland Deigendesch in einer in vielerlei Hinsicht umfassenden Arbeit angenommen. Der Untertitel seines Buches – Geschichte, geistiges Leben und personales Umfeld – verrät, daß es ihm nicht bloß um die Geschichte der Kartause Güterstein und ihrer Vorgänger, der Zisterze „zum Stein“ und der Benediktinerpropstei Güterstein als Teil des Klosters Zwiefalten, geht. Deigendesch verdeutlicht

vielmehr, gerade für einen an der württembergischen Landesgeschichte besonders interessierten Leser vielleicht zum ersten Mal, die Rolle der Kartäuser als eines reformfreudigen Ordens im politischen Rahmen der zweigeteilten Grafschaft (in der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts) und des Herzogtums Württemberg (vornehmlich in der Zeit des 16. Jahrhunderts bis 1534, d. h. bis zur Rückkehr Herzog Ulrichs und der von ihm eingeleiteten Reformation im Herzogtum Württemberg).

Im Rahmen dieser Besprechung kann auf das vornehmlich in den Kapiteln 2: Zisterze – Benediktinerpropstei – Kartause (S. 15–114) und 3: Aspekte des Klosterlebens (S. 115–228) ausgebreitete Material in seiner Fülle nur hingewiesen werden. Hervorzuheben sind vor allem die Abschnitte, die von den Beziehungen Gütersteins zur Residenz Urach und zur Stifterfamilie handeln (S. 59–81), wobei Güterstein als zeitweilige Grablege der Württemberger diente. Aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Kartause in den kirchenreformatischen Bemühungen der Gräfin Mechthild und ihres Sohnes Eberhard im Bart.

Deigendesch legt den Schwerpunkt seiner Darstellung auf die Zeit, als Güterstein Kartause war. Dies ist auch bedingt durch die für diesen Zeitabschnitt besonders günstige Quellenlage. Es erwies sich als Glücksfall, daß der Großteil der archivalischen Bestände Gütersteins unmittelbar nach der Säkularisierung 1534 ff. dem herzoglichen Archiv in Stuttgart einverleibt wurde. Der rasche und radikale Zugriff Herzog Ulrichs (und später seines Sohnes Christoph) auf Güterstein, der von der historischen Legende gar als Racheakt des seines Territoriums beraubten und vergeblich um Zuflucht im Kloster flehenden Landesherren negativ gedeutet wurde, hatte somit für die Forschung auch sein Gutes.

Diese Quellenlage ermöglicht Deigendesch in Kapitel 3 seines Buches eine breit angelegte Beschreibung der vielfältigen Funktionen der Kartause Güterstein unter der recht zurückhaltend klingenden Überschrift „Aspekte des Klosterlebens“ (S. 115–228). Über die Personen, die im Kloster lebten (die Konventualen) bzw. die es von außen her förderten (die sog. Wohltäter), über die Ökonomie des Klosters, vor allem auch über die von der Bildfläche völlig verschwundene, schmerzlich vermißte Klosteranlage (S. 173–184) bis hin zum Archiv, zur Bibliothek und zum Scriptorium reicht die Darstellung. Besonders im letzten Abschnitt (Bibliothek und Schriftproduktion in Güterstein) macht Deigendesch das geistige Profil Gütersteins als eines Reformklosters deutlich.

In einem überraschend knappen, jedoch gerade deshalb gedankenreichen Schlußkapitel (S. 229–231) faßt der Autor seine Untersuchungen zusammen. Auffällig ist dabei im zweitletzten Abschnitt seines Resümees eine in einem Nebensatz versteckte Feststellung, daß 1534/35 ein intaktes Ordenshaus zerstört wurde – zerstört doch wohl durch den reformatorischen Eifer der württembergischen Herzöge Ulrich und Christoph.

Wieviel Arbeitskraft der Autor in dieses Buch investiert hat, beweisen nicht zuletzt noch vier Anhänge, die der eigentlichen Darstellung über nicht weniger als beinahe 200 Seiten (S. 233–424) angefügt sind. Sie geben Auskunft sowohl über die Bewohner der Benediktinerpropstei und ihrer Wohltäter (Anhang 1 und 2) als auch – und vor allem – über die Konventualen und Wohltäter der Kartause Güterstein (Anhang 3 und 4). Sie sind überaus reich an personengeschichtlichem Material, von dem der Rezensent geradezu überwältigt wurde, wenn ihm auch an einigen Stellen Zweifel kamen hinsichtlich allzu kühner Vermutungen und Zuordnungen in chronologischer wie auch paläographischer Hinsicht (z. B. S. 332 Nr. 5, S. 333 Nr. 6, S. 340/341 Nr. 26, wo festgestellt wird, daß der unter Nr. 26 aufgeführte Heinz Gab „wohl nicht vor 1500 gestorben ist“). Die nach einem bestimmten Schema (S. 233) geordneten Anhänge sind personen- und sozialgeschichtlich eine Fundgrube, gerade auch für den, der sich dafür interessiert, wie manche „Wohltäter“ der näheren Umgebung (so z. B. die Adelsfamilie Speth, S. 409–415) besonders viel an die Kartause geschenkt haben. Andererseits muß Deigendesch vermerken: „Die Gruppe der Schenker aus dem nahen Reutlingen ist auffallend klein“ (S. 364), gerade dann, wenn man erfährt, wie spendierfreudig z. B. die Bürger Esslingens waren. (Immerhin hat der Reutlinger Geschichtsverein, dies nur nebenbei vermerkt, versucht, mit einem Zuschuß zur Drucklegung des Bandes die Zugeknöpftetheit der vorreformatorischen Vorfahren wenigstens teilweise wieder auszugleichen.)

Ein Verzeichnis der Quellen, ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Verzeichnis der Abkürzungen und schließlich ein detailliertes Personen- und Ortsregister runden das verdienstvolle Werk über die Kartause Güterstein ab.

Heinrich Betz

Wolfgang Sannwald: Gesichtszüge – Zwischen Schönbuch, Gäu und Alb: Der Landkreis Tübingen, hrsg. vom Landkreis/Kreisarchiv Tübingen. Gomaringer Verlag, 2002. 365 S., zahlreiche Abb., 24,90 Euro.

Diese Landkreisbeschreibung besonderer Art hat auch einen besonderen Titel. Bei Gesichtszügen drängt sich die Assoziation Gesichtszüge unwillkürlich auf. Der Landkreis Tübingen hat, wie der frühere Landrat Dr. Albrecht Kroymann in seinem Vorwort betont, noch kein Gesicht. In ihm sind, von ihrer historischen Herkunft her gesehen, sehr unterschiedliche Gebiete zusammengefaßt, wie das vorderösterreichische Hohenberg um Rottenburg und das württembergische Gebiet um Tübingen, um nur zwei Beispiele zu nennen. Den Autoren gelingt es, die markanten Gesichtszüge bzw. Gesichtszüge des Landkreises nachzuzeichnen.

Das Buch bietet vielfältige Zugänge zum Lebensraum Landkreis Tübingen. In appetitlichen Geschichtshappen werden die prägenden Strukturen wie

zum Beispiel die territoriale Zersplitterung mit ihren Folgen für Konfession, Mundart oder Brauchtum oder die unter anderem durch den Bau der Eisenbahnlinien stark beeinflusste wirtschaftliche Entwicklung präsentiert. Kapitelüberschriften wie Höhlenlöwe und Napoleonskopf (die ältesten Kunstwerke der Menschheit in Tübingen), Hochburg der Römer (die größte Latrine nördlich der Alpen in Sumelocena, Römermuseum, Römerstraßen), Schönbuch – Wald der Könige (Waldnutzung und Jagd, das Dianenfest bei Bebenhausen, der Rammert, der Orkan Lothar), Fabriken an Neckar, Steinlach und Ammer (Boom der Textilindustrie, einzelne historische Industriezentren) und Traditionen der politischen Landschaft (Wahlen in der Weimarer Republik, 1933 und in der Bundesrepublik) machen die unterschiedlichen Perspektiven der insgesamt 23 Abschnitte des Buches deutlich.

Nicht nur vom Inhalt, sondern auch von der Gestaltungsform her, ist das von dem Tübinger Kreisarchivar Dr. Wolfgang Sannwald und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern verfaßte Werk besonders ansprechend. Der Verleger Willi Kemmler hat durchaus recht, wenn er schreibt: „Über 600 Bilder, Karten und Grafiken sorgen für einen wahren Augenschmaus.“ Die Fotos werden in der Regel durch einen instruktiven Text kommentiert. Kurztexte in Kästchen bieten interessante Informationen über Persönlichkeiten, Ereignisse, Anekdoten und Institutionen.

Insgesamt kann diese didaktisch-methodisch vorbildliche Darstellung eines Landkreises ganz unterschiedlich benützt werden: als Fotosammlung, Reiseleiter, aber durchaus auch als Grundlage für eine intensivere wissenschaftliche Beschäftigung mit Geschichte und Gegenwart dieses Raumes, wobei das ausführliche Literatur- und Stichwortverzeichnis und die Fußnoten sehr hilfreich sind.

Paul Ackermann

Sieben Jahre Landeshauptstadt. Tübingen und Württemberg-Hohenzollern 1945 bis 1952, hrsg. von Udo Rauch und Antje Zacharias (Tübinger Kataloge Nr. 61, Red.: Wilfried Setzler), Tübingen 2002. 239 S., zahlreiche Abb., 14,80 Euro.

Der vorliegende Band ist der Beitrag Tübingens zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Landes Baden-Württemberg im Jahre 2002. In acht Kapiteln stellt er eine Art „Hauptstadt-Chronik in Wort und Bild“ dar. Als Katalog zu einer Ausstellung im Kloster Bebenhausen konzipiert, illustrieren und dokumentieren zahlreiche Zeitzeugnisse wie Plakate, Fotos und Schriftstücke die ereignisreichen Nachkriegsjahre Tübingens.

Mit der Erhebung Tübingens zur Hauptstadt des 1945 durch die Besatzungsmächte neugeschaffenen Landes Württemberg-Hohenzollern wurde die Stadt am Neckar zugleich Sitz der französischen Militärregierung für Württemberg-Hohenzollern (1945–1952) wie auch der südwürttembergi-

schen Staatsregierung (1946–1952). Die repräsentativsten Gebäude der Kreis- und Universitätsstadt wurden ab 1945 von diesen neuen politischen Machtzentren in Beschlag genommen. Das Parlament des kleinen Landes tagte bis 1952 im nahegelegenen Kloster Bebenhausen. In bescheidensten Verhältnissen arbeitete dort der „sparsamste Landtag“. Während der Sitzungsperioden übernachteten die Abgeordneten in den ehemaligen Mönchszellen.

Die französische Besatzungsmacht bestimmte in den Jahren nach 1945 weitgehend das Bild der Stadt. Man geht davon aus, daß sich noch 1949 über 5000 Soldaten in den Kasernen in Tübingen aufhielten. Dazu kamen noch zahlreiche französische Familien – dementsprechend groß war die Wohnungsnot in der Stadt.

Das sorgfältig ausgewählte Bildmaterial zeigt die wichtigsten Akteure der damaligen politischen Szene Tübingens wie z. B. Gebhard Müller, Oskar Kalbfell, Viktor Renner, Carlo Schmid, Eberhard Wildermuth und Eugen Wirsching. Für die Besatzungsmacht erscheint als wichtigster Repräsentant Guillaume Widmer, der von 1945 bis 1952 als französischer Gouverneur von Württemberg-Hohenzollern in Tübingen mit quasi monarchischen Allüren residierte. Für das neu beginnende akademische Leben stehen repräsentativ der Biochemiker und Nobelpreisträger Adolf Butenandt sowie der Historiker Hans Rothfels.

Als Darstellung der Tübinger Nachkriegszeit behält das Werk zweifellos seinen Wert. Die Studentengeneration der Aufbaujahre nach 1945 wird es nicht ohne Schmunzeln zur Hand nehmen. Gerhard Junger

Ernst Riegg: Konfliktbereitschaft und Mobilität. Die protestantischen Geistlichen zwölf süddeutscher Reichsstädte zwischen Passauer Vertrag und Restitutionsedikt (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 43). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2002. IX, 414 S., 65,80 Euro.

Mit Ernst Rieggs Dissertation gilt es ein historisches Werk zum ersten Reformationsjahrhundert anzuzeigen, das auf den ersten Blick durch seine Thematik wie seine Materialfülle den Leser fast zu überwältigen scheint. Der Autor überrascht auch den traditionell geschulten Rezensenten bei der Vorstellung dieser vergleichenden Untersuchung der protestantischen Geistlichkeit von zwölf süddeutschen Reichsstädten mit seiner vornehmlich soziologischen Fragestellung nach der Konfliktbereitschaft und Mobilität der durch die Reformation neu geschaffenen Geistlichkeit. Als Sohn eines evangelischen Pfarrers der württembergischen Landeskirche meint der Rezensent das Milieu des protestantischen Pfarrhauses zu kennen, zumal er auch noch in den evangelisch-theologischen Seminaren Maulbronn und Blaubeuren zur Schule gegangen ist. An diese für ihn neuartige Betrachtungsweise von Riegg, die eben nicht nur historisch, sondern vor allem soziologisch geprägt ist, muß er sich

gewöhnen. Riegg bietet nämlich keine herkömmliche Personen- und Amtsbeschreibung, wie sie in den bekannten Pfarrbüchern als seiner zentralen Quelle mit großem Fleiß geleistet wird. Vielmehr bedient sich Riegg dieser Pfarrbücher, um mit ihnen – und natürlich auch anderen Quellen – seine groß angelegte Vergleichsstudie durchzuführen.

In drei Eingangskapiteln wird erstens der Bildungsweg der Geistlichkeit (Schule, Studium, finanzielle Förderung durch Verwandte, Freunde und auch durch die Vaterstadt) und ihre Mobilität vor allem bei der Wahl der Studienorte geschildert (S. 29–110). In einem zweiten großen Abschnitt geht es dem Verfasser dann um die Laufbahnen der Geistlichen nach Abschluß des Studiums, um Ämter, Einkommen und mögliche Karrieren in Stadt und Land, d. h. im Territorium der jeweiligen Reichsstadt mit ihren oft recht unterschiedlichen Bedingungen für die sog. Laufbahnmobilität (S. 111–209). Interessanter Höhepunkt der Arbeit ist jedoch der dritte Hauptteil (S. 210–319). In ihm wird das Verhältnis der Geistlichkeit zu ihrem „Dienstherrn“, dem Rat als der alles dominierenden Obrigkeit, unter den Stichworten Kooperation und – vor allem – Konfrontation abgehandelt. Hervorzuheben sind insbesondere die Teilkapitel III 2 und III 3, in denen die möglichen Konflikte zwischen Geistlichkeit und weltlicher Obrigkeit sowie der Geistlichen untereinander zur Sprache kommen. Hier bringt der Verfasser mit Überschriften, die er den Quellen entnimmt, das Thema „Kooperation bzw. Konfrontation“ der Geistlichkeit mit dem Magistrat auf den Punkt.

Bewahrung des inneren Friedens in der Stadt ist zentrales Anliegen des Rats, „zu verhütung merers gezenk“ (S. 279), ausgelöst durch den Streit der Geistlichkeit untereinander um die Bewahrung der reinen protestantischen Lehre. Der theologische Kampf bestimmt, wie der Verfasser sich soziologisch ausdrückt, das „Binnenverhältnis der Kirchendiener“, ihre, wie es in den Quellen heißt, „wenig brüderliche Correspondenz und Vertraulichkeit“ (S. 299). Was man in den Teilkapiteln III 2 und 3 zu lesen bekommt, möchte man zunächst der allseits bekannten Streitlust der Theologen, der sog. „rabies theologorum“, zurechnen. Riegg bietet indes darüber hinaus soziologisch-psychologische Erklärungshilfen für den Theologenstreit, zum Beispiel für den, um nur einen Fall zu nennen, Rechtfertigungszwang der Lutheraner gegenüber den Philippisten oder den Calvinisten, oder umgekehrt, im Hinblick auf die „reine Lehre“, die „professionelle Selbstbehauptung“ der in der Hierarchie niedrigen, untergeordneten Geistlichkeit, die sich doch oft genug geistig unterfordert fühlt. So geht die Studie über eine rein kirchengeschichtliche Arbeit, die das erste reformatorische Jahrhundert zwischen Passauer Religionsfrieden 1552 und dem Restitutionsedikt von 1629 betrifft, weit hinaus.

Ein fast 40seitiges Quellen- und Literaturverzeichnis, ein Überblick über sämtliche im Text enthaltenen Tabellen sowie ein Orts- und Personenregister runden die voluminöse Untersuchung ab. Die Quintessenz des grundgelehrten Werkes liefert indes Riegg nach traditionellem Muster in einer 29 Seiten

starken Zusammenfassung (S. 320–349). Es empfiehlt sich, diese Zusammenfassung zweimal zu lesen, vor und nach dem Studium der einzelnen Kapitel. Dann erst erschließt sich das Buch dem Leser zur Gänze in seinem wissenschaftlichen Gehalt.

Heinrich Betz

Gabriele Haug-Moritz: Der Schmalkaldische Bund 1530–1541/42. Eine Studie zu den genossenschaftlichen Strukturelementen der politischen Ordnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 44). DRW-Verlag Weinbrenner, Leinfelden-Echterdingen 2002. 764 S. mit einer Abb., Grafiken, Tabellen, 3 Anhängen und zwei Kartenbeilagen, 118,00 Euro.

In jüngster Zeit haben sich zwei Tübinger Habilitationsschriften mit dem für die spätmittelalterlich-frühneuzeitliche deutsche Verfassungsgeschichte zentralen Thema der sog. „Bünde“ oder „Einungen“ befaßt: Horst Carl mit dem Schwäbischen Bund (1488–1534) und Gabriele Haug-Moritz mit dem Schmalkaldischen Bund (1530–1547). Der Schwäbische Bund war ein regional begrenztes Bündnis zur Gewährung von Sicherheit und innerem Frieden (Landfriedensbündnis) unter ausdrücklicher Beteiligung des Kaisers. Der Schmalkaldische Bund stellte ein reichsumfassendes militärisches Schutzbündnis protestantischer Fürsten und Reichsstädte dar, die sich nach den Beschlüssen des Augsburger Reichstags von 1530 vom Kaiser und den altgläubigen Reichsständen in ihrem konfessionell-politischen Status bedroht sahen. Beide Bünde waren für die Existenz der Reichsstadt Reutlingen lebenswichtig.

Die Ablehnung der in Augsburg 1530 vorgelegten Bekenntnisschrift der Lutheraner („Confessio Augustana“) durch Kaiser Karl V., seine ultimative Aufforderung, bis zum April 1531 zum alten Glauben zurückzukehren und die Androhung, widrigenfalls das Wormser Edikt mit der Reichsacht zu vollziehen, ließ die lutherischen Fürsten und Reichsstädte das Schlimmste befürchten und im hessischen Städtchen Schmalkalden 1530/31 ein Militärbündnis „zur Gegenwehr“ abschließen. Leider führt Gabriele Haug-Moritz ihre Untersuchung nur bis zum Jahr 1542, so daß die reichsrechtlich und religionspolitisch dramatische Phase des Schmalkaldischen Krieges von 1546/47 und seine Folgen außer Betracht bleiben.

Die Untersuchung von Gabriele Haug-Moritz ist für die Reichsstadt Reutlingen, einem Bundesmitglied der ersten Stunde, von großem Interesse. Sie zeigt, daß der „Reformationsbürgermeister“ Jos Weiß zu den „qualifizierten Reichsreligionspolitikern“ seiner Zeit gehörte. So hat er z. B. 25 Bündnistage, davon 6 zentrale und 19 regionale besucht, ein Indiz dafür, welch hohen Wert man auf „Schutz und Schirm“ durch die „Augsburgischen Konfessionsverwandten“ legte. Denn angesichts der Nachbarschaft des Kaiserbruders Ferdi-

mand, der die Statthalterschaft in Württemberg ausübte und die Achalmstadt wegen „ketzerischer Umtriebe“ wiederholt bedrohte, war Reutlingen äußerst gefährdet.

Die Autorin stellt den Schmalkaldischen Bund in die Tradition des spätmittelalterlichen Einungswesens. Ansätze des Altmeisters Otto von Gierke über das deutsche Genossenschaftsrecht und der jüngeren Forschung zur Reichsverfassungsgeschichte (z. B. Peter Moraw) fortführend, geht sie von drei Idealtypen genossenschaftlicher Organisation aus: dem „Bund“, dem „Bündnis“ und der „freien Einung“. Alle drei bündischen Vereinigungen seien nicht auf Sprengung des Reichsverbands angelegt, sondern reichsrechtlich legitime Mittel der Interessenwahrung. Den Schmalkaldischen Bund rechnet sie dem Idealtypus „Bündnis“ zu, das auf einer „konsensualen“ vertraglichen Einigung über einen gemeinsam definierten Bündniszweck beruht, aber keinen Schwurverband darstellt und den Funktionsträgern keine hierarchisch auszuübende Generalermächtigungen zuerkennt. Eine „egalitäre“, auf Gleichberechtigung zwischen einflußreichen und mindermächtigen Bündnern zielende politische Kultur sei über viele Jahre das Erfolgsrezept des „christlichen Verständnisses“ gewesen. Gabriele Haug-Moritz vertritt die These, daß die beiden Bundeshauptleute, der hessische Landgraf und vor allem der sächsische Kurfürst, ihren Führungsanspruch seit 1539 und 1541/42 im sog. „Wolfenbütteler Zug“ so sehr forciert hätten, daß die „raison d’être erfolgreicher bündischer Zusammenarbeit [...] kollabiert“ sei und das spätere Scheitern im Schmalkaldischen Krieg präjudiziert war.

In ihrem Werk legt Gabriele Haug-Moritz u. a. eine detaillierte Analyse der bündischen Organe (z. B. des Bundestags und der Ausschüsse), der Funktionsträger (z. B. der beiden Hauptleute und der Kriegsräte) sowie der Hilfspflichten und Finanzverfassung, aber auch der regionalen Gliederung des Bündnisses vor. Die geographischen Substrukturen sind der „sächsische Kreis“ und der „oberländische Kreis“. Die dazugehörigen Reichsstädte stehen in Norddeutschland in der politischen Klientel des sächsischen Kurfürsten und in Süddeutschland unter der Patronage des Landgrafen von Hessen. Für die 14 süddeutschen Reichsstädte ist Ulm der Vorort, der die kleineren Reichsstädte, also nicht Augsburg und Straßburg, häufig bei den gesamtbündischen Tagen und im Kriegsrätetgremium vertritt, ihre Finanzbeiträge verwaltet und ihnen auf „Regionaltagen“ die Bundesbeschlüsse vermittelt.

Als weiteren Schwerpunkt hebt Gabriele Haug-Moritz die Bedeutung des Schmalkaldischen Bundes für die Ausbreitung und definitive Konsolidierung der Reformation in den Territorien und Städten hervor. In der reichsrechtlich ungesicherten Situation und angesichts von konfliktträchtigen Forderungen altgläubiger Pfründeninhaber und Patronatsherren an die reformatorischen Obrigkeiten wurden „Rat und Hilfe“ des Bundes für die Handhabung des „Ius reformandi“ vor allem für die Reichsstädte immer wichtiger. Eine besondere Rolle spielte dabei die solidarische „Rekusation“ (Abweisung) von

drohenden Reichskammergerichtsurteilen in Religionssachen. Die Autorin resümiert: „Im Zeichen des Schmalkaldischen Bundes konsolidierte sich die reichsstädtische Reformation in einer Art und Weise, die auch 1547/48 nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte.“

Schließlich setzt sich die Autorin mit den komplexen Wechselwirkungen von Schmalkaldischem Bund, Reformation und Reichsverfassung auseinander und entwickelt dabei neue Aspekte zum Verständnis von Reformations- und Reichsgeschichte. Sie hat eine Fülle von Archivalien verarbeitet, über die ein Anhang hilfreiche Überblicke bietet. Als Habilitationsschrift, die sie selbst als „Studie“ definiert, enthält das Werk umfangreiche Forschungsanalysen und konzeptionelle Ausführungen, eine intensive Reflexion über adäquate Begriffe und Kategorien und nicht zuletzt ein anspruchsvolles verfassungsrechtliches und soziologisches Vokabular. Dabei werden dem Leser angesichts vielschichtiger Verweise und Redundanzen Geduld und bisweilen intellektuelle Akrobatik abverlangt.

Das Werk wird zu Recht in den Reutlinger Geschichtsblättern vorgestellt, nicht nur weil die Stadt Reutlingen als „ehemalige schmalkaldische Kommune“ einen Druckkostenzuschuß gewährt hat, sondern auch, weil Thema und Zeitraum einen historischen Höhepunkt der kleinen Stadtrepublik unter der Achalm und ihrer Verflechtung mit der großen Reichsgeschichte betreffen.

Wilhelm Borth

Urs Hafner: Republik im Konflikt. Schwäbische Reichsstädte und bürgerliche Politik in der frühen Neuzeit (Oberschwaben – Geschichte und Kultur, Bd. 8). Bibliotheca-Academica-Verlag, Tübingen 2001. 276 S., 16 Abb., 39,00 Euro.

Rechtzeitig zum Gedenken an die Mediatisierung fast aller 51 Reichsstädte, die am Ende des Alten Reichs noch existierten, erschien die umfangreiche Studie von Urs Hafner. Als Untersuchungsraum wählte der Autor das schwäbisch-alemannische Gebiet, weil dort für das Spätmittelalter in den Reichsstädten „starke Zunftverfassungen und ein bestimmender Einfluß der Zünfte zu beobachten“ sei, so namentlich in Esslingen, Reutlingen, Rottweil, Ulm und Schwäbisch Gmünd. Die Reichsstadt Reutlingen wird in der Untersuchung häufig zum Beleg angeführt.

Auf der Suche nach treffenden zeitgenössischen Bezeichnungen für eine Reichsstadt fand Hafner in den Reiseberichten des auslaufenden 18. Jahrhunderts bei italienischen und französischen Autoren häufig Reichsstadt mit „Republik“ übersetzt, während englische Reisende die Bezeichnung „free city“ verwendeten. In einem Sammelwerk, das 1786/87, also kurz vor Ausbruch der Französischen Revolution, in Halle herauskam, fand Hafner für die Reichsstadt Reutlingen folgende Beschreibung: Sie sei „merkwürdig“; da man sie nicht „mit einem Wort benennen“ könne, heiße man sie „vielleicht am füglich-

sten eine aristokratische Demokratie“. Die Bürgerschaft habe die Freiheit, ihre Obrigkeit selbst zu wählen. Dies scheint, auf den ersten Blick, eine widersprüchliche, aber nicht ganz abwegige Definition zu sein, welche die Verfassungsrealität der Reichsstadt Reutlingen am Ende des 18. Jahrhunderts auf den Begriff zu bringen suchte.

Worin bestand nun aber die spezifische Konfliktsituation, welcher der Autor nachspürte? Für die Streitigkeiten zwischen Bürgerschaft und Magistrat war Reutlingen in obigem Reisebericht auch für andere Reichsstädte als repräsentativ gesehen: Da war einerseits die Verfassung, welche der Bürgerschaft das Recht der Wahlfreiheit garantierte, und andererseits die Obrigkeit, welche dieses Recht einzuschränken suchte.

Schließlich stellt Hafner fest, daß sowohl das protestantische Reutlingen als auch das katholische Überlingen „letztlich ihre mittelalterlichen Zunftverfassungen“ behielten. Im übrigen zeichneten sich beide Städte durch ihre auffallende „überdurchschnittliche Bezugnahme auf die antik-republikanische Tradition aus“. Im häufigen Gebrauch des „Republik“-Begriffs müßten Überlingen und Reutlingen von den andern Reichsstädten abgegrenzt werden. Als Quelle führt der Autor unter anderem auch die zeitgenössische Publizistik an. Zur Charakterisierung der zugrundeliegenden bürgerschaftlichen Mentalitäten konnte Hafner am Beispiel der Reichsstadt Reutlingen auf die drei Publikationen der Jahre 1782, 1795 und 1797 des jungen Reutlinger Rechtskonsulenten Johann Jakob Fezer verweisen – republikanische Momente treten dort in der Tat gehäuft auf.

Urs Hafner erinnert an Tumulte anlässlich von Schwörtagen in Reutlingen um 1744/50, welche deutlich erkennbare anarchische Züge zeigten. Die tiefgreifenden Auseinandersetzungen zwischen Zünften und Magistrat in der Mitte des 18. Jahrhunderts wurden schließlich in einem Bericht an den Kaiser in Wien auf einen „schädlichen und fatalen Status democraticus“ in Reutlingen zurückgeführt. 1744, knapp zwei Jahrzehnte nach der Brandkatastrophe von 1726, sollte ein „Ökonomieplan“ mit einer neuen Steuerordnung eingeführt werden. Die in den Zünften organisierte Bürgerschaft verließ dabei ihrem Unmut gewaltsamen Ausdruck.

Hafner betont zurecht die Rolle der Eliten im innerstädtischen politischen Prozeß. Dabei weist er auf die Bedeutung der „republikanischen Literatur in weitestem Sinne“ der Stadtbibliotheken Reutlingen und Überlingen hin, welche für jedermann frei zugänglich waren. Allerdings war zur Reichsstadtzeit die Benutzung der wissenschaftlichen Literatur durch die Bürgerschaft, wie uns Johann Jakob Fezer berichtete, noch sehr sporadisch.

Die komparative Methode zeichnet das Werk besonders aus. Durch den methodisch durchgeführten Vergleich gewinnt der Leser einen guten Überblick über Verfassung und „Verfaßtheit“ der Reichsstädte im südwestdeutschen Raum.

Gerhard Junger

Daniel Hohrath, Gebhard Weig, Michael Wettengel (Hrsg.): Das Ende reichsstädtischer Freiheit 1802. Zum Übergang schwäbischer Reichsstädte vom Kaiser zum Landesherrn. Begleitband zur Ausstellung „Kronenwechsel“ – Das Ende reichsstädtischer Freiheit 1802 (= Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm, hrsg. vom Stadtarchiv Ulm, Reihe Dokumentation, Bd. 12). Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart/Ulm 2002. 306 S. mit zahlreichen Abbildungen, 22,00 Euro.

2002/03 bot die 200jährige Wiederkehr der Mediatisierung der Reichsstädte, die 1802/03 ihre Reichsfreiheit und Selbständigkeit verloren und sich neuen Landesherren unterordnen mußten, Anlaß für mehrere Publikationen und Ausstellungen (auch das Stadtarchiv Reutlingen publizierte mit den Geschichtsblättern 2002 zum Ende der Reichsstadt Reutlingen einen eigenen Themenband). Unter der Federführung des Stadtarchivs Ulm konzipierten die Archivarinnen und Archivare von sieben ehemaligen Reichsstädten des oberschwäbischen Raums – neben Ulm noch Biberach, Friedrichshafen (bis 1811 Buchhorn), Kaufbeuren, Lindau, Memmingen und Ravensburg – gemeinsam die Ausstellung „Kronenwechsel“, die zwischen November 2002 und Mitte 2003 in den beteiligten Orten gezeigt wurde. Man kann den dortigen Ereignissen und Entwicklungen eine besondere Relevanz zusprechen, denn die Mehrzahl der 45 (später 51) mediatisierten Reichsstädte befand sich in Schwaben, und beteiligt waren dort die badischen, württembergischen und bayerischen Fürsten sowie Österreich.

Der hier vorzustellende Begleitband zur Ausstellung ist in zwei Teile gegliedert. Teil eins führt mit drei wissenschaftlichen Aufsätzen auf knapp 100 Seiten in die Thematik ein. Daniel Hohrath und Andreas Schmauder geben einen knappen Überblick über die Situation der schwäbischen Reichsstädte am Ende des 18. Jahrhunderts und beschreiben deren eigentümliche Rechtslage, ihre Stellung im Reichsverband und interne Strukturen. Die Autoren verweisen auf Gemeinsamkeiten, etwa innerstädtische Probleme durch zunehmende Oligarchisierung und zerrüttete Finanzen. Sie zeigen aber auch die territoriale und historische Vielfalt der Region auf, die zum Beispiel in verschiedenen kirchlich-konfessionellen Strukturen oder unterschiedlich akzentuierten Stadtverfassungen zum Ausdruck kommt, die patrizisch dominiert (wie in Ulm) oder bikonfessionell bestimmt (wie in Biberach) sein konnten. Solche Vergleiche der sieben Städte machen die Lektüre des Buches hier, aber auch generell, reizvoll.

Im zweiten Textbeitrag beschreiben Stefan Fischer und Daniel Hohrath, ausgehend von den Napoleonischen Kriegen über die Politik der Fürstenstaaten Baden, Württemberg und Bayern bis hin zu den Aktivitäten der südwestdeutschen Reichsstädte, die politischen Entwicklungen ab den 1790er Jahren, die schließlich Ende 1802 zur Mediatisierung führten. Und schließlich beschäftigt sich Georg Wieland mit dem reichlich komplizierten, aber spannen-

den Prozeß der Integration der oberschwäbischen Reichsstädte in den badischen, württembergischen oder bayrischen Staat. Ulm, Ravensburg und Buchhorn fielen 1802 zunächst an Bayern, Biberach an Baden, alle vier Städte 1806 bzw. 1810 dann an Württemberg. Lindau wechselte bis 1806 sogar dreimal den Besitzer (Bretzenheim, Österreich, Bayern). Der Autor beschreibt die Folgen der Übernahme auf Verwaltung, Verfassung, Alltag und Wirtschaft der Städte, die je nach politischen und wirtschaftlichen Interessen der jeweiligen Landesherren recht unterschiedliche Entwicklungen nahmen.

Der zweite – umfangreichere – Katalogteil des Buches dokumentiert die Ausstellung und folgt deren Gliederung in zehn Abteilungen. Die 146 dort gezeigten Exponate, die überwiegend aus den Beständen der beteiligten Stadtarchive stammen, werden einzeln in meist ausführlichen Erläuterungen präsentiert; der Großteil ist auch in sehr guter Qualität und fast durchweg in Farbe abgebildet.

Zunächst werden alle sieben Reichsstädte vorgestellt, illustriert mit prächtigen Stadtansichten und Stadtplänen. In weiteren vier Abschnitten geht es um die Darstellung der rechtlichen, politischen und kulturell-sozialen Verhältnisse der Städte im „Alten“ Reich. Sehr aussagekräftig ist zum Beispiel das Gemälde eines Ulmer Ratsältesten um 1750, das das große Selbstbewußtsein der in Ulm herrschenden Patrizierfamilien deutlich macht. Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit den Einflüssen der Ideen der Französischen Revolution. Die folgenden Abschnitte befassen sich mit dem „Weg zur Mediatisierung“, der Etablierung der neuen Herrschaft und dem städtischen Leben im neuen Staat. Eindrucksvolles Zeugnis für die Tilgung reichsstädtischer Insignien – und eines der leider seltenen dreidimensionalen Ausstellungsexponate – ist eine hölzerne Rathaussäule aus Kaufbeuren mit ausgeschlagenem Reichswappen. Konkreter als alle fürstlichen Erlasse demonstriert zum Beispiel ein Handwerkerformular, in dem auf die Reichsstadtzeit sich beziehende Formulierungen ab 1803 einfach durchgestrichen wurden, die neuen Machtverhältnisse. Leider sind solche Alltagszeugnisse eher dünn gesät. Das abschließende zehnte Kapitel behandelt reichsstädtische Traditionen, die auch in der neuen Zeit in Festen und Ritualen präsent bleiben.

Das abschließende Urteil über das Buch fällt positiv aus: Fundierte Texte, die im Anhang durch ein weiterführendes Quellen- und Literaturverzeichnis ergänzt werden, sowie schöne und aussagekräftige Abbildungen machen das Buch zu einer empfehlenswerten soliden Übersicht zum Thema „Das Ende reichsstädtischer Freiheit 1802 in Oberschwaben“.

Silke Knappenberger-Jans

Mit 100 Sachen durch die Landesgeschichte (Jubiläumsausstellung zum 50. Geburtstag des Landes Baden-Württemberg, hrsg. vom Badischen Landesmuseum, dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg und dem Württembergischen Landesmuseum, Info Verlag Karlsruhe 2002. 246 S. mit zahlr., meist farb. Abb., 25,00 Euro.

So originell wie der Titel war die Ausstellung und ist die nach wie vor käuflich zu erwerbende Publikation, die das Badische und das Württembergische Landesmuseum gemeinsam mit dem Haus der Geschichte Baden-Württemberg zum Landesjubiläum „50 Jahre Baden-Württemberg“ 2002 präsentiert haben. Anhand von 100 „Sachen“ wird eine rasante, unterhaltsame, aber auch fundiert geführte und einprägsame Reise durch die kulturelle, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Geschichte des 1952 neu gebildeten Bundeslandes unternommen.

100 ungewöhnliche Exponate, die in der Regel ganzseitig abgebildet und auf der gegenüberliegenden Seite – mit weiteren kleineren Abbildungen garniert – erläutert und, mitunter überraschend assoziativ, in mehr oder weniger weite historische Zusammenhänge eingeordnet werden, addieren sich zu einem vielfältigen Bild baden-württembergischer Vergangenheit – von den Alemannen bis zur Gegenwart. Dabei können und wollen die Herausgeber keine ausgewogene Gesamtdarstellung bieten, sondern, wie Hermann Bausinger in seiner als „Fahrtenbegleiter“ deklarierten Einleitung betont, „Akzente der Erinnerung“ setzen.

Unter den 100 historischen Zeugnissen, die induktiv, vom Objekt ausgehend, 100 Geschichten erzählen, finden sich neben klassischen Kunstwerken wie Gemälden, Skulpturen und kostbarem Gerät gleichberechtigt Gegenstände der Alltagsgeschichte und des politisch-wirtschaftlichen Lebens, Druckerzeugnisse, Fahnen, Fahrzeuge und vieles mehr. Man trifft manches Bekannte wie die Rechenmaschine von Philipp Matthäus Hahn, das Laufrad von Karl Friedrich von Drais, die badische und die württembergische Königskrone oder eine Schwarzwälder Kuckucksuhr, aber auch vieles überraschend Neue, „Abseitige“ und bisweilen Skurrile wie die Handprothese des Götz von Berlichingen, eine Haarlocke Friedrich Schillers, eine Mausefalle in Form einer Guillotine, einen gußeisernen Grenzpfahl der Republik Baden aus dem Jahr 1919 oder eine Hohner-Mundharmonika mit der Aufschrift „S.A. marschiert“. In allen Fällen aber erschließen sich aus den jeweiligen „Sachen“ schaubildhaft größere historische Themenfelder und Zusammenhänge.

So entsteht eine lehrreiche Zeitreise, an der – um im Bild zu bleiben – auch in der Landesgeschichte noch nicht so weit Herumgekommene mit Gewinn teilnehmen und an jeder Station nach Belieben zu- oder aussteigen können.

Heinz Alfred Gemeinhardt

Biographisches Handbuch der württembergischen Landtagsabgeordneten 1815–1933. Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg bearbeitet von Frank Raberg. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2001. 1 154 S., 50,00 Euro.

Das Handbuch verfolgt das Ziel, umfassend biographische Daten aller Abgeordneten des württembergischen Landtags in der Zeit zwischen der Einberufung der Ständeversammlung bis zur Auflösung des Landtags im Zuge der Zerschlagung des Parlamentarismus auf Länderebene durch die Nationalsozialisten im Jahr 1933/34 bereitzustellen. Insgesamt 2 211 Abgeordnete waren in diesem Zeitraum in beiden Kammern der Landstände bzw. seit 1919 im Landtag vertreten. Das Handbuch versteht sich als Beitrag zur „parlamentarischen“ Sozialgeschichte im deutschen Südwesten.

Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde trug Dr. Frank Raberg Informationen zu den Abgeordneten zusammen, ordnete sie und standardisierte sie zu diesem Handbuch. Es enthält zu jedem Namen einen genealogischen Block mit Angaben zu Lebensdaten, Geburts- und Sterbeorten und, soweit bekannt, letzter Ruhestätte; selbst Angaben zu Vätern und Müttern, Ehefrauen bzw. Ehemännern, Anzahl der Geschwister und Kinder sind hier zu finden. Ein weiterer Block macht Angaben über Mandatszeiten, Wahlperioden, Mitwirkung in parlamentarischen Gremien, Komitees, Kommissionen, Ausschüssen und Fraktionen. Ein biographischer Teil enthält einen Lebensabriß, der neben persönlichen und beruflichen Stationen vor allem über politische Laufbahnen berichtet. Zudem werden Aktivitäten in Vereinen und Verbänden sowie Ehrungen und Auszeichnungen erwähnt. Auch wenn die Informationen zu den vorgestellten Personen in standardisierter Form gegliedert sind, so sind sie natürlich zu den einzelnen Politikern von unterschiedlicher Dichte und Ausführlichkeit – eben abhängig von der Bedeutung und von der Arbeit des jeweiligen Abgeordneten.

Im Quellenapparat zu den jeweiligen biographischen Artikeln werden Nachweise und archivalische Quellen genannt. Außerdem werden publizierte Schriften – in erster Linie selbständige Veröffentlichungen – der betreffenden Personen aufgeführt, wobei häufig nur die wichtigsten Werke und Arbeiten politisch-parlamentarischen Inhalts berücksichtigt werden konnten. Ergänzt werden die Quellen durch Angaben zur Literatur, die zu einzelnen Abgeordneten erschienen ist, sowie durch Hinweise auf Porträts und Bilder.

Im Anhang des Handbuchs sind die Wahlperioden, Landtage, Sessionen, Alterspräsidenten, Präsidenten und Vizepräsidenten der Ständeversammlungen und des Landtags aufgeführt und vor allem eine Übersicht über die direkt vom Volk gewählten Abgeordneten, geordnet nach den Wahlkörperschaften, also die „guten“ Städte und die Oberamtsbezirke. So kann man leicht die Abgeordneten einzelner Bezirke namentlich finden und dann im alphabetischen Verzeichnis die weiteren Angaben suchen – allerdings nur bis 1918, also bis

zur Aufhebung der Wahl nach Oberämtern. Für die „gute“ Stadt Reutlingen werden so 15 Abgeordnete erwähnt, und für den Oberamtsbezirk weitere 16.

Angesichts der großen parlamentarischen Tradition Württembergs ist der Band ein Beitrag zur Würdigung der Personen, die seit dem frühen 19. Jahrhundert in den Parlamenten die politische Arbeit für das Land vollbracht haben. Württemberg brachte eine Reihe wichtiger Politiker hervor. Namen wie Ludwig Uhland, Friedrich List, Friedrich Payer, Robert Mohl oder Clara Zetkin sind bekannt. Aber die vielen anderen Politiker aus den Oberämtern des Landes sind weitgehend vergessen, haben aber dennoch zum Teil wesentliche Beiträge zur politischen Gestaltung erbracht.

Das vorliegende Handbuch liefert eine Fülle an biographischen Informationen, die meist nur schwer oder umständlich zu bekommen sind. Insofern ist es verdienstvoll, daß diese Arbeit geleistet und das Werk gedruckt werden konnte. Für die Lokalhistoriker wäre allerdings ein Ortsverzeichnis sinnvoll gewesen. Und der Lesbarkeit wäre ein weniger stark ausgeprägter Hang zu Abkürzungen dienlich gewesen – so muß man bei der Lektüre immer das Abkürzungsverzeichnis als Übersetzungshilfe hinzuziehen.

Werner Ströbele

Wilfried Reininghaus, Norbert Reimann (Hrsg.): Zwangsarbeit in Deutschland 1939–1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien. Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2001. 288 S., 20 Abb., 19,00 Euro.

Kaum ein anderes Thema der jüngeren Geschichte hat die Öffentlichkeit in den letzten Jahren so beschäftigt wie die Frage der Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter/innen. Mit der Ende 1999 beschlossenen „Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft“ bekommen Forschungen in diesem Bereich einen neuen, konkreten Sinn: Nur wer die Zeit seines Arbeitseinsatzes im ehemaligen Deutschen Reich belegen kann, erhält Geld aus diesem Fonds. Auf Archive und andere Institutionen kam damit eine Flut von Anfragen zu, die sie vor ganz neue Aufgaben stellte. Damit hat die Arbeit der Archive eine neue politische Bedeutung erhalten.

In Reutlingen konnte man hier auf ausgedehnte Vorarbeiten zurückgreifen: Schon 1993/94 hat das Stadtarchiv eine rund 5000 Karten umfassende Ausländer-Meldekartei mit Hilfe einer Datenbank erfassen und auswerten lassen. Dieses Projekt – vermutlich eine der ersten Zwangsarbeiter-Datenbanken überhaupt – stellte Stadtarchiv-Mitarbeiterin Dr. Elisabeth Timm 2001 anläßlich einer vom Staatsarchiv Münster und dem Westfälischen Archivamt organisierten Fachtagung in Bochum vor. Die im Verlag für Regionalgeschichte erschienene Dokumentation der Tagung bietet Einblicke in ganz unterschiedliche Quellen-Kategorien aus staatlichen und nichtstaatlichen Archiven.

Diskutiert wird der Umgang mit Überlieferungen durch die Betroffenen selbst (in Form von Interviews, schriftlichen Berichten und privaten Fotografien) ebenso wie das Potential der Akten verschiedenster Institutionen. Während das Schriftgut der Arbeitsverwaltungen weitgehend fehlt, erschließt der Band eine ganze Reihe von sogenannten „Ersatzüberlieferungen“, etwa Hausstands- und Meldebücher, Geburten- und Sterbebücher der Standesämter, Kriegsschäden- und Entnazifizierungsakten, Polizeigefangenenbücher und staatsanwaltschaftliche Ermittlungen. Wie auch das Reutlinger EDV-Projekt zeigt, erlauben gerade die Unterlagen der Melde- und Standesämter bei elektronischer Erfassung und anschließender statistischer Auswertung viele Rückschlüsse, etwa auf Standorte bis dahin unbekannter Lager.

Auch das Wirtschaftsarchiv Hohenheim weist in der Dokumentation auf die Aussagekraft seiner Quellen hin: Arbeits- und Lohnbücher, Bauunterlagen und Personalkarteien etwa finden sich häufig in den von Firmen abgelieferten Beständen. Daneben werden Quellen aus den evangelischen kirchlich-diakonischen Organisationen und den Registraturen und Archiven der katholischen Kirche vorgestellt. Unter den ausländischen Archivbeständen sind die Sammlungen der in Moskau ansässigen, 1989 gegründeten Stiftung „Memorial“ besonders bemerkenswert: Dort lagern mittlerweile mehr als 400 000 (mit Hilfe einer Datenbank erschlossene) Schreiben ehemaliger Zwangsarbeiter/-innen, meist Anfragen bzw. Anträge auf Entschädigung, aber auch detaillierte Berichte und Originaldokumente.

Karin-Anne Böttcher

Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Karl-Joseph Hummel (Hrsg.): Zwangsarbeit in der Kirche. Entschädigung, Versöhnung und historische Aufarbeitung (Hohenheimer Protokolle, Bd. 56). Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Stuttgart 2001. 326 S., 24,00 DM (Buch nicht mehr lieferbar, steht aber im Internet im Volltext kostenlos zur Verfügung).

Auch die Kirchen stellten nach ersten Recherchen „völlig überraschend“ fest, daß auch sie während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter beschäftigt hatten. Während sich die evangelische Kirche an der Bundesstiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ beteiligte, beschloß die katholische Kirche in Deutschland einen eigenen Entschädigungs- und einen Versöhnungsfonds.

Die Diözese Rottenburg-Stuttgart begann im Juli 2000 mit ihren Nachforschungen. Dabei zeigte sich die Bedeutung einer „engen Vernetzung all derer, die mit ähnlichen Fragestellungen konfrontiert waren“: Aus diesem Austausch mit verschiedenen Institutionen entstand die Idee einer Fachtagung in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die der vorliegende Band dokumentiert.

Die Dokumentation bietet grundlegende Aufsätze über die Zwangsarbeit im Dritten Reich (Mark Spoerer, Andreas Heusler) und die Aufgaben der Bundesstiftung und stellt dann detailliert die Initiative der Kirchen vor – auch anhand von einzelnen Projekten, etwa in der Landwirtschaft des Horber Spitals. Auch hier werden wichtige kirchliche Quellen zur Zwangsarbeit aufgelistet. Sehr praxisorientiert sind auch die Beiträge aus der Arbeit öffentlicher Archive: Das Staatsarchiv Sigmaringen hat seine Bestände auf der Suche nach Spuren ehemaliger Zwangsarbeiter/-innen durchforstet und stellt die Ergebnisse in Form eines elektronischen Inventars im Internet zur Verfügung.

Für das Stadtarchiv Reutlingen hat Dr. Elisabeth Timm die vorhandenen Quellen und Recherchemöglichkeiten zusammengestellt. Während sie im ersten Teil auf allgemein nützliche Unterlagen wie Akten aus den Beständen der Meldeämter, Bau- und Liegenschaftsämter oder auch der Fürsorgeämter verweist, erläutert sie im zweiten Teil die Suche nach Zwangsarbeiter/-innen, die in kommunalen Einrichtungen eingesetzt waren. Die Auswertung der Reutlinger Ausländer-Meldekartei (s. o.) ergab bereits 71 Personen aus Ost- und Westeuropa, die in Diensten der Stadt Zwangsarbeit leisten mußten. Timm betont, daß unbedingt weitere Bestände (etwa Besoldungsunterlagen) herangezogen werden müssen, denn im Luftschutzstollenbau oder für die Trümmerbeseitigung wurden zusätzlich Zwangsarbeiter aus Industriebetrieben abgezogen. Die tatsächliche Zahl liegt also deutlich höher. (Nach den Ende 2001 abgeschlossenen Nachforschungen des Stadtarchivs Reutlingen sind mindestens 335 ausländische Arbeitskräfte über einen mehr oder weniger langen Zeitraum bei der Stadt Reutlingen und ihren Einrichtungen zur Zwangsarbeit eingesetzt gewesen.)

Weitere Aufsätze widmen sich wieder kirchenspezifischen Fragestellungen, etwa der Arbeitsweise des Entschädigungsfonds der deutschen Bischöfe oder den „Perspektiven kirchlicher Versöhnungsarbeit“.

Karin-Anne Böttcher

Maria Würfel: Erlebnisswelt Archiv. Eine archivpädagogische Handreichung, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg und dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 2000. 65 S., 35 Abb., 11,50 Euro.

Die Autorin, die schon in der Vergangenheit immer wieder auf den außerschulischen historischen Lernort Archiv hingewiesen hat, legt mit dieser Broschüre einen archivpädagogischen Ratgeber vor, der schulartübergreifend möglichst viele Lehrerinnen und Lehrer für die Zusammenarbeit von Schule und Archiv gewinnen möchte. An Beispielen wird deutlich gemacht, wie der Lernort Archiv im Unterricht eingesetzt werden kann sowohl im Projekt, im

Seminarkurs der Sekundarstufe II, aber auch in der Sekundarstufe I und sogar in der Grundschule.

Obwohl in Schulbüchern und in Quellensammlungen genügend Schriftquellen für den Unterricht bereitstehen, ist die Konfrontation mit Originalen im Archiv für die Schülerinnen und Schüler ein wichtiger Lernvorgang. Denn im Gegensatz zu den „normalisierten“ Texten vermittelt die Begegnung „mit dem authentischen Zeugnis der Vergangenheit“ wichtige Aspekte, die über die inhaltliche Aussage der Quelle hinausgehen.

Das Archiv vor Ort, das Kommunalarchiv, ist für die Lernenden das ideale Archiv, denn die ortsbezogenen Themen zeigen ganz konkret, daß die eigene Gegenwart historisch gewachsen ist. Die allgemeine Geschichte kommt dabei keineswegs zu kurz, denn die Tragweite mancher welthistorischen Ereignisse wird häufig gerade am lokalen oder regionalen Beispiel besonders deutlich. Für die Auswahl von Archivalien muß zumindest bei einem ersten Archivbesuch nicht zwingend die problemlose Lesbarkeit das Kriterium sein, denn das nicht Alltägliche, also auch die schwer zu entziffernde Schrift, kann durchaus motivieren. Das gilt in besonderem Maße für jüngere Schülerinnen und Schüler. Für die Erarbeitung von Themen darf die Schrift natürlich keine unüberwindliche Barriere darstellen. Oft ist die Lokalpresse ein guter Einstieg. Motivierend sind auch stark personenbezogene Quellen sowie Bildquellen und historische Karten, bei deren Betrachtung es keine Leseprobleme gibt.

Vorschläge für Seminarkurse und Projekte und die Vorstellung vielfältiger Möglichkeiten des handlungsorientierten Umgangs mit Zeugnissen der Vergangenheit in der – allerdings nur selten vorhandenen – „Werkstatt-Ecke“ eines Archivs sowie eine Literaturliste und eine Liste der Staats-, Kreis- und Stadtarchive in Baden-Württemberg schließen die rund 60seitige, mit zahlreichen ausführlich erläuterten Abbildungen ausgestattete Broschüre ab.

Mehr als andere Veröffentlichungen über die Arbeit mit Schülern im Archiv ist diese Broschüre ein Leitfaden für die Praxis mit knappen, klar umrissenen Kapiteln und unzähligen Anregungen für die Umsetzung in den Schulalltag. Es bleibt nur der Wunsch, daß Lehrerinnen und Lehrer im Lauf eines Schuljahrs überhaupt die Zeit finden, sich darauf einzulassen. Für sie selbst, für die Kinder und Jugendlichen, aber auch für die Archive wäre es sicher ein Gewinn.

Irmtraud Betz-Wischnath

Autoren und Rezensenten

Prof. Dr. Paul Ackermann, Professor für Politikwissenschaft PH Ludwigsburg; Pfullinger Steige 13, 72770 Reutlingen

Heinrich Betz, Gymn.professor i. R.; Ganghoferstraße 45, 72764 Reutlingen

Dr. Irmtraud Betz-Wischnath, Leiterin des Kreisarchivs Reutlingen; Lindachstraße 11, 72793 Pfullingen

Karin-Anne Böttcher M.A., Kulturwissenschaftlerin und Freie Journalistin; Gartenstraße 14, 79098 Freiburg

Dr. Wilhelm Borth, Oberstudiendirektor i. R., ehem. Schulleiter am Isolde-Kurz-Gymnasium; Darrenstraße 44, 72768 Reutlingen

Prof. Dr. Horst Carl, Historisches Institut der Universität Gießen, Neuere Geschichte II; Otto-Behaghel-Straße 10 C 1, 35394 Gießen

Artur C. Ferdinand, Lehramtsstudium für Grund- und Hauptschulen, Stadtführer; Lichtensteinstraße 19, 72770 Reutlingen

Sven Föll; Aispachstraße 22, 72764 Reutlingen

Dr. Heinz Alfred Gemeinhardt, Stadtarchivdirektor, Leiter des Stadtarchivs Reutlingen; Wielandstraße 8, 72127 Kusterdingen

Prof. i. R. Dr. rer. nat. Werner Grüninger, PH Weingarten, früher PH Reutlingen; Friedrich-Ebert-Straße 46, 72762 Reutlingen

Dr. Gerhard Junger, Studiendirektor i. R.; Berggasse 143, 72762 Reutlingen

Franz Friedrich Just, Oberstudienrat i. R.; Stämmesäckerstraße 93, 72762 Reutlingen

Dr. Klaus Kemmler, Diplom-Volkswirt; Samenhandelstraße 45, 72770 Reutlingen

Steffen Killinger; Beckengarten 10, 72116 Mössingen-Belsen

Dr. Silke Knappenberger-Jans, Historikerin; Am Steinacker 4, 72555 Metzingen

Werner Krauß, Sonderschullehrer; Rheinstraße 79, 72768 Reutlingen

Gerald Kronberger, Diplom-Archivar (FH) im Stadtarchiv Reutlingen;
Baumgartenweg 9, 72764 Reutlingen

Prof. Dr. Rainer Loose; In der Blumenküche 19, 72116 Mössingen

Dr. theol. Werner Raupp, Freier Autor (Theologie- und Philosophie-
geschichte); Hofstatt 10, 72144 Dußlingen

Heidi Stelzer; Kaiserstraße 36, 72764 Reutlingen

Dr. Werner Ströbele, Kulturamtsleiter und Leiter des Heimatmuseums Reut-
lingen; Mozartstraße 75, 72762 Reutlingen

Dr. Elisabeth Timm, Kulturwissenschaftlerin; Reutlinger Straße 18/1, 72072
Tübingen

Dr. Astrid Wendt, Kunsthistorikerin; Hechinger Straße 27/1, 72770 Reut-
lingen

Abbildungsnachweise

- Umschlag*: Aus: Deutsche Gärtner-Zeitung
1884 Nr. 18 (Heimatmuseum Reutlingen,
Inv.-Nr. 61, StadtA Rt., S 101 Nr. 6316).
- S. 11 u. 12: Werner Grüninger, Reutlingen.
- S. 14: Zeichnung W. Grüninger nach Gisela
Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal, Mitteil.
Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher 20,
1974, S. 1 ff.
- S. 15: Tabelle zusammengestellt von W. Grü-
ninger, Reutlingen.
- S. 16: Nach Armin Stirn: Kalktuffvorkommen
und Kalktufftypen der Schwäbischen Alb
(Abh. Karst- und Höhlenkunde, Reihe E,
H. 1, 1964).
- S. 18: Aus: Eckard Villinger: Hydrogeologie,
in: Erläuterungen zu Geologische Karte
1: 25 000, Bl. 7510 Reutlingen, S. 148–228.
- S. 19: Daten aus: E. Villinger: Hydrogeologie.
- S. 21 u. 23: Werner Grüninger, Reutlingen.
- S. 26: Aus: W. Grüninger: Rezente Kalktuff-
bildung im Bereich der Uracher Wasserfälle
(Abh. Karst- und Höhlenkunde, Reihe E,
H. 2, 1965).
- S. 27: Nach A. Stirn: Kalktuffvorkommen und
Kalktufftypen der Schwäb. Alb (wie Nach-
weis zu S. 16).
- S. 36: Aus: Horst Carl: Der Schwäbische Bund
1488–1534, 2000, S. 66.
- S. 39: StadtA Rt., A 1 Nr. 3863.
- S. 42: Aus: Momente 1 (2004), Aufnahme:
Landesmedienzentrum Baden-Württemberg.
- S. 46: Heimatmuseum Reutlingen (HMR),
Inv.-Nr. 1992/523 (Foto: E 1992/040).
- S. 51: StadtA Rt., S 100 Nr. R 43 (Ausschnitt).
- S. 56: Aus: Joseph von Haazi: Lehrbuch des
Seidenbaus, 1926 (Aufnahme: Bildstelle der
UB Tübingen).
- S. 64: Aus: Wilhelm Bloss: Die deutsche Revolu-
tion, 1893 (Aufnahme: Bildstelle der UB Tü-
bingen).
- S. 67: StadtA Rt., Ortsarmenpflege Nr. 414.
- S. 74, 75 u. 78: Franz Just, Reutlingen.
- S. 77, 84 u. 87: Privatbesitz Ruth Stiegler,
Reutlingen.
- S. 86: Archiv der Universität Hohenheim.
- S. 92: Festschrift Pomologisches Institut 1910,
S. 3.
- S. 94: StadtA Rt., Bestand Flattich Az. 4225.
- S. 97: Knud Knudsen/HMR (Reise nach Reut-
lingen 1862, S. 61).
- S. 99: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
- S. 103: Carl Bames, Chronica von Reutlingen,
1875, S. 220.
- S. 105 u. 106: Festschrift Pomologisches Institut
1910, Innenseite Umschlag u. S. 72.

- S. 109: K. Knudsen/HMR (Reise nach Reutlingen 1862, S. 50).
 S. 111 *li.*: Pomologische Monatshefte 1882.
 S. 111 *re.*: Festschrift Pomologisches Institut 1910, S. 17.
 S. 115 *li.*: E. Lucas: Aus meinem Leben, 1882, Titelseite.
 S. 115 *re.*: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 119: Franz Just, Reutlingen.
 S. 124: Dr. Walter Hartmann, Hohenheim.
 S. 125: E. Lucas: Abbildungen württembergischer Obstsorten, 1858.
 S. 128: K. Knudsen/HMR (Reise nach Reutlingen 1862, S. 68).
 S. 133: Aus: J. H. Knoop, Pomologia, 1758/60.
 S. 134 *li.*: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 134 *re.*: Illustriertes Handbuch der Obstkunde, Bd. 1, 1859 (Titelseite).
 S. 137: Meyers Konversationslexikon 1897.
 S. 138: Aus: E. Lucas, Einführung in das Studium der Pomologie, Bd. II, 1872, S. 132 f.
 S. 144: Aus: E. Lucas, Taschenbuch für Pomologen, Gärtner und Gartenfreunde, 1860.
 S. 146: Illustrierte Monatshefte für Obst- und Weinbau, Jg. 1866 (Titelseite).
 S. 150, 153 u. 156: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 151: E. Lucas: Aus meinem Leben, 1882, S. 68 u. 69.
 S. 157: Reutlinger Amtsblatt v. 19. 12. 1869.
 S. 159: Festschrift Pomologisches Institut 1910, nach S. 24.
 S. 162: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 165: Privatbesitz Hans Hohloch, Reutlingen.
 S. 169: Heimatmuseum Reutlingen.
 S. 171: Werner Dohm, Reutlinger Nachrichten v. 12. 3. 1960.
 S. 174: Privatbesitz Dr. Helmut Goerlich, Reutlingen.
 S. 175, 179 u. 181: K. Knudsen/HMR (Reise nach Reutlingen 1862, S. 59, 58 u. 63).
 S. 184, 186 *oben*, 188 u. 189: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 186 *unten*: Franz Just, Reutlingen.
 S. 191: Privatbesitz Werner Wunderlich, Reutlingen.
 S. 192: Privatbesitz Hans Hohloch, Reutlingen.
 S. 194: Privatbesitz Heidi Stelzer, Reutlingen.
 S. 195: Privatbesitz Dr. Helmut Goerlich, Reutlingen.
 S. 197: Privatbesitz Franz Just, Reutlingen.
 S. 199: Festschrift Pomolog. Institut 1910, S. 19.
 S. 200, 203 u. 205: Privatbesitz Ruth Stiegler, Reutlingen.
 S. 202: StadtA Rt., S 101 Nr. 503 u. Sammlung Stadtpläne.
 S. 204: Heimatmuseum Reutlingen, Fotos: Franz Just.
 S. 207: Festschrift Pomologisches Institut 1910, nach S. 30.
 S. 208 u. 209: Franz Just, Reutlingen.
 S. 214 u. 215: Fotos: Hubertus Kemmler, Bad Urach.
 S. 219: Privatbesitz Pfarrer i. R. Ulrich Schüle, Reutlingen.
 S. 227: Aus einem Prospekt, Privatbesitz Werner Schurr, Ulm.
 S. 230 u. 237: Pfarramt Gönningen.
 S. 233: Fotos: Hubertus Kemmler, Bad Urach.
 S. 239: Privatbesitz Werner Schurr, Ulm.
 S. 246: Reutlinger Tagblatt vom 27. 10. 1943.
 S. 249: Foto: Hubertus Kemmler, Bad Urach.
 S. 252 *oben*: Pfarramt Gönningen.
 S. 252 *unten*: Privatbesitz Werner Schurr, Ulm.
 S. 255: Aus: Putzger Historischer Weltatlas, 100. Aufl. 1988, S. 90/91.
 S. 260 u. 267: Pfarramt Gönningen.
 S. 290: StadtA Rt., S 103 Nr. 1019.
 S. 291: Foto: Wilhelm Borth, Reutlingen.
 S. 292, 293, 294, 295 u. 296 *re.*: StadtA Rt., S 105/14 unverz. und S 103 Nr. 116.
 S. 296 *li.*: Foto: Wilhelm Borth, Reutlingen.
 S. 297 u. 299: Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Sammlung Metz Nr. 44349 u. Nr. 27490 (StadtA Rt., S 100 Nr. 10.592).
 S. 298, 300 u. 301 *li.*: StadtA Rt., K I Nr. 110, S 105/14 unverz. u. S 105/1 Nr. 14717.
 S. 301 *re.* u. 302: Stadtmessungsamt Reutlingen, Meßurkunden 1874/75, S. 608 u. Brouillon 1842, Blatt VI (kopierte Fassung von 1878).
 S. 303: Foto: Wilhelm Borth, Reutlingen.
 S. 304, 305, 306 u. 307: StadtA Rt., S 105/4 Nr. 937/27 a, S 105/1 Nr. 275.24, S 90 Nr. 354 und S 105/14 unverz.
 S. 308: Baurechtsamt Reutlingen, Planie 21, Baudiarium 1927 Nr. 134.
 S. 309 *li.*: Schularchiv des IKG, Foto: W. Borth.
 S. 309 *re.*, 310, 311, 312, 314, 315 u. 316: StadtA Rt., S 105/14 unverz. und Tiefbauamt Nr. 58.
 S. 313, 317 u. 319 *oben*: Fotos: Wilhelm Borth, Reutlingen.
 S. 318: StadtA Rt., S 105/14 unverz.
 S. 319 *unten*: GEA-Foto, Meyer.
 S. 320: Vorlage: Stadtmessungsamt Reutlingen 01/2004, Bansbach.